

Allan Campbell McLean

Am Berg des Roten Fuchses

Abenteuer im schottischen Hochmoor

Allan Campbell McLean

Am Berg des Roten Fuchses

Abenteuer im schottischen Hochmoor

Autor:

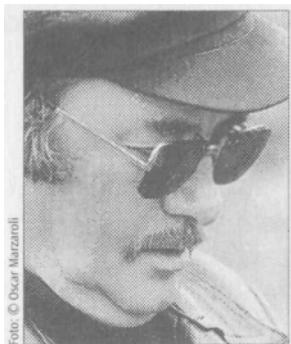


Foto: © Oscar Marzaroli

Allan Campbell McLean, 1922 in Schottland geboren, hat eine unruhige und aufregende Jugend verbracht. An festen Arbeitsstellen hat er es nie lange ausgehalten. Unfreiwillig sah er dann als Soldat im Zweiten Weltkrieg die ganze Welt. Seine Erfahrungen hat er in dem Antikriegsroman »The Glasshouse« verarbeitet. Ihm wurde klar, daß sein Talent im Schreiben lag, und so wurde er Schriftsteller. Er hat mittlerweile mehr als fünfzehn Romane geschrieben, von denen einige ausgezeichnet wurden. McLean lebt in Inverness/Schottland.

Buch:

Was als Erholungsreise ins schottische Hochmoor beginnt, wird zu einem atemberaubenden Abenteuer. Der 12-jährige Alasdair lebt mit seiner Mutter in London. In Schottland besitzen sie ein kleines Landhaus. Bereits die Zugfahrt ist sonderbar. Er beobachtet einen Mann, der

halbtot vor Angst ist, und einen zweiten, der diesen verfolgt. Als der Zug in einen Tunnel einfahrt, wird Alasdair ein Zettel mit einer geheimnisvollen Botschaft in die Hand geschoben. Was wird ihn am Berg des Roten Fuchses erwarten? Wer ist wirklich der Freund seines Vaters gewesen?

Ein Buch mit soviel Spannung und Atmosphäre, daß man sich gleich auf der ersten Seite an Robert L. Stevenson erinnert fühlt: Das ist kein Zufall, denn beide Autoren sind waschechte Schotten, die ihre Heimat und deren Bewohner überzeugend und liebevoll schildern. Unvergeßlich auch die Beschreibungen der einzigartigen Hochmoor-Landschaft, der abenteuerlichen Versammlungen ums Torffeuer, des wilden Lachsfischens, der einsamen Bergwanderungen.

Band 20051

Umwelthinweis:

*Dieses Buch wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier
gedruckt.*

Genehmigte Taschenbuchausgabe

Oktober 1995

Erstmals erschienen als C. Bertelsmann Taschenbuch

1991

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»The Hill of the Red Fox« bei William Collins Sons&Co.

Ltd., London

© 1968 by Allan Campbell McLean

© 1981 für die deutschsprachige Ausgabe

C. Bertelsmann Verlag GmbH, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

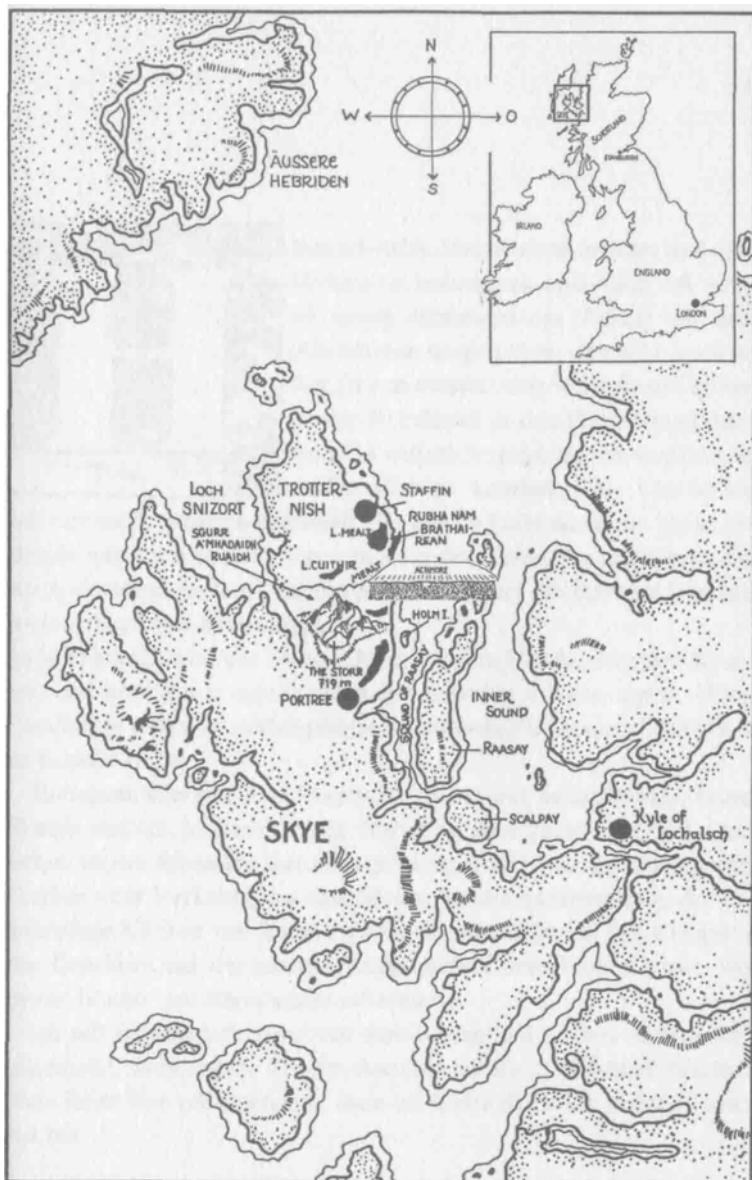
Umschlagbild und -konzeption: Klaus Renner

Herstellung: Peter Papenbrok

Druck: Pressedruck Augsburg

ISBN 3-570-20051-5

Printed in Germany





äte ich mich damals nicht erkältet und eine Bronchitis bekommen und hätte ich nicht an jenem Juniabend das Tablett mit dem Abendessen umgestoßen - ich wäre vermutlich nie von meiner ruhigen Straße in Chelsea zu der Nebelinsel in den Hebriden gekommen. So einfach fing das an. Ich vermute, es mußte alles so kommen: Die Geschichte mit der merkwürdigen Botschaft, die mir im Dunkeln in die Hand gedrückt worden war und mich zum Berg des Roten Fuchses führte, wo ich schlötternd im feuchten Heidekraut lag und die dunklen Umrisse meiner Verfolger beobachtete.

Aber ich fühle bereits Duncan Mors schwere Hand auf meiner Schulter, und höre ihn in seiner tiefen, befehlenden Stimme sagen: »Eine Geschichte sollte am Anfang beginnen, Alasdair Beag«, und damit hat er ja wohl recht.

Es begann alles an einem Juniabend, als wir drei, meine Mutter, Tante Evelyn und ich, in der winzigen Wohnung über Tante Evelyns Laden saßen. In der Wohnung war es ganz ruhig. Man hörte nur das dumpfe Dröhnen des

Verkehrs, das vom Sloane Square herüberdrang, das regelmäßige Klicken von Tante Evelyns Stricknadeln und das Klappern des Geschirrs aus der kleinen Küche neben dem Wohnzimmer, wo meine Mutter das Abendessen zubereitete.

Ich saß auf einem Schemel vor dem Kamin und las eine Abenteuergeschichte, doch meine Augen starnten auf die gedruckten Wörter, ohne ihren Sinn aufzunehmen, denn ich fühlte den Blick meiner Tante auf mir.

Nach einer Weile fragte sie: »Was liest du da, Alasdair?« »Ein Buch«, antwortete ich ohne aufzuschauen, denn ich hatte sehr wohl den mißbilligenden Ton in ihrer Stimme gehört.

»Alasdair, du bist wirklich ein sehr ungezogenes Kind«, rief sie aufgebracht.

Sie wußte, daß ich es nicht mochte, wenn man mich als Kind behandelte. Ich hob das Buch in die Höhe, damit sie nicht sehen sollte, wie mir die Röte ins Gesicht stieg.

»Natürlich liest du ein Buch«, fuhr sie fort. »Aber was für ein Buch? Sag bloß nicht, du liest noch mehr Unsinn über Prinz Charlie und seine großartige Rebellion.«

»Doch, es handelt von den Jakobiten und Prinz Charlie

und den Männern, die ihn bei sich aufnahmen, nachdem die Engländer einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten.«

Ich machte eine Pause und fügte dann trotzig hinzu: »Und außerdem ist das kein Unsinn.«

Das geschäftige Klick-Klick der Nadeln hörte auf. Ich wußte, daß es jetzt Krach geben würde, aber das war mir gleich.

»Die *Engländer* setzten einen Preis auf seinen Kopf«, sagte Tante Evelyn ungerührt. »Heißt das, du bist kein Engländer?«

»Nein«, antwortete ich, »ich bin Schotte.«

»Ein Schotte, der fast die ganzen zwölf Jahre seines Lebens in London verbracht hat«, sagte sie spöttisch.

»Ich bin auf Skye geboren«, antwortete ich hartnäckig, »ebenso wie mein Vater. Also bin ich ein Highlander.«

Meine Mutter kam mit dem Tablett herein und stellte es auf den niedrigen Tisch vor dem Feuer. Sie nahm mir das Buch aus der Hand und sagte müde: »Alasdair, du sollst nicht andauernd mit Tante Evelyn streiten. Das gehört sich einfach nicht.«

»Ich habe nur versucht, den Jungen von seiner Lektüre wegzubringen«, sagte meine Tante. »Das viele Lesen ist

nicht gut für ihn. Überleg bloß mal, wie viele Stunden er mit Lesen zubringt, anstatt draußen in der Sonne zu spielen. Du weißt, daß er sich nach seiner Bronchitis erholen muß. Wirklich, Anne, du solltest mal ein Machtwort sprechen. Kein Wunder, daß er so bleich und dünn ist.«

»Mit wem soll ich denn spielen? « rief ich. »Die anderen Jungen sind ja alle in der Schule.«

»Vor dem Abendessen war genug Zeit, da sind sie nicht in der Schule«, antwortete Tante Evelyn in einem Ton, der keinen Widerspruch duldet.

Ich steckte die Hände in die Hosentaschen und starrte auf meine Schuhe. »Nun, ich lese eben gern«, sagte ich laut.

Tante Evelyn legte ihr Strickzeug in den Schoß und sah meine Mutter an. »Anne, jeder kann sehen, daß der Junge nie einen Vater gehabt hat, der ihm Zucht und Ordnung beigebracht hätte«, erklärte sie. »Du bist viel zu großzügig mit ihm.«

Ich wußte, was nun kommen würde, und wollte sagen, daß es mir leid tat, um meiner Mutter zu helfen, aber die Worte blieben mir im Hals stecken. Und so saß ich störrisch da und starrte auf meine Füße, um meine Mutter

nicht ansehen zu müssen.

»Alasdair war zwei, als das Schiff seines Vaters unterging«, sagte meine Mutter ruhig.

»Meine liebe Anne, das ändert überhaupt nichts daran, daß der Junge sich zu einem Träumer und Bücherwurm entwickelt«, sagte meine Tante.

»Tante Evelyn mag mich nicht«, platzte ich heraus.
»Dauernd hat sie etwas an mir auszusetzen. Das ist - nicht richtig von ihr.« Ich sprang von meinem Schemel hoch und wollte aus dem Zimmer stürzen. Dabei erwischte ich mit dem Ellbogen das Tablett. Es kippte vom Tisch, und alles, was darauf stand, flog durch das Zimmer.

Danach trat eine schreckliche Stille ein, die eine Ewigkeit zu dauern schien, und ich stand wie angewurzelt da und sah mit einem dummlichen Gesicht auf die zerbrochenen Tassen, die Teeflecke auf dem hellen Teppich und die Milchpfütze, die immer größer wurde.

Als meine Mutter zu reden anfing, wußte ich, daß sie wirklich böse war. »Alles, was Tante Evelyn über dich gesagt hat, stimmt«, sagte sie zornig. »Du bist unhöflich und ungeschickt und kennst keine Rücksichtnahme. Wenn dich dein Vater jetzt sehen könnte, wäre er bestimmt nicht

stolz auf dich. Steh nicht so dämlich herum. Geh und hol einen Lappen und eine Schüssel mit Wasser, ehe der Teppich völlig verdorben ist.«

Ich tat, was sie mich geheißen hatte, und ihre Worte taten mir weher als eine Tracht Prügel. Noch schlimmer war das Bewußtsein, daß ich es verdient hatte und daß meine Tante triumphieren konnte. Ich erwartete, daß sie nun etwas Gehässiges sagen würde, aber sie bückte sich nur und hob die Scherben auf und half meiner Mutter, den Teppich zu säubern, ohne ein Wort zu sagen.

Was sie zu sagen hatte, kam später während des Abendessens.

»Anne, ich glaube, es wäre gut«, sagte sie mit Bedacht, »wenn du Alasdair zur Erholung nach Skye schicken würdest.«

Meine Mutter stellte ihre Tasse so hastig hin, daß der Tee überschwappte. Sie schluckte. »Wohin soll ich ihn schicken?«

»Nach Skye«, antwortete Tante Evelyn ruhig. »Bis du alles arrangiert hast, sind die Schulferien fast da, und außerdem lohnt es sich sowieso nicht mehr, Alasdair für die paar Tage noch in die Schule zu schicken, nicht nach

der schweren Krankheit. Ein schöner, langer Aufenthalt auf Skye wird dem Jungen gewiß außerordentlich guttun.«

Ich konnte die Bestürzung im Gesicht meiner Mutter sehen. Aber da war noch etwas anderes. Wenn die beiden nicht über mich gesprochen hätten, hätte ich gesagt, daß sie Angst hatte. Sie sah mich an und rieb mit der Handfläche an der Tischkante, als suchte sie Halt an etwas Solidem. »Aber wo soll er denn bleiben?« stammelte sie schließlich.

»In Achmore natürlich«, antwortete Tante Evelyn. Sie lächelte dabei, was sie sonst selten tat. »Ich kann diese gälischen Namen einfach nicht richtig aussprechen. Ich glaube, Leute in den Highlands werden mit einer besonderen Zunge geboren.«

»Achmore«, wiederholte meine Mutter, als habe sie den Namen noch nie im Leben gehört. Mir selbst war er bisher völlig unbekannt gewesen.

»Nun«, fuhr meine Tante fort und lächelte zum zweitenmal, »Alasdair besitzt doch ein Stück Land in Achmore, oder nicht?«

»Der Croft und das Häuschen gehören Alasdair«, sagte meine Mutter langsam. Sie sah mich dabei nicht an,

sondern hielt die Augen die ganze Zeit auf eine Stelle über meinem Kopf gerichtet. »Wenn er volljährig ist, kann er den Croft übernehmen, wenn er will.«

»Aber wieso gehört er mir?« fragte ich. »Wieso auf Skye?«

»Der Croft gehörte deinem Vater«, antwortete sie, »und davor seinem Vater. Du bist dort geboren, wie du ja wohl weißt!«

»Aber ich kann mich nicht erinnern«, fing ich wieder an.

»Natürlich nicht, Dummerchen«, sagte meine Mutter lächelnd. »Du warst gerade zwei Jahre alt, als wir nach London zurückkehrten.« Sie seufzte, und das Lächeln verschwand von ihrem Gesicht, das verhärmmt und erschöpft aussah. »Ich übersiedelte wieder nach London, nachdem Black Alasdairs Schiff untergegangen war.«

Black Alasdair, so hieß mein Vater - Alasdair Dubh auf gälisch.

»Aber warum hast du mir nie erzählt, daß ich einen Croft auf Skye besitze?« fragte ich hartnäckig.

Meine Mutter spielte nervös mit dem goldenen Ring an ihrem Finger, und es dauerte eine Ewigkeit, bis sie antwortete.

»Du bist ein kleiner Junge, der noch zur Schule geht, Alasdair«, sagte sie schließlich, »und der Croft in Achmore gehört dir erst wirklich, wenn du ein erwachsener Mann bist. Außerdem ist Skye weit weg.«

Tante Evelyn sah sie scharf an und sagte energisch: »Der Croft in Achmore gehört Alasdair, und dieser Verwandte von ihm, der all die Jahre umsonst darauf gelebt hat, müßte eigentlich hoch erfreut sein, ihn für ein paar Monate bei sich aufzunehmen.«

»Aber es ist kein naher Verwandter«, protestierte meine Mutter. »Es ist nur ein Vetter zweiten Grades von Black Alasdair.«

»Unsinn«, sagte meine Tante entschieden. »Du weißt genau, daß das in den Highlands ganz anders ist. Selbst ein Vetter zweiten Grades gilt dort als Mitglied der Familie, und ich bin absolut sicher, daß Mr...., Mr....«

»Mr. Beaton«, sagte meine Mutter. »Murdo Beaton.«

»Nun, ich bin sicher, daß Mr. Beaton und seine Frau sich um Alasdair kümmern werden, als sei er ihr eigenes Kind.«

»Seine Frau ist tot«, sagte meine Mutter mit einer merkwürdig tonlosen Stimme. »Er hat eine Tochter, aber

sie ist noch ein Kind, vielleicht so alt wie Alasdair. Seine alte Mutter führt den Haushalt für ihn.«

Tante Evelyn biß die Zähne zusammen, und das war immer ein Zeichen, daß ihre Geduld erschöpft war. »Das ist doch belanglos«, erklärte sie. »Alasdair hat jedenfalls viel zu viele Frauen um sich gehabt. Ein Mann tut ihm zur Abwechslung ganz gut.«

»Aber Murdo Beaton will ihn vielleicht gar nicht bei sich haben«, wandte meine Mutter ein.

»Hat er dir je auch nur einen Penny an Pacht bezahlt?« fragte Tante Evelyn.

»Nein«, gab meine Mutter zu. »Nachdem die *Empire Rose* untergegangen war, erhielt ich einen Brief von Murdo Beaton, in dem er mir schrieb, Black Alasdair habe ihm erlaubt, sich auf dem Croft niederzulassen, während wir in London seien. Damals war mir alles egal. Ich wollte nicht nach Skye zurück, und Alasdair war noch ganz klein.«

»Und Mr. Beaton sitzt seither auf dem Hof?« bohrte meine Tante weiter.

Meine Mutter nickte.

»Dann ist doch alles klar«, sagte meine Tante mit

Entschiedenheit. »Der Mann kann kaum nein sagen, nachdem du ihm gegenüber so großzügig gewesen bist.«

Meine Mutter warf mir einen bekümmerten Blick zu. »Aber die Reise«, sagte sie hilflos. »Von London bis nach Skye!«

»Du kannst ihn ja selber bis Glasgow bringen«, sagte Tante Evelyn, die nichts lieber tat, als anderer Leute Leben zu organisieren. »Du schlafst die Nacht in Glasgow und setzt ihn dann in den Frühzug nach Skye. Alasdair ist ja nicht auf den Mund gefallen und wird sich zu helfen wissen.«

»Aber er ist noch zu jung, um ganz alleine und für so lange Zeit von zu Hause fortzugehen.«

»Anne, wenn du nicht acht gibst, wird aus dem Jungen noch ein perfektes Muttersöhnchen«, sagte meine Tante streng. »Schließlich war sein Vater kaum älter, als er zur See ging, und soweit ich mich erinnern kann, hat es ihm nicht geschadet. Was meinst du wohl, wie er es sonst zum Kapitän gebracht hätte, bevor er dreißig war?«

»Aber Alasdair ist so schmächtig für sein Alter«, protestierte meine Mutter. »Und außerdem ist er erst zwölf.«

Ich sah den verächtlichen Blick meiner Tante auf mir ruhen, so daß es fast unwillkürlich aus mir herausbrach. »Ich bin fast dreizehn«, schrie ich, »und wenn ich einen Croft auf Skye habe, will ich ihn sehen, und den Weg kenne ich auch, weil ich ihn schon hundertmal auf der Karte verfolgt habe.«

Das wirkte. Die Einwände meiner Mutter waren beiseite gefegt, und als ich an jenem Abend ins Bett ging, schrieb sie bereits einen Brief an den Vetter meines Vaters in Achmore.

Ich weiß nicht recht warum, aber irgendwie hatte ich nie an eine Antwort von Murdo Beaton geglaubt. Für mich gehörte Skye ins Land der Träume, in die Geschichten von Prinz Charlie und seiner abenteuerlichen Flucht quer über die Insel in der Verkleidung einer Spinnerin. Es war eine ganz andere Welt als die, in der ich lebte. Zu meiner Welt gehörte der Geruch von Tante Evelyns Laden, sie war bestimmt von Rolltreppen und U-Bahnhöfen, von endlosen Straßen und Menschen, die nie Zeit hatten und immer in Eile waren, von toten Fliegen im Schaufenster von Mr. Goldsmiths Antiquitätenladen an der Ecke, wo ich morgens immer auf den Bus zur Schule wartete.

Es erschien mir unmöglich, daß ich dieses ferne Land gegen meine eintönige Welt eintauschen könnte.

Aber eines Dienstagmorgens kam der Brief. Ich erkannte ihn sofort, denn er trug den Stempel von Portree. Meine Mutter nahm ihn mir aus der Hand und setzte sich. Sie schien mich nicht zu hören, als ich sie drängte, ihn zu öffnen, obwohl sogar Tante Evelyn von meiner Aufregung angesteckt war.

»Oh, mach ihn doch auf, Anne«, rief sie. »Siehst du nicht, daß Alasdair ganz gespannt ist, was der Mann schreibt?«

Meine Mutter öffnete den Brief wortlos und entnahm dem Umschlag ein zerknittertes Blatt Papier, das von einem Notizblock stammte.

»Was schreibt er?« rief ich. »Kann ich kommen?«

»Liebe Frau Cameron«, las sie, »Sie wissen, wie sehr ich Alasdair Dubh in Freundschaft verbunden war. Ich freue mich natürlich, seinen Sohn bei mir aufzunehmen. Aber nach seinem Leben in der Stadt wird der Junge es hier merkwürdig finden; sind Sie daher nicht überrascht, wenn er Heimweh bekommt und ich ihn wieder nach London zurückschicken muß.«

Sie hielt inne.

»So lies doch weiter«, sagte Tante Evelyn.

»Das ist alles«, antwortete meine Mutter.

»Hm, hm«, machte Tante Evelyn, während sie die kurze Mitteilung noch einmal überflog. »Was für ein merkwürdiger Mensch. Da hätte man doch ein bißchen mehr erwartet.«

»Ich glaube kaum, daß er oft Briefe schreibt«, sagte meine Mutter.

Damit war die Sache erledigt. Die Kürze des Briefes war bald vergessen über den Aufregungen der Reisevorbereitung. Tante Evelyn übernahm das Kommando und machte eine Liste der Sachen, die ich brauchen würde. Meine Mutter war indessen merkwürdig wortkarg und abwesend, und ich mußte immer wieder denken, daß sie doch ein bißchen stolz auf mich hätte sein müssen, jetzt, wo ich zum erstenmal auf eigenen Füßen zu stehen begann. Mein Vater wäre bestimmt auf mich stolz gewesen, wenn er mich gesehen hätte.

Sofort nach dem Abendessen ging ich ins Bett. In Gedanken war ich bereits unterwegs über die purpurnen Berge auf meinem Weg in den Westen - unterwegs über

Berge und Seen, deren Namen wie stolze Schlachtrufe klangen. Ich lag lange Zeit wach und sagte immer wieder leise vor mich hin »nach Tummel und Loch Rannoch und Lochaber will ich fahren«, bis die Worte immer schneller wurden, wie die Räder eines Schnellzuges, und ich in einen unruhigen Schlaf versank.

Ich träumte, ich ging durchs Heidegras, als ich einer alten Frau begegnete, die einen Korb mit Torf auf dem Rücken trug. Ich nahm ihr den Korb ab, und als sie sich aufrichtete, sah ich, daß es nicht eine alte Frau, sondern Prinz Charlie war, und in meiner Überraschung schrie ich laut auf.

Die Stimme meiner Mutter flüsterte: »Pst, Alasdair, du hast nur geträumt.«

Ich versuchte, ihr zu erklären, daß ich Prinz Charlie gesehen hatte, aber ehe ich sprechen konnte, fühlte ich ihre kühle Hand, die mir über die Stirn strich, und ich versank in einen tiefen, traumlosen Schlaf.



s war ein sonniger Morgen, als uns Tante Evelyn zum Euston-Bahnhof brachte. Der schwach erleuchtete Bahnhof war von Leben und Bewegung erfüllt. Gepäckträger eilten hin und her mit ihren Wagen, die bis oben mit Gepäckstücken beladen waren; vor den 10 Schaltern bildeten sich lange Schlangen, und 10 Leute, die auf die letzte Minute kamen, rannten die Bahnsteige entlang, um ihren Zug noch zu bekommen. In regelmäßigen Abständen dröhnte eine Stimme aus den Lautsprechern, die die Abfahrt der Züge ansagte.

»Der Zug nach Glasgow über Rugby, Stafford, Crewe, Carlisle, planmäßige Abfahrt acht Uhr dreißig, fährt in fünf Minuten von Bahnsteig zwölf ab«, gab die Stimme jetzt bekannt.

»Wir müssen uns beeilen«, drängte ich und starrte dabei die ganze Zeit auf den riesigen schwarzen Minutenzeiger der Bahnhofsuhr, der sich langsam auf die halbe Stunde zu bewegte, »wir verpassen sonst noch unseren Zug.«

Tante Evelyn stand am Zeitungskiosk und suchte in aller Seelenruhe Lektüre für unterwegs für uns aus. Sie sagte

nur: »Hab dich nicht so, Alasdair. Ich hab noch nie einen Zug verpaßt. Das stundenlange Abschiednehmen kann ich sowieso nicht leiden.«

Sie wählte mehrere Zeitschriften und bezahlte; dann fügte sie in einem freundlicheren Ton — sie hatte wohl meine brennende Ungeduld bemerkt - hinzu: »Keine Sorge, wir verpassen deinen Zug schon nicht, das verspreche ich dir.« Tante Evelyn hielt ihr Versprechen. Sie besorgte uns zwei Eckplätze, brachte unser Gepäck im Netz unter und küßte meine Mutter zum Abschied, gerade als die schrille Pfeife des Schaffners ertönte.

Ich gab ihr durchs offene Fenster die Hand, und als ich sie zurückzog, fand ich einen Einpfundschein darin. »Danke«, rief ich überrascht, aber der Zug rollte bereits langsam aus der Halle, und ich glaube nicht, daß Tante Evelyn mich noch gehört hat. Aber sie lächelte und winkte, und ich hatte das Gefühl, ohne recht zu wissen weshalb, daß sie mit mir zufrieden war. Diese Einsicht kam so unerwartet, daß ich plötzlich das Bedürfnis verspürte, ihr zuzurufen, wie leid mir alles tat, was ich ihr in den vergangenen Jahren gesagt und angetan hatte. Aber solche Gedanken kommen einem stets zu spät, und wie um

sie für alles, was ungesagt geblieben war, zu entschädigen, winkte ich, bis sie zu einem winzigen Punkt in der Ferne geworden war. Ich winkte noch, als der Bahnsteig längst nicht mehr zu sehen war, so daß mich meine Mutter schließlich aufforderte, vom Fenster wegzugehen.

Ich erinnere mich kaum an die Fahrt nach Glasgow, obgleich ich die meiste Zeit zum Fenster hinausschaute und die grünen Felder und Wiesen an mir vorbeisausen sah. Meine Mutter war recht schweigsam und sprach nur, wenn ich sie etwas fragte. Von Zeit zu Zeit spürte ich jedoch, wie ihr Blick auf mir ruhte. Jedesmal, wenn ich zu ihr hinübersah, lächelte sie und wandte sich wieder ihrer Lektüre zu. Doch ich wußte, daß sie etwas bedrückte. Ich konnte nicht verstehen, wieso sie über meinen Aufenthalt auf Skye nicht ebenso froh und zufrieden war wie Tante Evelyn. Aber die wachsende Erregung und Begeisterung über die Reise, die vor mir lag, ließen mich die trübsinnigen Gedanken alsbald vergessen. In wenigen Stunden würden wir in Glasgow sein, und am nächsten Morgen würde ich mich alleine auf den Weg machen, genauso wie die einsamen Abenteurer in den alten Erzählungen.

Die Nacht in Glasgow verbrachten wir in einem Hotel in der Nähe des Queen Street-Bahnhofs, denn der Zug nach Mallaig fuhr bereits vier Minuten nach sechs in der Frühe. Nach dem Abendessen badete ich und ging anschließend ins Bett. Ich lag mit geschlossenen Augen da und horchte auf den Lärm des Verkehrs und konnte kaum glauben, daß ich endlich in Glasgow war und morgen bereits auf Skye sein würde. Meine Mutter trat so leise ins Zimmer, daß ich sie erst hörte, als sie flüsternd fragte: »Alasdair, schlafst du?«

»Nein«, sagte ich und machte die Augen auf. »Ich dachte gerade nach.«

Sie setzte sich neben mich auf den Rand des Bettes, und erst jetzt bemerkte ich, wie müde sie aussah.

»Worüber hast du denn nachgedacht?« fragte sie weiter.

Ich rieb meine Füße aneinander und fühlte mich wohlíg müde in dem bequemen, kühlen Bett.

»Bloß so«, antwortete ich und fügte dann bei dem Gedanken an die zornige Antwort, die Tante Evelyn parat gehabt hätte, hinzu: »Ich dachte an die Ferien auf Skye und wie sehr ich mich darauf freue.«

»Wirklich?«

Die Frage klang sanft, fast bekümmert, und war gewiß ohne Bitterkeit oder Bosheit. Und doch machte sie mich mit einemmal wütend. Ich setzte mich im Bett hoch und sagte aufgebracht: »Du meinst wohl, ich bin nicht alt genug, um allein nach Skye zu fahren? Du meinst, ich bin noch immer ein Wickelkind?«

Meine Mutter legte mir die Hand auf den Arm und schüttelte den Kopf.

Nach einer Weile sagte sie: »Ich möchte nicht, daß du enttäuscht wirst, Alasdair, das ist alles.«

»Wovon sollte ich denn enttäuscht werden?« fragte ich, noch immer aufgebracht, obgleich ich nicht mit ihr streiten wollte.

»Nun, das Leben dort ist völlig anders als in London«, antwortete meine Mutter. »Es ist ... nun, es ist sehr viel rauher.«

»Tante Evelyn behauptet, es macht einen Mann aus mir«, erwiderte ich.

»Tante Evelyn hat nicht die leiseste Ahnung, was es heißt, in einem schwarzen Haus auf Skye zu leben«, sagte sie ruhig.

»Was ist ein schwarzes Haus?« fragte ich. Es war das

erstmal, daß ich den Ausdruck hörte.

»Eine alte strohgedeckte Hütte mit muffigen kleinen Zimmern und gewaltigen Mauern mit winzigen Fenstern, durch die kaum Licht ins Innere dringt«, sagte meine Mutter.

»Ist mein Haus so ein schwarzes Haus?« fragte ich neugierig.

»Ja, es ist ein schwarzes Haus«, sagte sie ruhig, »mit kalten Steinfußböden und ohne Wasser und elektrisches Licht.«

»Aber was hat das alles mit mir zu tun?« rief ich in einer erneuten Aufwallung von Zorn. »Ich finde es nicht fair, daß du mir den ganzen Spaß verdirbst. Warum kannst du dich nicht ebenso darüber freuen wie Tante Evelyn?«

»Ich freue mich doch, Alasdair, ich freue mich sogar mächtig, daß du keine Angst hast, allein in ein ganz fremdes Land zu fahren«, sagte meine Mutter sanft.

»Aber für mich ist es doch gar nicht fremd«, sagte ich hartnäckig. »Ich kenne es doch in- und auswendig. Ich habe Dutzende von Büchern über Skye und Schottland gelesen.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Das ist es ja.«

»Wieso?«

Sie lächelte ein merkwürdiges, verkramptes Lächeln und sagte ernst: »Verstehst du denn nicht, Alasdair, ich möchte nicht, daß du verletzt wirst.«

»Ich paß gut auf mich auf«, sagte ich. »Ich versprech's dir. Ehrenwort. «

Es war ein altes Spiel zwischen uns, und meine Mutter lachte, als ich auf meiner Pyjamajacke ein Kreuz machte.

»Nicht eine körperliche Verletzung«, sagte sie ernst. »Eine Verletzung da drin. Weißt du, Alasdair, du hast zu viele Bücher gelesen über Dinge, die vor langer, langer Zeit geschehen sind. Du meinst, in den Highlands ist alles wunderbar, da gibt es nur prächtige Tartans und Dudelsackspieler und edle Clans. Aber diese Dinge gehören genauso der Vergangenheit an wie Prinz Charlie. In Wirklichkeit ist gar mancher deiner Highlander mies und gemein wie manche Leute in London auch. Mancher würde dich belügen und betrügen, wenn er glaubte, daß es ihm selber nützt. Sie sind genau wie andere Leute auch, nicht besser und nicht schlechter. Ich möchte, daß dir das klar ist, Alasdair, sonst wirst du Schaden nehmen.«

»Aber du bist Engländerin«, sagte ich hartnäckig.

»Nun, das macht dich zu einem halben Engländer«, sagte sie lächelnd.

»Aber ich bin auf Skye geboren«, sagte ich schnell. »Und außerdem fahre ich zu einem Freund meines Vaters.«

»War Murdo Beaton ein Freund deines Vaters?« sagte meine Mutter leise und halb zu sich selber.

»Natürlich«, erwiderte ich, »das steht doch in seinem Brief.«

»Ich weiß nicht«, sagte sie und runzelte dabei die Stirn, »ich weiß nicht recht.« Sie biß sich auf die Unterlippe, und ich konnte sehen, daß sie überlegte, ob sie weitersprechen sollte oder nicht; doch dann fuhr sie fort: »Black Alasdair hat mir nie von Murdo Beaton erzählt. Er sprach von vielen seiner Freunde auf Skye, aber von ihm war nie die Rede.«

»Aber mein Vater hat ihm doch den Croft überlassen, solange wir in London wohnten. Das hast du selbst gesagt«, entgegnete ich und versuchte, die plötzliche Wendung der Dinge nachzuvollziehen.

»Murdo Beaton hat *behauptet*, dein Vater habe ihm den Croft überlassen«, antwortete meine Mutter langsam. Sie seufzte und schüttelte müde den Kopf. »Ich bin mir eben

nicht sicher, Alasdair, und das ist es, was mich beunruhigt. Ich habe Murdo Beaton während meiner ganzen Zeit auf Skye nicht ein einziges Mal gesehen. Damals arbeitete er irgendwo auf dem Festland. Erst als dein Vater ... vermißt wurde, erhielt ich seinen Brief. Du warst damals gerade zwei. Aber heute — nun, heute sieht die Sache anders aus.«

»Ach, ich würde mir um Murdo Beaton keine Gedanken machen«, erklärte ich. »Er muß ein Freund meines Vaters gewesen sein, sonst hätte er es damals nie gewagt, dir zu schreiben.«

»Vermutlich hast du recht«, sagte sie zweifelnd und fuhr dann lächelnd fort: »Aber warum erzähl ich dir diese dummen Geschichten. Ich bin eigentlich nur noch einmal gekommen, um dir dieses Geschenk zu geben.«

Meine Mutter reichte mir ein kleines viereckiges Päckchen. Es war in festes Papier eingepackt. Ich drehte es hin und her und betrachtete es mit staunenden Augen.

»Es ist ein Geschenk, das du mit nach Skye nehmen sollst«, sagte meine Mutter.

»Aber was ist es denn?« fragte ich. »Es fühlt sich sehr hart an.«

»Pack es doch aus«, sagte sie lächelnd.

»Sag doch, was es ist«, rief ich und versuchte, den Klebestreifen vom Papier zu lösen.

»Etwas, was du noch oft anschauen wirst«, antwortete meine Mutter. Mehr wollte sie nicht verraten.

Schließlich riß ich das Päckchen einfach auf; unter dem Papier kam eine kleine Pappschachtel zum Vorschein. Ich hob den Deckel hoch: In der Schachtel lag eine Armbanduhr mit einem Lederarmband.

»Mann!« rief ich. »Die kann ich aber gut gebrauchen.« Ich versuchte, mir die Uhr um das Handgelenk zu legen, aber ich war dabei so aufgeregt, daß ich es nicht schaffte, den metallenen Dorn durch eines der Löcher in dem steifen Lederarmband zu bohren.

Meine Mutter machte sie für mich fest, aber das Armband hatte nicht genügend Löcher, um die Uhr sicher an meinem dünnen Handgelenk zu befestigen. Sie sah meine Enttäuschung und eilte in ihr Zimmer, um ihre Nagelschere zu holen, mit der sie ein weiteres Loch in das Armband stach, so daß die Uhr schließlich fest um mein Handgelenk saß. Ich zog sie auf und stellte sie nach der Uhr meiner Mutter; ich hielt sie ans Ohr und horchte auf

das regelmäßige Ticken.

»Sie hat Leuchtzeiger«, sagte meine Mutter. »Du kannst die Uhrzeit auch im Dunkeln erkennen.«

Ich kroch unter die Decke und machte eine dunkle Höhle, um das leuchtende Zifferblatt der Uhr auszuprobieren.

Meine Mutter lachte, als ich mit völlig zerzaistem Haar wieder auftauchte und ganz aufgereggt sagte: »Stimmt haargenau.«

»Fein«, sagte meine Mutter, »es freut mich, daß sie dir gefällt.« Und dann saßen wir in einem warmen, wohligen Schweigen beieinander, wie wir das in unserer Wohnung in London manchmal taten, wenn wir alleine waren.

Nach einer Weile begannen wir wieder zu reden, aber ich merkte, wie ich immer schläfriger wurde. Ich kämpfte mit aller Macht gegen meine Müdigkeit an, aber auf meinen Augenlidern schienen bleierne Gewichte zu liegen, und die Stimme meiner Mutter verlor sich im Verkehrslärm, sie drang nur noch von ferne an mein Ohr und verstummte plötzlich ganz. Dann hörte ich sie sagen: »Alasdair, schlafst du?« Ich rieb mir die Augen, streckte mich und gähnte.

Meine Mutter beugte sich zu mir herab und küßte mich

sanft auf die Stirn. »Schlaf jetzt«, sagte sie. »Morgen früh um fünf müssen wir wieder raus, und du hast eine lange Reise vor dir.«

Ich kuschelte mich tiefer in mein Bett, und sie steckte die Decke links und rechts fest.

»Und Alasdair ...«

»Ja?« sagte ich.

»Denk immer dran, was auch geschieht, daß du Black Alasdairs Sohn bist und daß jeder, dem du in Skye begegnest, an deinen Vater denken wird, wenn er dich sieht. Versuche zu sein ... wie er.«

»Wie Vater«, murmelte ich müde.

Ich drehte mich auf meine Seite und war fest eingeschlafen, bevor sich die Tür hinter ihr schloß.



m nächsten Morgen regnete es; es war ein feiner Dauerregen. Der Queen Street-Bahnhof sah zu dieser frühen Stunde so verlassen aus wie ein leerer Fußballplatz.

Meine Mutter und ich gingen schweigend den langen Bahnsteig entlang. Ich stieg ein und verstaute mein Gepäck im Netz. Jetzt, wo es ans Abschiednehmen ging, wußte ich nicht, was ich sagen sollte, und ich fühlte eine merkwürdige Leere im Magen, obgleich ich eben erst ein tüchtiges Frühstück mit Schinken, Ei und Würstchen zu mir genommen hatte.

Ich lehnte mich aus dem Fenster und wünschte, der Schaffner würde das Zeichen zur Abfahrt des Zuges geben, während meine Mutter unten auf dem Bahnsteig stand und sich mit einer Hand an der Waggontür festhielt.

»Streck den Kopf nicht aus dem Fenster, wenn der Zug fährt«, sagte sie. »Und in Mallaig brauchst du nur den anderen Leuten und den Gepäckträgern vom Bahnhof zur Pier zu folgen. Dein Schiff heißt *Lochnevis*, und du mußt erst in Portree aussteigen. Wenn dich Murdo Beaton nicht abholt, dann steigst du in den roten Bus, der am Landesteg

wartet, und bittest den Fahrer, er soll dich in Achmore rauslassen.«

Ich nickte mechanisch, denn ich hatte diese Anweisungen schon so oft gehört, daß ich sie nachgerade auswendig konnte, und so trat schließlich ein betretenes Schweigen ein. Es ist merkwürdig, wie einem so ein Schweigen gelegentlich mehr zusetzen kann als Worte, so daß man schließlich ganz kribbelig wird und das Gefühl hat, *wenn du jetzt nicht den Mund aufmachst, mußt du dich irgendwo verkriechen*, und dann bringt man überhaupt keinen Ton heraus. Aber dann schwenkte der Schaffner seine grüne Fahne, worauf der Zug mit einem plötzlichen Ruck anfuhr. Ich war nicht darauf gefaßt, so daß mich die plötzliche Bewegung beinahe umwarf. Als ich mich wieder gefangen hatte und ans Fenster zurückkehrte, waren wir bereits aus der Halle gefahren.

Ich beugte mich aus dem Fenster und winkte wie wild, und als ich meine Mutter so allein auf dem Bahnsteig stehen und zurückwinken sah, spürte ich einen Kloß im Hals. Ich hatte meine Mutter nie für klein gehalten; sie war einen ganzen Kopf größer als Tante Evelyn, und meine Tante war nicht gerade klein. Aber wie sie nun auf

dem menschenleeren Bahnsteig stand, wirkte sie merkwürdig klein und zart, und ich winkte noch, als sie schon lange nicht mehr zu sehen war, während der Zug über das Geflecht von Weichen und Schienen am Ende des Bahnhofs holperte.

Ich blieb am Fenster stehen, bis ich in der kühlen Morgenluft zu frösteln anfing. Dann drehte ich mich um und setzte mich ins erste beste Abteil. Das Fenster war durch den Regen beschlagen, doch ich konnte die endlosen Reihen von schmutzigen Häusern, die riesigen Fabrikschlote und die zahllosen Kräne, die spinnbeinig in den Himmel ragten, an mir vorbeiziehen sehen. Es war alles trübe und grau, und plötzlich sehnte ich mich nach der vertrauten Gemütlichkeit von Tante Evelyns Wohnung, nach dem Abendbrot am warmen Kamin, den herrlichen faulen Sonntagnachmittagen im Park oder auf dem Fluß. Nun war ich zum erstenmal in meinem Leben allein, und anstatt mich meiner Freiheit zu erfreuen, fühlte ich mich jämmerlich hilflos und einsam. Ich wünschte, die Sonne würde sich zeigen; ich schloß die Augen und zählte bis zehn und sagte zu mir: wenn ich die Augen aufmache, scheint die Sonne.

Ich war gerade bis acht gekommen, als die Stimme eines Mannes sagte: »Na, Junge, wohin fährst du denn?«

Ich fuhr zusammen und machte die Augen auf. Er lachte, als er mein erstautes Gesicht sah. »Du hast wohl gerade ein bißchen geträumt«, sagte er in dem breiten freundlichen Dialekt der schottischen Lowlands. »Du hast mich überhaupt nicht bemerkt.«

»Nein«, stotterte ich, »ich hab Sie nicht kommen hören.«

Er war ein beleibter Mann mit einem gütigen Gesicht, und wenn er lachte, hüpfte die Uhrkette, die quer über seinem Bauch hing, auf und ab.

»Ich dachte nicht, daß man mich übersehen könnte«, sagte er trocken, »aber vielleicht warst du mit viel wichtigeren Dingen beschäftigt, um jemanden wie mich zu bewundern.«

»Ich fahre nach Skye«, sagte ich stolz.

»So, so«, machte er, »das ist ein ziemliches Stück Weg für so einen kleinen Wicht.«

»Ich bin beinahe dreizehn«, sagte ich und wurde dabei rot. Ich hatte erwartet, daß er lachen würde, aber er tat nichts dergleichen. Er sah mich vielmehr mit gütigen Augen an und sagte langsam: »Du bist wohl zum

erstenmal allein unterwegs?«

»Ja«, sagte ich und schluckte fest. Meine Stimme klang wie die eines Fremden. »Aber woher wissen Sie das?«

»Och, nun ja«, sagte er und strich sich mit seiner gewaltigen Pranke bedächtig übers Kinn, »Jamie Finlayson ist nicht von vorgestern. Du mußt wissen, mein Junge, ich war kaum älter als du, als ich durch die Lande zu ziehen begann, und ich glaube, das erstemal, als ich von zu Hause wegging, hab ich ziemlich genauso ausgesehen wie du jetzt.«

»Ich freu mich aber auf Skye«, erklärte ich, obgleich mir in diesem Augenblick nicht so froh zumute war.

»Das ist ja schön, mein Sohn«, rief er. »Und wie heißt du?«

»Alasdair Cameron«, sagte ich.

»Ein guter schottischer Name«, sagte er, »und im übrigen würde ich am liebsten mit dir nach Skye fahren. Ein guter Mensch ist überall ein guter Mensch, aber ein guter Highlander ist ein König unter den Menschen. «

»Sind Sie schon mal auf Skye gewesen?« fragte ich schüchtern.

Er schlug sich auf die Schenkel und brach in wieherndes

Gelächter aus. »Du liebe Güte!« röhrte er. »Ob ich schon mal auf Skye gewesen bin! Und ob ich auf Skye gewesen bin! Von Ardvasar bis Duntulm bin ich über die Berge von Skye gezogen, und du kannst mir glauben, es gibt keinen schöneren Flecken auf Gottes weiter Erde, wenn du kräftige Beine hast und dir ein mächtiger Regenguß nichts ausmacht.«

»Sie haben wahrscheinlich viele Freunde dort?« sagte ich.

»Ja, ich hatte immer viele gute Freunde«, antwortete er. »Freilich, Alasdair, es gibt manchen Wildhüter auf Skye, der noch heute etwas darum gäbe, wenn er Jamie Finlayson in die Finger bekäme.« Er lachte sein gewaltiges Lachen, bis ihm die Tränen in die Augen traten. »Man würde mir das kaum zutrauen, so wie ich jetzt aussehe, aber es gab keinen Wildhüter auf der ganzen Insel, der mir je auf die Spur gekommen wäre. Aber die Zeiten sind lange, lange vorbei.«

Mein neuer Freund stieg in Helensburgh aus. Ehe er das Abteil verließ, schüttelte er mir feierlich die Hand und wünschte mir viel Glück. Er schob seine gewaltigen Körpermassen durch die Tür, drehte sich dann noch

einmal um und sagte ruhig: »Ich war immer gut Freund mit den Kesselflickern, Alasdair; brave Leute, das sagt man allgemein von ihnen. Wenn du jemals Hilfe von einem Kesselflicker auf Skye brauchst, sag ihnen, Jamie Finlayson habe dich geschickt.«

Und damit verschwand er. Sein polterndes Lachen hallte durch den Gang, und ich wußte damals nicht, daß mir der Name Jamie Finlayson noch einmal das Leben retten würde.

Ich bedauerte, daß er ausstieg, aber seine Gesellschaft hatte mich aufgeheizt, und ich schaute eifrig zum Fenster hinaus und verfolgte die Fahrt des Zuges in den Norden, entlang den Buchten mit ihren Lochs, vorbei an Garelochhead nach Arrochar bis ins Herz der großen Berge von Argyll. Der Zug fuhr durch die Schlucht, fuhr am Loch Lomond entlang, und ich reckte den Hals, um ein Stück des Ben Lomond zu sehen, aber der Berg war völlig im Nebel verschwunden. Es regnete unablässig, und überall war das Geplätscher von Wasser zu hören, das in kleinen Bächen über die Berghänge herunterstürzte. Alles war so grau und trübe, daß sogar die graue Rauchfahne, die aus einem Häuschen neben dem Bahngleis aufstieg,

etwas Farbe in das Bild brachte.

Wir erreichten Ardlui, das Tor zu den Highlands, und ich mußte daran denken, wie oft ich die Route auf meinem Atlas zu Hause verfolgt hatte.

Von Ardlui kletterte der Zug immer höher durch schweigende Berge, in denen weit und breit kein Haus zu sehen war, bis wir die kahle Einöde des Moors von Rannoch durchführen. Zwei Angler in Ölhäuten mit ihren Angeln über den Schultern stiegen in Rannoch aus. Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung, einer grauen, eintönigen Wildnis entgegen.

Weiter ging die Fahrt über endlose Moore, mit Torfgruben und einsamen kleinen Lochs hier und da. Der Regen prasselte unaufhörlich herab, und beim Anblick der nassen Moore dachte ich, daß die Sonne wohl nie auf diese einsame Landschaft schien. Wir fuhren am Spean entlang, bis wir uns schließlich unter der nebelbekränzten Schulter des höchsten Berges in Schottland, des Ben Nevis, befanden. In Fort William kam der Zug langsam zum Stehen.

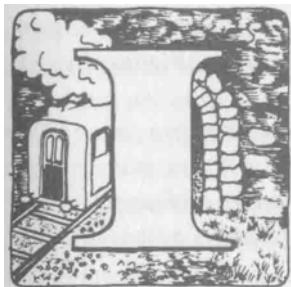
Wir hielten eine ganze Weile in Fort William. Ich lehnte mich aus dem Fenster und beobachtete, wie der

Speisewagen und zwei weitere Waggon abgekoppelt und auf ein Nebengleis rangiert wurden.

Ein Gepäckträger räumte gerade die letzte Insel von Gepäckstücken ab, als sich mein Zug wieder in Bewegung setzte. Ein paar Minuten nachher fiel mir zum erstenmal das seltsame Gebaren des Mannes im Gang auf. Er stand mit dem Rücken zu meinem Abteil; seine Hände hielten die Stange, die vor dem Abteiffenster angebracht war, fest umklammert. Ich schaute ihn zunächst nur kurz an und wandte mich dann wieder meinem Fenster zu. Ich weiß nicht, was mich veranlaßte, mich noch einmal nach ihm umzudrehen. Und jetzt fielen mir seine Hände auf. Sie hatten sich so fest um die Stange am Fenster gekrampft, daß die Knöchel weiß hervortraten. An der linken Hand war eine Narbe: eine lange, rotgezackte Linie, die quer vom Knöchel des kleinen Fingers bis zum Handgelenk verlief. Ich beobachtete die Hände des Mannes eine Zeitlang. Sie schlössen sich um die Fensterstange, als wollten sie sie in der Mitte durchbrechen, und lockerten ihren Griff nur, um gleich darauf noch fester zuzupacken. Mein Blick hing fasziniert an diesen Händen. Sie klammerten sich an die Fensterstange, wie sich ein

Ertrinkender an einen Rettungsring klammert. Doch dieser Mann war nicht am Ertrinken. Er stand im Gang des Zuges von Glasgow nach Mallaig, und um ihn herum waren Menschen, die er nur zu rufen brauchte.

Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, nicht einmal seinen Kopf. Aber seine Schultern und die geballten Fäuste sagten mir, daß irgend etwas mit ihm nicht stimmte. Ich wußte es, noch bevor er sich umdrehte, die Tür zurückschob und mir sein Gesicht zeigte.



ch starre auf den Mann in der Tür, der bewegungslos dastand und meinen Blick erwiderte. Es war ein junger Mann in einem schäbigen hellbraunen Gabardinemantel und einem Schlapphut auf dem Kopf. In seinem Gesicht stand der Schweiß. Er strich sich mit dem Handrücken über die Stirn und schaute kurz noch einmal den Gang entlang, bevor er die Tür hinter sich zuschob. Er durchquerte das Abteil mit zwei schnellen Schritten und blieb vor mir stehen.

Ich folgte seinem Blick und sah, daß er auf meinen Koffer gerichtet war. Vom Griff des Koffers hing ein Lederetui mit einem Etikett, auf dem in großen Druckbuchstaben mein Name sowie meine Adresse auf Skye standen. Tante Evelyn bestand auf Anhängern an unseren Koffern, wenn wir verreisten. Der Fremde blickte kurz auf den Anhänger, dann schob er ihn unter den Koffer, so daß man ihn nicht mehr sehen konnte, und setzte sich neben mich auf den Sitz.

Einen Augenblick lang überfiel mich panische Angst, und ich überlegte, ob ich aus dem Abteil flüchten sollte,

aber der Mann hätte mich mit Leichtigkeit zurückgeholt, noch bevor ich den Gang erreicht hätte. Und selbst wenn es mir gelungen wäre, den Schaffner oder jemand anderen auf mich aufmerksam zu machen, was hätte ich schließlich erzählen können? Daß sich die Hände des Mannes voller Verzweiflung um die Stange vor dem Fenster gekrampft hatten? Daß er schwitzte, obgleich ein kalter Wind vom Ben Nevis her durch das offene Fenster hereinblies und einen vor Kälte fast erstarren ließ? Daß er den Anhänger an meinem Koffer mit meiner Adresse versteckt hatte? Schließlich hatte der Mann nichts Unrechtes getan, so unheimlich mir sein Verhalten auch erscheinen mochte. Man würde mich auslachen und mir erzählen, daß ich phantasiert hätte. Man würde mich nach meinem Alter fragen und mir dann erklären, ich hätte zu Hause bei meiner Mutter bleiben sollen.

Ich starrte aus dem Fenster und wußte dabei genau, daß die Augen des Fremden die ganze Zeit auf mich gerichtet waren. Ich wollte aufstehen und davonrennen, doch meine Beine waren wie gelähmt. Ich war nicht einmal imstande, den Kopf zur Seite zu drehen, um den Mann neben mir anzusehen.

Ich verhielt mich ganz ruhig, obwohl ich vor Angst fast umkam. Die wachsende Gewißheit, daß mich diese würgenden Hände jeden Augenblick mit demselben verzweifelten Griff, mit dem sie die Stange vor dem Fenster fast aus ihrer Verankerung gerissen hatten, packen würden, machte mich fast wahnsinnig.

Das Geräusch der Tür, die aufgerissen wurde, ließ mich wie eine Marionette herumfahren. Ein Mann betrat das Abteil, schloß die Tür hinter sich und ließ sich uns gegenüber auf dem Eckplatz an der Tür nieder. Er trug einen braunen Tweedanzug und eine Tweedmütze, die er sich tief über die Augen gezogen hatte. Sein Gesicht war schmal und wettergegerbt, nicht wie die Gesichter, die man in London sieht. Es war das Gesicht eines Mannes, der die meiste Zeit seines Lebens im Freien verbracht hat. Das Auffälligste an ihm waren jedoch seine Augen. Sie waren von einem leuchtenden Hellblau und starnten unverwandt auf das Gesicht des Mannes neben mir.

Nach einiger Zeit zog er eine Nagelfeile aus der Tasche und begann, damit seine Fingernägel zu feilen. Ich beobachtete ihn aufmerksam; er senkte nicht eine Sekunde lang den Blick. Seine Augen waren unverwandt auf den

Mann in dem Gabardinemantel gerichtet. Ich mußte an eine Schlange denken, die ich einmal im Zoo in Regent's Park beobachtet hatte. Sie hatte dieselben Augen: dieselbe Kälte und denselben starren Blick.

Niemand sprach, es fiel kein einziges Wort, und doch hätte ich wetten können, daß sich die beiden Männer hier nicht zum erstenmal begegneten. Es lag eine Spannung in der Luft, die ich mir bestimmt nicht nur einbildete, ein Gefühl, daß sich hier zwei Menschen gegenübersaßen, die sich bis aufs Messer bekämpften. Obgleich keiner von beiden eine Bewegung machte, waren sie wie zwei Boxer, die lauernd in der Mitte des Rings standen und vorsichtig darauf warteten, daß der andere den ersten Schlag tat.

Der Mann mit den hellblauen Augen feilte weiter an seinen Fingernägeln herum. Er zog die Feile schnell und geschickt über seine Nägel, ohne auch nur einmal flüchtig hinzusehen. Er hatte breite, viereckige Hände mit kräftigen Fingern, handhabte die Feile jedoch so elegant und behutsam wie eine Frau.

Der Mann neben mir machte keine Bewegung, doch ich konnte fühlen, wie gespannt sein Körper war. Wieder kam mir der Gedanke, in den Gang hinauszustürzen und die

Gesellschaft von Menschen zu suchen, die Zeitschriften lasen und darüber einschließen, die miteinander redeten und lachten, die all das taten, was man normalerweise auf einer Bahnfahrt tut. Aber durch das Schweigen der beiden Männer war ich wie auf dem Sitz festgewachsen. Es hatte etwas Unheimliches. Ich wußte, daß ich es brechen würde, daß etwas passieren würde, sobald ich mich bewegte. So blieb ich unbeweglich in meiner Ecke sitzen und horchte auf das Schaben der Nagelfeile und den hastigen Atem des Mannes neben mir.

Der Zug raste westwärts, an Seen und Meeresbuchten vorbei, durch das Land von Morar hin zu den Inseln. Dies war das Land von Prinz Charlie. In Loch-nan-Uamh hatte sein Schiff angelegt; hier war der Prinz gelandet und hatte von hier aus versucht, ohne Heer eine Krone zu erobern. Hier in Morar schlug er sich ein Jahr später durch das Heidekraut; ein Flüchtender, auf dessen Kopf ein Preis stand.

Vielleicht war ja der Mann mit der Narbe auch auf der Flucht? Wurde er vielleicht ebenfalls durch dieses Land des Nebels und des Heidekrauts verfolgt? Doch meine phantastischen Gedanken verflogen, als der Zug

langsamer wurde und in den Bahnhof von Glenfinnan einlief.

Weit unter uns konnte ich am Ende des Loch Shiel das Denkmal für Prinz Charlie sehen: die steinerne Gestalt des Prinzen blickte hinaus über den See. Der Regen prasselte noch immer unaufhörlich herunter, graue Berge ragten, soweit man sehen konnte, aus dem grauen Nebel, und überall war das Geräusch von strömendem Wasser.

Der Zug fuhr mit einem Ruck wieder an. Noch immer herrschte dasselbe gespannte Schweigen im Abteil, doch ich fühlte eine Bewegung neben mir. Ich drehte mich um. Der Mann mit der Narbe hatte ein kleines schwarzes Notizbuch aus der Tasche geholt und schrieb darin. Nach einer Weile steckte er das Notizbuch wieder weg, vergrub beide Hände tief in den Manteltaschen und blieb nach vorne gebeugt sitzen. Der andere Mann machte keine Bewegung. Er feilte noch immer an seinen Nägeln, und seine leuchtend blauen Augen waren wachsam und entschlossen.

So saßen sie sich gegenüber, als der Zug in einen Tunnel einfuhr.

Kaum war das Abteil in völlige Dunkelheit getaucht, als

sich die kräftigen Finger einer Hand um mein Gelenk schlössen. Aus irgendeinem Grund, wahrscheinlich weil ich viel zu erschrocken war, wehrte ich mich nicht und gab auch keinen Laut von mir. Unter dem Druck auf meinem Handgelenk bog sich mein Arm; ich fühlte, wie mir ein Stück zerknülltes Papier in die Hand gedrückt und meine Finger darüber gepreßt wurden, wie mir schließlich die Faust mit der Papierkugel in meine eigene Manteltasche geschoben wurde. Die ersten Streifen von Helligkeit wurden bereits sichtbar, und der Zug verließ den Tunnel, ehe ich recht merkte, daß der Druck auf mein Handgelenk nachgelassen hatte und ich wieder frei war.

Der junge Mann saß noch immer vorn übergebeugt und mit beiden Händen in den Manteltaschen da, und der Mann mit der Nagelfeile beobachtete ihn mit derselben Eindringlichkeit wie zuvor. Alles war wie vor der Fahrt durch den Tunnel, bis auf das Stück Papier, das ich in meiner geballten Faust spürte, und bis auf das wilde Hämmern in meiner Brust.

Der Mann mit der Narbe erhob sich mit einem Ruck und trat auf den Gang hinaus. Kaum war er draußen, als der andere Mann seine Nagelfeile wegsteckte, aufstand und

ihm folgte. Ich ging auf die andere Seite des Abteils hinüber, von wo aus ich den Gang überblicken konnte. Der Mann mit der Narbe hielt sich an der Waggontür am Ende des Ganges fest, während der Mann im Tweedanzug unmittelbar vor dem Abteil stehengeblieben war. Er stand mit dem Rücken zu mir, doch ich wußte, daß seine leuchtend blauen Augen auf das Gesicht seines Opfers gerichtet waren.

Der Zug fuhr in Lochailort ein. Der Mann mit der Narbe trat etwas von der Tür zurück, um eine alte Frau aussteigen zu lassen. Er schlug die Tür selbst zu, und als der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, zündete er sich eine Zigarette an. Ich sah, wie sich der Rücken des Mannes im Tweedanzug entspannte, während der Zug am Bahnsteig entlang fuhr und wieder schneller wurde.

Was dann geschah, war so unerwartet, daß ich mich plötzlich im Gang befand, ohne zu wissen, wie ich dahin gelangt war.

Der Mann mit der Narbe spuckte seine Zigarette, die er eben erst angezündet hatte, aus, riß die Waggontür auf und sprang ab. Der andere drehte sich blitzschnell um und schaute mich an. Ich spürte förmlich, wie diese leuchtend

blauen Augen jedes Detail in meinem Gesicht und in meinem Äußeren aufsogen. Es war, als fotografierte er mich mit den Augen, um mein Bild in sein Gedächtnis einzugraben. Dann rannte er den Gang entlang, bis er die offene Tür erreichte, die wie wild hin und her schlug, und einen Augenblick schien es, als wolle er auch hinausspringen. Aber er hatte zu lange gezögert, der Zug fuhr bereits zu schnell.

Plötzlich schoß sein Arm in die Höhe, zur Notbremse. Ich hörte das metallene Quietschen der Bremsen; aber noch ehe der Zug zum Stehen gekommen war, hatte sich der Mann mit einem Sprung durch die offene Tür davongemacht.

Ich sah, wie er kopfüber die Böschung hinunterrollte, aber er war schnell wieder auf den Beinen und rannte in Richtung Lochailort davon. Dann war er hinter einer Baumgruppe verschwunden.

Der Gang füllte sich mit Menschen, die alle aufgeregt durcheinander redeten, und ich hörte eine Frau kreischen: »Es war ein Mann in einem braunen Anzug, ich hab gesehen, wie er aus dem Zug gesprungen ist.«

Der Schaffner erschien mit einem Notizblock in der

Hand. Ich hörte wieder dieselbe Frauenstimme. Der Schaffner feuchtete seinen Bleistift mit der Zunge an und begann zu schreiben. Niemand erwähnte den Mann mit der Narbe, und langsam dämmerte es mir, daß ich wohl der einzige Zeuge war, der seinen Sprung aus dem Zug beobachtet hatte.

Der Schaffner ging weiter, und als er sich an mir vorbeischob, sagte ich: »Ich habe den Mann mit der Narbe aus dem Zug springen sehen.«

Der Schaffner war ein alter Mann mit einer Uniformjacke, die ein bißchen zu groß für ihn war, was ihm ein leicht komisches Aussehen verlieh. Doch sein Gesicht hatte nichts Komisches, als er mich ansah. Es war rot vor Zorn.

»Hör zu, Bürschchen«, bellte er und stieß mir dabei einen breiten Zeigefinger in die Rippen, »es ist völlig überflüssig, daß du die Geschichte noch mit deinen eigenen Spinnereien ausschmückst. Es ist unglaublich, woran sich Leute erinnern können, wenn sie glauben, sie kommen dafür in die Zeitung. Eine Frau dahinten will sogar die Farbe seiner Augen gesehen haben. Schöne hellblaue Augen! Daß ich nicht lache!« Er schnob voller

Verachtung. »Wir haben fünfunddreißig Minuten Verspätung, und ein Passagier will in Beasdale raus. Also keine Geschichten hier, wenn ich bitten darf!«

Damit trabte er davon und ließ mich verdutzt stehen. Ich ging in mein Abteil zurück und setzte mich wieder hin. Der Zug war inzwischen angefahren, und erst jetzt merkte ich, daß ich noch immer das zerknüllte Stück Papier in meiner Hand hielt. Ich glättete es sorgfältig. Es war ein einziges dünnes Blatt aus einem Notizbuch. In Druckbuchstaben über das ganze Blatt geschrieben stand darauf: JAGD AM BERG DES ROTEN FUCHSES M15.

Ich las diesen einen Satz, ich las ihn noch einmal und ein drittes Mal, und je öfter ich ihn las, desto unbehaglicher wurde mir zumute. Dies war also die Nachricht, und der Mann mit der Narbe hatte sie mir in der Dunkelheit des Tunnels heimlich in die Hand gedrückt, ehe er sein Leben bei dem Sprung aus dem fahrenden Zug aufs Spiel setzte! Irgendeinen Sinn mußte der Satz haben. Wenn es sich um eine Jagd handelte, dann konnte es nur eine Fuchsjagd sein, aber soweit ich wußte, gab es in den Highlands keine Fuchsjagden. Die Wörter drehten sich mir im Kopf, und es dauerte eine ganze Weile, bis ich meinte, die naheliegende

Erklärung gefunden zu haben. Jagd konnte hier soviel wie Suche bedeuten. Nun, angenommen, ich sollte am Berg des Roten Fuchses nach irgend etwas suchen? Wie konnte der Absender dieser Nachricht allerdings wissen, ob ich überhaupt den Berg des Roten Fuchses finden würde? Und was in aller Welt hatte MI5 mit alledem zu tun? Ich wußte, daß U-Boote häufig mit einem einzigen Buchstaben und zwei Ziffern bezeichnet wurden, aber welchen Zusammenhang gab es zwischen einem U-Boot und einem Berg des Roten Fuchses?

Mein Herz schlug schneller bei dem Gedanken, daß es sich vielleicht um einen Schatz handelte, der am Berg des Roten Fuchses verborgen sein mochte. Vielleicht war der Mann mit der Narbe auf der Fahrt in den Norden gewesen, um den Schatz zu bergen, und sein Verfolger gehörte zu einer rivalisierenden Bande. Mir kamen all die Geschichten von Schiffen in den Sinn, die während des Krieges vor der Küste der Hebriden gestrandet waren. Vielleicht hatte eines davon Gold geladen, und seine geplünderte Ladung war in den Bergen versteckt worden. Aber das Ganze ergab noch immer keinen rechten Sinn. Es war doch völlig witzlos, mir eine Nachricht zuzuschieben,

wenn ich nicht gleichzeitig erfuhr, wo der Schatz verborgen war. Dergleichen passierte nur in Büchern.

Ich faltete das Stück Papier einmal und verwahrte es in meiner Brieftasche. Auf irgendeine Weise war ich in etwas verstrickt worden, wovon ich nicht das allergeringste begriff, und ich war entschlossen, Murdo Beaton um Hilfe zu bitten, sobald ich auf Skye angekommen war.

Ich sah nichts vom goldenen Sandstrand von Avisaig und merkte auch nicht, daß der Zug am Bahnhof von Mallaig hielt, bis ein freundlicher Gepäckträger an mein Abteifenster klopfte und meinte, ich müsse mich etwas beeilen, wenn ich nach Skye wolle. Ich packte meinen Koffer und rannte den langen Bahnsteig entlang, vorbei an den leeren Fischkästen, die einen penetranten Fischgeruch ausströmten.

Draußen vor dem Bahnhof, auf halbem Weg zur Mole, blieb ich in hellem Staunen stehen. Vor mir, über dem grünen Wasser des Sundes, erhoben sich die Berge von Skye. Zum erstenmal in meinem Leben wehte mir ein Hauch von den Inseln entgegen.



as königliche Postschiff *Lochnevis* tuckerte durch den Sund von Sleat nach Norden. Ein freundlicher Bootsmaat erklärte uns die verschiedenen Flaggen: die der königlichen Post am vorderen Mast des Schiffes, und am Großmast die Flagge der Reederei David MacBrayne, Ltd., ein rot-weißes Kreuz auf blauem Grund, über der die rote Flagge der britischen Marine wehte. Der Dampf er hatte nur einen Schornstein, der in einem grellen Rot angestrichen war, das oben ein breiter, schwarzer Streifen säumte.

Ich stand auf dem Deck und beobachtete die Möwen, die das Schiff umkreisten, und dabei kam mir eine Zeile aus einem Gedicht in den Sinn, das vom einsamen Schrei der Seevögel handelte. Die Matrosen glaubten, die Vögel seien die Geister verstorbener Seeleute. Die Art, wie sie das Schiff umkreisten, als wachten sie besorgt über seinen Kurs, hatte ganz gewiß etwas Merkwürdiges.

Auf dem Vorderdeck öffnete sich eine Tür; ich roch den würzigen Duft von Suppe und merkte erst jetzt, was ich für einen Hunger hatte. Ich ging hinunter in den

Speiseraum und setzte mich an einen Tisch, der mit einer Leiste eingefaßt war, damit die Teller und Tassen bei stürmischem Wetter nicht herunterrutschen konnten, und bestellte einen Teller schottische Brühe und Schinkensalat. Zu Hause wurde ich immer getadelt, weil ich nicht genug aß; die Luft in den Highlands hatte mich jedoch so hungrig gemacht, daß ich alles, was man mir vorsetzte, bis auf den letzten Bissen verschlang. Nach dem Essen ging ich wieder hinauf an Deck. Es regnete noch immer, und in den Gipfeln der Berge vor mir hingen gewaltige Massen dicker grauer Wolken. Ich lehnte mich über die Reling, ohne auf den Regen zu achten, und hielt den Blick auf die felsige Küste von Skye gerichtet.

In Kyle of Lochalsh wurden die Ladeluken geöffnet, und wir nahmen Kisten und Behälter, die am Kai gestapelt waren, an Bord. Ich staunte, mit welcher Geschicklichkeit die Männer die Kisten zu einer luftigen Pyramide auftürmten und ein Tau um sie schlangen, das an einem Haken am Ende eines Ladekrans befestigt war. Das ganze schwankende Gebilde wurde von dem Kran hoch in die Luft gehoben und zum Schiff hinübergeschwenkt, bis es über der gähnenden Öffnung der Luke schwebte. Auf ein

Kommando in gälisch aus der Tiefe des Laderraums ließ der Kranführer seine Last herunter.

Von Kyle fuhren wir weiter, vorbei an der Insel Scalpay nach Raasay, wo eine vierköpfige Familie an Land ging und sich dabei mit mehreren riesigen Koffern, mit Angeln, einigen Gewehren und drei Settern abmühte. Eine halbe Stunde später umrundete die *Lochnevis* eine felsige Landzunge und lief in die Bucht von Portree ein.

Die halbmondförmige Bucht war von einem Ende zum anderen mit Häusern bebaut. Die Küste stieg so steil an, daß die Häuserreihen, die sich terrassenförmig am Hang entlangzogen, wie Männer im Takelwerk eines Schiffes aussahen. Die *Lochnevis* näherte sich langsam der Pier. Ich blickte hinauf zur Brücke und sah die vierschrötige Gestalt des Kapitäns, der vor dem Steuerhäuschen stand. In diesem Augenblick hob er die Hand und schaltete die Sirene ein, und obwohl ich darauf gefaßt war, fuhr ich bei dem ohrenbetäubenden Tuten erschrocken zusammen. Ich hatte erwartet, daß Türen aufgerissen und Menschen auf die Straße stürzen würden, um zu sehen, was passiert war, aber alles blieb ruhig. Die Leute, die auf dem Weg zur Pier waren, schlenderten in gemächlichem Schritt die

Straße herunter, als sei nichts geschehen.

Als wir in unmittelbarer Nähe der Pier waren, warf ein Matrose vom Heck aus ein aufgerolltes Tau an Land. Zwei Männer auf der Pier griffen danach, zogen es zu sich heran und vertäuteten es um einen Poller.

Ein zweites Tau wurde vom anderen Ende hinübergeworfen, der Dampfer legte an der Pier an.

Ich musterte die Gesichter der Leute auf der Pier, während ich über den Landesteg ging, aber niemand schien meinen Blick zu erwidern. Eine merkwürdige Beklommenheit beschlich mich, als mir klarwurde, daß Murdo Beaton nicht gekommen war, doch ich versuchte sie abzuschütteln und schritt durch das altersschwache Drehkreuz auf die Straße hinaus. Der rote Bus wartete in einiger Entfernung am Straßenrand. Ich bat den Fahrer, mich in Achmore abzusetzen; er nickte kurz und setzte seine Unterhaltung mit einem bulligen Mann in Knickerbockern fort, zu dessen Füßen ein Collie saß. Ich ließ mich gleich vorne auf dem ersten Sitz nieder und beobachtete die Leute, die an uns vorbeigingen.

Zwei Wanderer mit riesigen Rucksäcken stiegen ein; die übrigen Passagiere schienen Leute aus der Gegend zu sein.

Ich bemerkte, daß die meisten Männer blaue Drillichanzüge und Tuchmützen trugen, und hielt vergebens nach den auffällig leuchtenden Farben eines Kilts Ausschau.

Nach einer Weile kletterte der Fahrer auf seinen Sitz, und der Bus setzte sich in Bewegung. Er fuhr einen steilen Berg hinauf und bog links ein in eine Straße mit Geschäften auf beiden Seiten. Auf einem großen offenen Platz, wo bereits eine ganze Reihe von Bussen standen, hielten wir wieder. Der Fahrer stieg aus. Ich sah ihm nach, wie er über den Platz ging und in einem der Geschäfte verschwand. Als er zurückkam, war er bepackt mit Zeitungen und Zeitschriften, die sorgfältig zu kleinen Bündeln zusammengeschnürt waren. Er legte sie in einer bestimmten Ordnung zurecht und verstautete sie unter seinem Fenster, wo er sie mit einem Lederriemen festzurrte.

Der Fahrer ließ den Motor wieder an und hatte den Fuß schon auf der Kupplung, als ein Mann über den Platz gerannt kam, der auch noch mitwollte. Er trug zwei große Pappkartons, und als er sie absetzte, hörte ich das gedämpfte Piepsen von Küken. Der Fahrer sprach ihn auf

gäisch an, der Mann lachte, und dann begannen die beiden eine lange Unterhaltung. Die anderen Busse auf dem Platz fuhren einer nach dem anderen ab, und ich dachte schon, ihr Gespräch würde überhaupt kein Ende mehr nehmen. Doch schließlich setzte sich der Mann mit den Küken irgendwo hin, und der Bus fuhr langsam über den Platz.

Wir verließen Portree, und ich konnte jetzt die Bucht in ihrer ganzen Ausdehnung unter mir liegen sehen. Ich sah die Dächer der Häuser an der Pier, das Hellgrün der Öltanks und die *Lochnevis*, die noch immer an der Pier festlag. Aus der Ferne sah sie aus wie ein Spielzeugdampfer, der an einer Miniaturpier festgemacht hatte.

Ich schaute auf die Uhr. Es war halb sieben. Als ich wieder aufsah, fuhren wir bereits durch Hochmoore, in denen weit und breit kein Haus zu sehen war.

Die Straße war eng und gewunden, und von Zeit zu Zeit mußte sich der Fahrer in eine Ausweichstelle, eine flache Ausbuchtung in der Straße, zwängen, um ein entgegenkommendes Auto passieren zu lassen. Wir fuhren weiter durch eine eintönige Moorlandschaft, die hier und

dort die schwarzen Narben frischer Torfstiche trug. Die Torfsoden waren in kegelförmigen Haufen am oberen Ende der Torfstiche aufgeschichtet. Kleine Schafe mit schwarzen Köpfen grasten im Heidekraut am Rand der Straße; manchmal humpelten sie aufgeregt über den Weg, wenn der Bus unerwartet aus einer Biegung vor ihnen auftauchte.

Wir fuhren an einem langen, schmalen See entlang, der bleiern und grau unter dem feinen Dauerregen dalag. An manchen Stellen schwappte das Wasser über das Ufer und überschwemmte den Fahrdamm. Dicht an der Straße stand ein Haus, das auf Pfählen über dem Wasser errichtet war. Ein Boot lag vor dem Giebelfenster im Wasser. Ein zweites Boot schwamm in der Mitte des Sees. Der Mann, der darin saß, schaute hoch, als der Bus vorbeifuhr. Als er sich bewegte, sah ich eine lange Angel, die sich vom Boot aus über das ruhige Wasser des Sees bog.

Die Straße wurde immer gewundener. Wir fuhren über kleine Brücken, unter denen die wilden Bergbäche schäumten. Überall war Wasser. Miniaturwasserfälle plätscherten über die felsigen Bergwände herunter, und im Moor, wo der Boden flach war, stand das Wasser in

kleinen Lachen. Wir kamen an einem einsam dastehenden Haus vorbei. Der Fahrer schob sein Fenster zurück und warf eine Zeitung hinaus.

Die Straße führte jetzt direkt an der Steilküste entlang. Ich erhaschte einen kurzen Blick vom Meer, das einige hundert Fuß unter mir lag. Zwischen der Straße und den Klippen lag nur ein schmaler Streifen Gras, aber dem Fahrer schien das nichts auszumachen. Er drehte sich immer wieder um und unterhielt sich auf gälisch mit dem Mann, der unmittelbar hinter ihm saß.

Hinter einer Brücke machte die Straße einen scharfen Knick, und dahinter versperrte uns eine Herde von zottigen Highland-Kühen, die mitten auf der Straße standen, den Weg. Sie machten keinerlei Anstalten, zur Seite zu gehen, sondern standen wie angewurzelt auf ihren kräftigen kurzen Beinen und glotzten uns mit großen, unbeteiligten Augen an. Der Fahrer bremste sehr plötzlich und schaltete in den ersten Gang zurück, aber er mußte eine ganze Zeitlang hupen, ehe sich die Tiere bequemten, aus dem Weg zu gehen. Die Nässe glänzte in den langen Haaren ihres Fells, und es war für mich ganz beruhigend, daß das metallene Fahrgestell des Busses zwischen mir

und ihren großen, geschwungenen Hörnern lag.

Der Bus holperte einen steilen Berg hinunter. Und wieder schob der Fahrer sein Fenster zurück, um ein Bündel Zeitungen hinauszuwerfen. In der Ferne sah ich zwei Häuser, einsame Behausungen inmitten eines trostlosen Moorgebiets.

Eine Stahlbrücke führte über eine tiefe Schlucht. Auf der anderen Seite lag vor uns ein großes graues Haus, das von einer Steinmauer umgeben war. Eine breite Auffahrt führte von der Straße zu dem Haus, und direkt neben der Auffahrt, etwas von der Straße zurückgesetzt, befand sich ein Briefkasten aus Holz. Auf der Tür des Briefkastens standen in weißen Lettern die beiden Worte ACHMORE LODGE. Ich drehte mich um nach dem Haus, bis der Bus den Berg auf der anderen Seite der Schlucht erklimmen hatte und das Haus nicht mehr zu sehen war.

Der Bus hielt schließlich auf einem ganz einsamen Stück der Straße. Nirgends war ein Haus in Sicht. Ich saß verdutzt da und regte mich nicht.

»Wir sind in Achmore, *a bhalaich*«, rief mir der Fahrer zu.

Ich erhob mich von meinem Sitz, bezahlte und stieg aus.

Ich sah dem Bus nach, wie er langsam davonfuhr, und mir sank das Herz, als er hinter einer Biegung verschwand und nicht mehr zu sehen war. Das fröhliche Lachen des Fahrers, die gälischen Laute, der Geruch von starkem Pfeifentabak, das Piepsen der Küken: das alles hatte ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit verbreitet; jetzt stand ich allein auf der Straße und war mir plötzlich wieder meiner Verlassenheit bewußt.

Ich stellte meinen Koffer auf die nasse Straße und sah mich um. Der Regen nieselte noch immer in feinen Tropfen herunter, und vom Meer kroch ein grauer Nebel an Land. Das Moor stieg auf der westlichen Straßenseite steil an. Oben am Hang entdeckte ich jetzt mehrere Häuser aus Stein. Der Abhang unterhalb der Häuser schien kultiviertes Land zu sein, und ich konnte die Umrisse eines Zaunes erkennen, der am Fuß des Abhangs verlief und den kahlen Streifen Moorgebiet, der sich von der Straße nach Westen ausdehnte, begrenzte. Allerdings schien kein Weg zu den Häusern hinaufzuführen. Ich stand also da im Regen und starrte voller Verzweiflung hinauf zu den Häusern und wußte nicht ein noch aus.

Als ich mich noch einmal umsah, stand plötzlich, nur

wenige Schritte von mir entfernt, ein Mann auf der Straße.



o er herkam, ist mir nie klargeworden. Er mußte irgendwo ganz plötzlich aus einer Mulde neben der Straße aufgetaucht sein.

Er trug eine verblichene blaue Drillichjacke über einem dicken

Seemannspullover, verschlissene Uniformhosen, die in feste, handgestrickte Socken gestopft waren, und gewaltige genagelte Stiefel. Alles an ihm war lang und hager, und die Linien in seinem Gesicht ließen allesamt nach unten, als habe sein Mund seit langem das Lächeln verlernt. Sogar sein Hund hatte einen hohlen Blick. Er schnupperte an meinen Beinen, aber sobald ich mich bewegte, zog er den Schwanz ein und schlich mit hängenden Ohren davon.

Mein Blick kehrte wieder zu dem Gesicht des Mannes zurück. Er hatte ein langes, schmales Gesicht, und seine Arme waren so lang, daß seine Hände unterhalb seiner Knie zu baumeln schienen. Aber dieser Eindruck mochte von seiner gebeugten Haltung herrühren. Er hatte kleine, beinahe farblose, tiefliegende Augen, buschige, sandfarbene Augenbrauen und eine vorspringende

Hakennase. Er lüftete die Mütze, um sie sich fester auf den Kopf zu drücken, und dabei sah ich sein strähniges rotes Haar. Die Bartstoppeln an seinem Kinn waren weiß und sahen aus, als habe er sich seit einer Woche nicht rasiert.

Er stand in der Mitte der Straße und sog an seiner langen Oberlippe. Sein Blick schien auf einen Punkt über meiner linken Schulter gerichtet. Ich wußte, wer er war, noch bevor er den Mund aufmachte; und ich wußte auch von diesem ersten Augenblick an, daß ich ihn nicht mochte.

»Nun, Alasdair«, sagte er, und seine große Pranke schluckte meine kleine Hand eine Sekunde lang in einem Händedruck, in dem weder Wärme noch Freundschaft lagen.

Er schwieg verlegen, und ich hatte das Gefühl, er suchte nach den passenden Worten. »Ich bin Mr. Beaton«, fuhr er dann fort, »der Vetter deines Vaters.«

»Ja«, sagte ich einsilbig. Es war mir gleichgültig, ob er mich für unhöflich hielt. Ich wußte nur, daß ich müde war und mir recht verlassen vorkam.

Er nahm meinen Koffer ohne ein weiteres Wort und schlug mit langen Schritten den Weg quer durch das Moor ein. Er schien nicht schnell zu gehen, aber ich mußte fast

rennen, um mit ihm Schritt zu halten.

Ich versuchte so gut es ging einen Weg zu finden und hüpfte von einem Büschel Heide zum nächsten, aber immer wieder stolperte ich in ein Wasserloch und sank dann bis zu den Knöcheln in den Sumpf. Ich hatte völlig nasse Füße, noch bevor wir fünfzig Schritte gegangen waren.

Wir überquerten einen reißenden Bergbach auf einer hölzernen Planke, die mit Seilen an einem metallenen Pflock festgemacht war. Der Boden wurde immer unebener. Zwischen Inseln von Heidekraut und hellgrünen Stellen von Torfmoos sprudelten winzige Bäche durch das Moor. Wir gingen an einer langen, in gerader Linie abgestochenen Torfgrube entlang, die volle fünf Fuß tief war und schwarz glänzte vor Nässe. Auf dem Grund der Grube hatte sich das Regenwasser zu einem kleinen See angesammelt.

Murdo Beaton kletterte vor mir auf einen Erdwall, über den zwei Reihen Stacheldraht gezogen waren. Wir sprangen auf der anderen Seite über einen Abzugskanal und hatten jetzt festen Boden unter den Füßen. Das Grasland stieg steil an und war durchfurcht von langen

Rinnen parallel verlaufender offener Entwässerungsgräben.

Vor uns standen fünf Häuser, die über die ganze Höhe des Berges verstreut waren. Murdo Beaton war meinem Blick gefolgt.

»Das ist Achmore«, sagte er. »Hier fangen die Gehöfte an.«

»Welches ist mein Haus?« rief ich mit plötzlicher Erregung.

Er sah mir zum erstenmal direkt ins Gesicht, und ich sah Neid und Abneigung in diesen kleinen blassen Augen. Aber er sagte nur: »Man kann es von hier aus nicht sehen.«

Wir stiegen weiter in die Höhe, und da lag es, in einer geschützten Mulde, die von den übrigen Häusern des Ortes aus nicht zu sehen war: das Haus, in dem ich geboren worden war.

Es schien ebenso natürlich aus dem Boden zu wachsen wie die Gruppe von Ebereschen, die unmittelbar daneben stand. Das Haus war ohne Mörtel aus unbekauinem grauem Stein gebaut; das Strohdach war durch ein Drahtnetz gegen die Gewalt der winterlichen Stürme

geschützt. Riesige Steine waren im Abstand von ein paar Fuß über dem Netz befestigt, damit es sicher verankert war. Die Mauern des Hauses wölbten sich leicht nach innen und waren an den Ecken abgerundet. Zwei tiefliegende, etwa ein Fuß große Fenster waren der Landstraße zugewandt wie zwei leere Augenhöhlen. Eine dünne Rauchfahne schlängelte sich aus dem einzigen Schornstein in die Luft, und mir stieg der würzige Geruch von brennendem Torf in die Nase.

Murdo Beaton duckte sich, als er seine lange, hagere Gestalt unter der massiven Steinplatte, die als Türsturz diente, hindurchschob. Ich folgte ihm durch die winzige Diele in die Küche.

In der Küche war es so dunkel, daß ich über die unebenen Fliesen im Fußboden stolperte. Er wies auf die lange Holzbank am Fenster. Ich setzte mich und sah mich in dem Raum um.

Die Wände bestanden aus rauen Brettern, die vermutlich vor langer Zeit einmal gestrichen worden waren, jetzt aber vom Rauch des Torfs völlig eingeschwärzt waren. Ein einfacher Tisch aus Kiefernholz stand gegenüber dem schwarzen offenen Herd; zwei

selbstgezimmerte Stühle flankierten die Feuerstelle, und an der mir gegenüberliegenden Wand stand ein kleiner Küchenschrank. Das war die ganze Einrichtung.

Zwei zinnene Teedosen standen auf dem Kaminsims, über dessen Mitte, ausgeblieben und kaum noch leserlich, der Spruch GOTT IST DIE LIEBE hing. Murdo Beaton lehnte sich gegen den Kaminsims und stocherte sich mit einem Streichholz in den Zähnen.

In der einen Ecke war eine Brettertür, die in einen zweiten Raum führte und durch welche jetzt eine alte Frau in die Küche geschlurft kam. Sie trug ein schwarzes Kleid und ein wollenes Kopftuch. Ich hatte noch nie jemanden gesehen, der so alt aussah. Ihr Gesicht war geschrumpft, so daß die Haut ihrer Wangen in schlaffen Falten herunterhing. Sie nahm mich nicht zur Kenntnis, sondern ließ sich auf einem der beiden Stühle am Herd nieder. Überrascht stellte ich fest, daß sie Männerstiefel trug.

Murdo Beaton redete mit ihr auf gälisch, worauf sie sich erhob und dabei etwas vor sich hin murmelte. Sie nahm einen Teller aus dem Schrank und füllte ihn mit Suppe, die in einem gußeisernen Topf auf dem Feuer kochte.

Er nahm den anderen Stuhl und rückte ihn an den Tisch

heran.

»Iß, Junge«, sagte er. »Großartige Geschichten gibt es hier nicht. Wir sind arme Leute in dieser Gegend und können uns keine Extravaganz leisten, weder im Essen noch sonst. Aber iß ruhig. Duilseagsuppe ist gut für dich.«

Ich machte einen lahmen Versuch zu beteuern, daß die Suppe sicher gut sei, und setzte mich an den Tisch. Ich dachte, er würde sich zu mir setzen, und wartete. Aber er ließ sich auf der Bank nieder, und erst jetzt begriff ich, daß ich alleine essen sollte.

Die Suppe war fett und abscheulich; der Geschmack des Seetangs reizte mich zum Speien. Ich zwang mich jedoch, die Suppe zu essen, und schluckte jeden Löffel schnell hinunter, entschlossen, mir meinen Widerwillen nicht anmerken zu lassen.

Als ich fertig war, hörte ich ihn wieder mit der alten Frau sprechen. Sie stellte daraufhin eine riesige Schüssel gekochter Kartoffeln vor mich auf den Tisch und einen Teller mit kaltem Fleisch. Ich nahm von den Kartoffeln, die in der Schale gekocht waren, und wußte nicht recht, ob ich die Schalen mitessen mußte.

Ich fühlte den Blick Murdo Beatons in meinem Nacken

und merkte, wie mir die Farbe ins Gesicht stieg.

»Magst du keine Schalkartoffeln, Junge?« sagte er.

»Doch, doch, sogar sehr«, antwortete ich und stieß das Messer in eine Kartoffel. Und um zu zeigen, wie gut mir alles schmeckte, begann ich die Kartoffel mitsamt der Schale zu essen.

Ich glaube, es war die ungemütlichste Mahlzeit, die ich je in meinem Leben zu mir genommen habe. Sie war schlimmer als das Essen an meinem Geburtstag, als Tante Evelyn mich und meine Mutter in ein vornehmes Restaurant eingeladen hatte und ich meinen Suppenteller über Tante Evelyns neues Kleid kippte.

Die alte Frau sagte kein Wort; ich hörte jedoch, wie sie vor sich hin brabbelte, während sie in der Küche hin und her schlurfte. Einmal ließ ich mein Messer auf den Teller fallen. Das klappernde Geräusch war in der Stille des Raumes so unnatürlich laut, daß mir war, als hätte ich etwas Unrechtes getan. Und ohne daß Murdo Beaton etwas sagte, wußte ich, daß sein Blick die ganze Zeit auf mir ruhte.

Ich war fast fertig, als die Tür aufging und ein Mädchen in die Küche stürzte. Sie war klein und schwarzhaarig, und

ich konnte in ihrem lebendigen, braungebrannten Gesicht keine Ähnlichkeit mit Murdo Beaton entdecken, obgleich sie seine Tochter sein mußte. Sie blieb unvermittelt stehen, als sie mich sah, und wollte gerade den Mund aufmachen, als Murdo Beaton sie unterbrach und auf gälisch etwas zu ihr sagte. Sie drehte sich daraufhin um, warf mir noch einen kurzen Blick zu und marschierte aus der Küche.

Ich aß vollends zu Ende und schob den Stuhl zurück. Murdo Beaton saß noch immer auf der Bank; als ich mich jedoch zu ihm umdrehte, hatte er den Blick von mir abgewandt. Er machte keine Anstalten, das plötzliche Verschwinden des Mädchens zu erklären, sondern starnte ins Leere und nagte an seiner langen Oberlippe. Die alte Frau hockte klein und verhutzelt auf ihrem Stuhl und brabbelte vor sich hin. Ich fragte mich, ob man in diesem Haus überhaupt je miteinander redete.

Ich war entschlossen, das bedrückende Schweigen zu brechen.

»War das Ihre Tochter?« fragte ich.

Seine Augen hefteten sich auf eine Stelle irgendwo über meiner linken Schulter.

»Ja, das war Main«, sagte er und fügte hinzu: »Sie holt

die Kühe zum Melken herein.«

Ich fragte mich, ob er sie absichtlich weggeschickt hatte, damit ich nicht mit ihr sprechen konnte, und mir kamen leise Zweifel, wie ich die langen Sommerferien in diesem freudlosen Haus überstehen sollte.

Schließlich erhob er sich und sagte: »Nun, Junge, du ruhest dich am besten ein bißchen aus. Du bist sicher sehr müde.«

Er schob mich in eine winzige Kammer auf der anderen Seite der Diele und blieb in der Tür stehen, bis ich meinen Koffer ausgepackt hatte.

»Nach der Großstadt wird dir das Leben bei uns hier nicht besonders zusagen«, meinte er schließlich.

Wenn ich in diesem Augenblick etwas hätte wünschen können, dann hätte ich mich in die wohlige Gemütlichkeit unserer Wohnung in Chelsea zurückgewünscht; aber etwas in Murdo Beatons Verhalten veranlaßte mich, meine Empfindungen zu verbergen, und so antwortete ich nur: »Ach, ich werde mich schon daran gewöhnen.«

»Ja, ja, schon möglich«, murmelte er mit einer Stimme, die keinen Zweifel daran ließ, daß er das am allerwenigsten wünschte.

Dann fiel die Tür hinter ihm ins Schloß, und er war verschwunden.

Ich sah mich in der Kammer um. Die grobe Holzverkleidung war wie in der Küche an manchen Stellen geplatzt und hatte keinen Anstrich. Den größten Teil des Raumes füllte ein altmodisches Bettgestell aus Messing aus; die Steinfliesen zwischen Bett und Tür waren nackt und kalt.

Ich zog mich in aller Eile aus und schlüpfte ins Bett. Das Bett war ohne Laken, und die groben grauen Decken kratzten mich im Gesicht und am Hals.

Ich dachte an meine Aufschneiderei zu Hause: wie ich mich über die bösen Ahnungen meiner Mutter lustig gemacht hatte und sie bedrängt hatte, mich nach Skye fahren zu lassen. Wenn ich zu ihr zurückkehrte, würde sie mich voller Mitleid empfangen; aber ich hätte den Spott Tante Evelyns nicht ertragen können. Für mich gab es kein Zurück, ich mußte bis zum Ende der Ferien hier ausharren.

Mir kam die geheimnisvolle Botschaft in meiner Brieftasche wieder in den Sinn: JAGD AM BERG DES ROTEN FUCHSES. Was konnte das bloß heißen? Meine Gedanken drehten sich im Kreise und folgten dabei immer derselben

Spur. Doch was immer die Botschaft bedeuten mochte, das eine stand fest: Murdo Beaton würde nichts davon erfahren!

Ich zog mir die Decken über den Kopf und versuchte einzuschlafen; doch dann hörte ich das Knarren der Haustür, die sich öffnete, und das Gemurmel von Stimmen in der Küche. Ich horchte gespannt und vernahm die sanfte Stimme eines Mädchens, der eine rauhe Männerstimme ärgerlich antwortete.

Dann war wieder alles still. Ich drehte mich auf die Seite und fragte mich schlaftrig, was das alles zu bedeuten hatte.



in warmer Sonnenstrahl auf meinem Kissen weckte mich am nächsten Morgen. Ich rieb mir die Augen, gähnte und streckte mich behaglich. Ich blinzelte verschlafen und überlegte, wie die Sonne durch die hohe Mauer des Hauses vor meinem Schlafzimmerfenster gedrungen war. Erst als ich die Augen richtig geöffnet hatte und meine Kleider über der Stange am Fußende des Bettes hängen sah, fiel mir ein, daß ich inzwischen weit weg war von London.

Ich fischte unter dem Kopfkissen nach meiner Uhr. Es war acht. Trotz der unebenen Strohmatratze und trotz meiner unguten Gefühle und Befürchtungen am Abend hatte ich tief und fest geschlafen.

Ich zog mich hastig an und machte die Tür auf. Aus der Küche war kein Laut zu hören. Ich schlich auf Zehenspitzen durch die Diele. Vorsichtig machte ich die Haustür auf und trat ins Freie.

Ich trat in eine neue Welt. Vor lauter Überraschung blieb ich stehen. Verflogen war der Nebel, verflogen der Regen und das diesige Grau von gestern. Die Sonne leuchtete an

einem strahlend blauen Himmel, über den weiße Wolken in dünnen Fäden hinzogen. Die grünen Wiesen rings um die Häuser fielen steil ab zum warmen Braun des Moors, in das sich der purpurne Schimmer des Heidekrauts mischte. Das Moor reichte bis ans Meer, das so ruhig dalag wie ein See im Park und dessen tiefes Blau mich an gewisse Gemälde von italienischen Grotten erinnerte, die ich irgendwo einmal gesehen hatte. Es war der Sund von Raasay.

In der Mitte des Sunds lag wie ein langes vor Anker liegendes Wikingerschiff die Insel Rona. Ich sah die silbrige Gischt, die die Strömung über die Felsen am nördlichen Zipfel der Insel spülte, und dann glitt mein Blick über ihren dunklen, purpurroten Strand. Rona, die Heidekrautinsel. Es erschien mir unmöglich, daß auf diesem zerklüfteten Felsrücken Heide wachsen sollte.

Mein Blick glitt über das stille Wasser des Sundes zurück und fiel auf die Landstraße, die sich wie ein weißes Band durch das braune Moor schlängelte. Ich folgte ihr in südlicher Richtung und entdeckte das Dach von Achmore Lodge und dahinter die Schlucht. Die Straße stieg aus der Schlucht auf, und ich folgte ihr durch das Moor, bis sie

sich am fernen Horizont verlor.

Im Westen verlief die Straße am Fuß einer langen Bergkette, die sich in weitem Bogen um Achmore legte und sich in einer ununterbrochenen Linie fortsetzte, soweit das Auge reichte. Merkwürdige Zacken von schwarzem Fels stießen in den blauen Himmel, und unmittelbar westlich von Achmore Lodge, dem Herrenhaus, ragte ein kegelförmiger Gipfel empor, um den sich weiße Wölkchen gelagert hatten. Unterhalb des Gipfels war eine schwarze Mulde, die wie eine große Untertasse aussah und über die sich der ganze Berg zu neigen schien. Die Luft war so klar, daß ich jede Vertiefung und jede Narbe, jedes Loch und jeden Abgrund erkennen konnte. Am Hang eines grünen Hügels entdeckte ich die winzigen weißen Flecke grasender Schafe.

Mairi Beaton mußte bereits eine ganze Zeitlang neben mir gestanden haben, ehe sie sprach. »Was ist mit dir?« fragte sie.

Ich fuhr zusammen und sah sie entgeistert an. Sie war barfuß, ihre Beine waren dunkelbraun von der Sonne.

»Was ist mit dir?« wiederholte sie schüchtern.

»Nichts«, sagte ich und fügte nach einer Weile lahm

hinzu: »Ich habe mir nur die Gegend angesehen.«

»Aber dein Gesicht«, fing sie wieder an.

»Was ist mit meinem Gesicht? « fragte ich und kam mir plötzlich ziemlich albern vor. »Stimmt etwas nicht mit meinem Gesicht?«

»Doch, doch«, sagte sie und bohrte ihre Zehen ins Gras, »du hast nur ausgesehen, als schliefest du noch ... und träumtest.«

Sie hatte eine weiche, singende Stimme. Sie sprach so langsam und zögernd, als müsse sie erst aus dem Gälischen übersetzen.

»Ich habe nur die Gegend betrachtet«, wiederholte ich. »Gestern im Nebel und Regen konnte ich gar nichts sehen und war darum heute ziemlich überrascht.«

»Gefällt dir, was du siehst?« fragte sie.

Ich nickte. »Ich hatte immer geglaubt, daß es auf Skye so ähnlich aussehen müßte, aber ich hätte nie gedacht, daß man hier meilenweit sehen kann.«

Ich konnte das Gefühl der Freiheit, das ich empfand, nicht in Worte fassen; aber wie hätte sie wissen sollen, was es bedeutete, in den Straßen einer großen Stadt eingesperrt zu sein!

»Wie ist es in London?« fragte sie neugierig.

»Ach, da gibt es nur Leute und Straßen und im Winter Nebel«, sagte ich.

»Warst du schon einmal im Buckingham-Palast?« wollte sie wissen.

Ich nickte.

»Ist er sehr groß und schön?« fragte sie weiter.

»Groß schon«, sagte ich.

»Hast du die Königin schon mal gesehen?«

Die Fragen kamen nun schnell wie Gewehrsalven.

»Nein, nur den Palast«, sagte ich so beiläufig wie ich konnte, weil ich wußte, daß sie mich mit großen Augen beobachtete.

»Das muß schön sein, den Palast der Königin zu sehen«, rief sie.

»Ach, ich weiß nicht«, sagte ich. »Auf mich machte er eher einen verlassenen Eindruck. Jedenfalls würde ich nicht darin leben wollen.«

»Würdest du lieber auf Skye leben wollen?«

»Ja«, sagte ich und dachte an diesem herrlichen Morgen nicht an das hagere, unwirsche Gesicht ihres Vaters. »Du nicht?«

»Ich weiß nicht«, antwortete sie langsam. »Ich bin noch nie von Skye fortgewesen.«

»Möchtest du London sehen?«

Sie kicherte.

»Die Cailleach behauptet, die Leute in den Städten seien alle böse. Sie sagt, sie kommen alle in die Hölle.«

»Was ist eine Cailleach?« fragte ich überrascht.

»Eine Cailleach ist eine alte Frau«, erklärte sie. »Meine Oma nennen wir die Cailleach.«

»Ist sie denn jemals in London gewesen?« fragte ich.

Das Mädchen schüttelte den Kopf, so daß ihre dunklen Zöpfe hin und her wippten.

»Woher weiß sie dann, daß alle Städter in die Hölle kommen?« fragte ich.

»Och, er selbst sagt auch, daß die Leute in den Städten verdorben sind«, erklärte sie. Sie bemerkte, daß ich ihr nicht folgen konnte, und fügte schnell hinzu: »Mein Vater.«

Bei der Erwähnung seines Namens sah sie sich nervös nach dem Haus um, als fürchtete sie, ihn in der Tür zu erblicken.

Sie war verstummt. Ich mußte an Murdo Beaton und

seine kaum verhohlene Feindseligkeit mir gegenüber denken und fragte mich, warum seine eigene Tochter vor ihm Angst hatte. Vielleicht weil ich gekommen war. Vielleicht hatte sie Angst, im Gespräch mit mir ertappt zu werden. Das würde ihren ängstlichen Blick zur Haustür erklären.

»Dein Vater mag mich wohl nicht?« sagte ich unvermittelt.

Sie sah auf den Boden und fuhr mit einem ihrer nackten Füße nervös durchs Gras.

Ich wiederholte meine Frage. Sie warf einen kurzen Blick auf das Haus und murmelte: »Ich weiß nicht.«

»Natürlich weißt du das«, platzte ich heraus. »Was hat er denn gestern abend zu dir gesagt, als ich in der Küche saß?«

»Er hat mir befohlen, die Kühe zusammenzutreiben«, antwortete sie ruhig. Dann sah sie mir fest in die Augen und fuhr fort: »Als ich zurückkam, sagte er, ich soll mit dir nicht sprechen.«

»Aber wieso denn nicht?« fragte ich verwundert.

»Ich glaube, er will dich hier nicht haben«, sagte sie, und dann brach es in einem plötzlichen Wortschwall aus ihr

heraus: »Meine Kusine aus Broadford wollte die Ostertage hier verbringen, aber er hat es nicht erlaubt.«

»Aber wieso denn nicht?« wiederholte ich etwas hilflos.

»Vielleicht hofft er, daß du wieder verschwindest, wenn du hier niemanden zum Reden hast«, sagte sie.

Wenn der Croft nicht mir gehörte, dachte ich, dann hätte er mich erst gar nicht hierherkommen lassen. Nun schien es, daß er entschlossen war, mir meinen Aufenthalt hier so unangenehm wie möglich zu machen. Weshalb nur?

»Immerhin hältst du dich nicht an das Verbot, sonst würdest du jetzt nicht mit mir reden«, sagte ich etwas aufgeheiterter.

Ihre schmale braune Hand berührte einen Augenblick lang meinen Arm. »Du sagst ihm doch nichts davon?« bat sie ernst.

»Natürlich nicht«, sagte ich, »aber was wird er sagen, wenn er dich hier sieht?«

»Wir sind im Augenblick ziemlich sicher vor ihm«, antwortete sie ruhig, »gewöhnlich schläft er bis gegen elf Uhr.«

»Wieso denn das?« fragte ich.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Die Leute hier stehen nicht

allzufrüh am Morgen auf.«

Ich sah den Rauch, der aus den Schornsteinen der anderen Häuser in Achmore aufstieg, und hatte das Gefühl, daß sie mir irgendwie auswich, aber da ich nur zu glücklich über ihre Gesellschaft war, verfolgte ich diesen Eindruck nicht weiter.

»Habt ihr hier Kälber?« fragte ich sie.

»Komm mit, ich zeig sie dir«, sagte sie, und man sah ihr an, wie froh sie war, vom Haus wegzukommen.

Ich folgte ihr über den Hof zum Kuhstall. Der Kuhstall unterschied sich von außen kaum von dem Haus, außer daß die Mauern keine Fenster hatten und das Strohdach nicht so gut gepflegt war. Die Mauern bestanden aus denselben unbehauenen Steinen, die ohne Mörtel aufeinandergesetzt waren. Ich staunte, wie Menschen solche riesigen Steinbrocken heben und aufeinanderschichten konnten.

Im Stall war es dunkel. Das einzige Licht fiel durch eine kleine Luke im Dach, die mit einer holzgerahmten Glasscheibe abgedichtet war. Ich brauchte einige Zeit, bis ich die vier Boxen mit den vier in die Wand eingelassenen Drehringen erkannte. Zwei schwarze Kälber waren

zusammen in einer Box, und als sie uns sahen, zerrten und zogen sie an ihren Halftern und blickten uns mit großen, flehenden Augen an. Ich kraulte sie am Kopf, und dabei stießen sie mir ihre feuchten Nasen gegen den Arm. Zwei rauhe Zungen schabten wie grobes Sandpapier über meine Haut, so daß ich schleunigst die Hand zurückzog.

»Dürfen sie nie hinaus in die Sonne?« fragte ich.

»Mein Vater führt sie auf die Weide, sobald er aufgestanden ist«, antwortete sie. »Sie werden festgebunden.«

Ich sah die beiden langen Stricke über einem Balken hängen. Sie hatten einen Metallring in der Mitte, eine Schlinge an einem Ende und einen Pflock aus Metall am anderen.

»Wir könnten ihm doch die Arbeit abnehmen«, schlug ich vor.

»Versuch's nur«, erwiderte sie, »sie würden dich hinter sich herziehen wie nichts. Auch ein ausgewachsener Mann schafft nur ein Kalb auf einmal. Das sind kräftige kleine Kälbchen.«

Sie tätschelte ihnen stolz den Rücken und ging dann zum anderen Ende des Stalls.

In dem Verschlag in der Ecke war ein Häufchen Heu, in dem zwei Hennen nisteten. Sie hatten tiefe Kuhlen in das zusammengesackte Heu gewühlt, so daß nur ihr Rücken zu sehen war. Ihre funkelnden Marmeläuglein beobachteten mich mißtrauisch. Ich wunderte mich, wie sie wohl in den Stall gekommen waren, und sah im gleichen Augenblick, wie sich eine Henne durch eine kleine Öffnung im Dach über dem Heu zwängte und zu den beiden anderen ins Nest herunterflatterte.

Die Kälber wurden immer unruhiger und fingen an, wie wild in ihren Boxen herumzutoben. Mairi meinte, sie hätten Hunger, wir sollten uns vielleicht um die Kühe kümmern, denn für die Kälber gab es nichts zu fressen, ehe die Kühe nicht gemolken waren.

»Weißt du denn, wo die Kühe sind?« fragte ich.

»Och, die sind draußen auf der Dorfweide am Hang«, sagte sie.

»Aber wo?« fragte ich und dachte dabei an die endlosen Moore, die sich meilenweit übers Land hin erstreckten. »Sie könnten sich doch bis hinüber auf die andere Seite von Skye verirrt haben.«

»Warte nur ab«, sagte sie lächelnd. »Die Kühe wissen,

wann sie mit dem Melken dran sind, und entfernen sich daher nicht allzuweit vom Haus.«

Sie ging voran ins Freie und führte mich am Haus vorbei auf den Berg hinauf. An der Stelle, wo das Haus stand, war ein Stück aus dem Berg gehauen, und man konnte glauben, die hintere Mauer sei eins mit dem Fels. Wir waren noch nicht weit gegangen, als ich mich umdrehte und entdeckte, daß ich auf das sorgfältig gedeckte Strohdach meines Hauses hinabsah.

Das Gras war hier weich und grün. Die Wiese wurde von einem aufgeschütteten Erdwall begrenzt. Dahinter lag ein tiefer Wassergraben. Jenseits des Walls lag welliges Moorgebiet, das sich bis zum Fuß der fernen Berge erstreckte.

Ich richtete den Blick wieder auf den Kegel oberhalb der tellerförmigen Mulde, aber Main war bereits auf dem Wall und winkte mich zu sich hinauf.

Als ich neben ihr stand, sah sie auf meine Sandalen und sagte: »Am besten ziehst du die Schuhe aus. Deine Sandalen werden bloß naß.«

Wir sprangen über den Wassergraben und stapften über den unebenen Boden. Weit und breit waren keine Kühe zu

sehen. Ich fragte, wo sie hinwolle.

Sie zeigte auf einen grasbewachsenen Hügel.

»Zum Cnoc ant-Sithein«, sagte sie.

»Wohin?«

»Zum Feenhügel«, antwortete sie. »Als die Cailleach jung war, wagte sich niemand bei Dunkelheit in seine Nähe.«

»Was für ein Unsinn«, sagte ich, mußte jedoch, wenn ich ehrlich war, zugeben, daß ich selbst auch nicht scharf darauf wäre, in stockfinsterer Nacht allein hier draußen im Moor spazierenzugehen. Damals wußte ich noch nicht, wozu mich Angst und Verzweiflung einmal treiben würden.

Wir übersprangen einen schmalen Bergbach und suchten unseren Weg durch das dichte Heidekraut. Es war mir schleierhaft, wie sie barfuß auf der dornigen Heide gehen konnte; aber es schien ihr tatsächlich nichts auszumachen.

»Wie kommst du jeden Tag zur Schule?« fragte ich sie.

»Wir haben hier einen Schulbus«, sagte sie. »Er hält morgens unten an der Straße. Zur Zeit brauche ich nicht in die Schule, weil ich der Cailleach helfen muß. Sie ist nämlich krank gewesen.«

»Wann beginnen deine Ferien?« fragte ich und hoffte, daß sie bis dahin nicht mehr zur Schule mußte.

»In ein paar Tagen«, sagte sie, »am Freitag.«

»Du hast ja sicher eine Menge Freunde«, sagte ich.

»Nur in der Schule«, antwortete sie langsam. »Mein Vater will nicht, daß ich hier mit jemandem spreche. Er sagt, die Leute wollen mich bloß über den Hof ausfragen und alles mögliche wissen, was er tut und so.«

Ich mußte mich immer wieder wundern, wie mein Vater mit einem so merkwürdigen Mann befreundet gewesen sein konnte. Aber dann fiel mir ein, daß meine Mutter hinsichtlich dieser Freundschaft erhebliche Zweifel vorgebracht hatte.

Wir waren inzwischen auf der Höhe des grünen Hügels angekommen und konnten nun das ganze Moorgebiet vor uns liegen sehen. Ich sah einen Fluß, der aus den Bergen kam, sich dem Meer entgegenwand und in der Schlucht unterhalb von Achmore Lodge verschwand, und ich nahm mir vor, eines Tages seinem Lauf bis hinein in die Berge zu folgen.

Mairi zupfte mich am Ärmel. »Da, siehst du?« schrie sie.
»Was hab ich dir gesagt?«

Mehrere Kühe grasten in einer Mulde keine dreißig Schritte von uns entfernt. Wir rannten den Berg hinunter. Sie ging auf ein großes schwarzes Tier zu und gab ihm einen Schlag auf die Seite. Darauf trabte es davon in Richtung Heimat, gefolgt von einer etwas kleineren schwarzen Kuh mit einem weißen Fleck auf der Stirn. Die übrigen Tiere grasten ungerührt weiter.

Wir trieben die Tiere mit Rufen und Schlägen an. In dem Erdwall war ein hölzernes Gatter. Ich machte es auf. Die Kühe trabten in ihrer gemächlichen Gangart durch die Öffnung und steuerten dann auf den Hof zu. Main half mir, das Gatter zu schließen, denn es war in den Angeln kaputt, und dann setzten wir uns auf den Wall und verfolgten die Kühe, die dem Haus zustrebten, mit dem Blick.

Ich lehnte mich zurück und stützte mich dabei auf einen Arm. Die Sonne brannte mir ins Gesicht. In dieser Stellung sah es so aus, als schaute der kegelförmige Berggipfel auf mich herab.

»Wie heißt der Berg dort?« fragte ich sie.

»Welcher?« fragte sie zurück.

»Der mit der Mulde, der wie ein Kegel aussieht«, sagte

ich.

Sie schielte hinauf zu dem Berg.

»Das ist der Sgurr a' Mhadaidh Ruaidh.«

»Es klingt schön, wie du es sagst«, sagte ich lächelnd.

»Auf englisch klingt es genauso gut«, antwortete sie ernst.

»Unmöglich«, sagte ich lächelnd.

»Aber sicher«, sagte sie mit Nachdruck. Sie reckte sich und wandte den Blick wieder dem hochaufragenden Berggipfel zu. »Es ist der Berg des Roten Fuchses.«



er Berg des Roten Fuchses! Die Worte trafen mich wie ein Keulenschlag. Ich schaute hinauf zu dem gewaltigen Gipfel, der sich über die dunkle Mulde neigte. Das also war der Berg des Roten

Fuchses, ein paar Wegstunden von Achmore entfernt. Und ich hatte geglaubt, ich würde ihn nie finden! Die Nachricht war mir unter so merkwürdigen Umständen in die Hand gedrückt worden, daß das ganze Ereignis für mich inzwischen etwas Unwirkliches und Traumhaftes bekommen hatte. Daß es so wirklich war wie das Mädchen an meiner Seite, war etwas, was ich nicht ohne weiteres begreifen konnte.

Die wildesten Mutmaßungen schossen mir durch den Kopf. Wie hatte der Mann mit der Narbe wissen können, daß ich nach Achmore fuhr? Was hatte er am Berg des Roten Fuchses versteckt? Was würde ich tun, wenn der Mann mit den blauen Augen plötzlich hier aufkreuzte? Hatte der Mann mit der Narbe die Absicht, mit mir wieder Kontakt aufzunehmen, und wenn ja, würde er mich ins Vertrauen ziehen?

Jede Frage eröffnete ein Dutzend weiterer Möglichkeiten, von denen eine noch erschreckender war als die andere. Der Zufall, so schien es, hatte mich in ein Labyrinth geworfen, aus dem es kein Entkommen gab, und voller Verzweiflung wünschte ich, ich hätte jemanden, dem ich mich anvertrauen konnte.

Diese Gedanken bestürmten mich im Bruchteil einer Sekunde. Ich fuhr zusammen, als Mairi rief: »Wer zuerst beim Haus ist — los!«

Sie raste bereits davon über das kurzgeschnittene Gras, und ihre Zöpfe flogen in der Luft. Ich erhob mich und fing an zu rennen.

»Main«, rief ich, »so warte doch!«

Sie blickte sich nicht einmal nach mir um. Als ich mich dem Haus näherte, begriff ich, warum sie nicht auf mich gewartet hatte. Murdo Beaton stand vor dem Haus, die Hände in den Taschen seiner verwaschenen blauen Drillichjacke. Main war nirgends zu sehen, sie hatte sich vermutlich ins Haus verdrückt.

Ich verlangsamte meinen Schritt, als ich mich ihm näherte. Sein Gesicht war leicht gerötet, in seinem Unmut bohrte er den Absatz seines Stiefels in das weiche Gras.

Ich wußte, daß er wütend war, aber ich war so durcheinander, daß ich wahrscheinlich mit der ganzen Geschichte herausgeplatzt wäre, wenn er nicht als erster gesprochen hätte.

»Wo bist du gewesen?« giftete er mich an.

»Draußen«, sagte ich, »auf dem Damm.«

»Ich hab gehört, wie du nach Mairi gerufen hast«, sagte er argwöhnisch. »Laß das Mädchen in Ruhe. Rumtreiben kannst du dich nach der Arbeit, und davon gibt es hier mehr als genug.« Er drehte sich um und fügte dann unfreundlich hinzu: »Komm jetzt rein. Das Frühstück ist schon seit einiger Zeit fertig.«

Ich folgte ihm in die Küche. Ich hätte mich verwünschen können für meine Dummheit. Fast hätte ich ihm alles erzählt. Wenn am Berg des Roten Fuchses ein Schatz vergraben lag, dann war Murdo Beaton mit dem langen Gesicht und dem schiefen Blick der letzte, der davon erfahren durfte.

Der Küchentisch war vor die Bank gerückt, und ich setzte mich zu Mairi auf die Bank. Sie saß da mit gesenktem Kopf und hatte die Hände im Schoß. Sie gab mir keinen Blick. Die alte Frau saß am Ende des Tisches.

Ich sah, daß ihre Finger geschwollen und rheumatisch gekrümmmt waren.

Murdo Beaton setzte sich auf seinen Platz am Kopf des Tisches und nahm die Mütze ab. Er fuhr mit beiden Händen durch sein strähniges rotes Haar, räusperte sich und sagte ein langes gälisches Tischgebet.

Ich sah Mairi verstohlen an. Sie hielt den Kopf noch immer gesenkt und hatte die Augen fest geschlossen. Die Cailleach saß mit offenen Augen da, und ich hörte, wie sie das Gebet leise mitsprach. Murdo Beaton sprach langsam und mit Nachdruck, die Stirn auf den gefalteten Händen.

Als er geendet hatte, richtete er sich auf und räusperte sich wieder, und erst jetzt öffnete Main die Augen und nahm den Löffel in die Hand.

Wie mir dieses erste Frühstück in Achmore schmeckte! Ich war ausgehungert nach dem Streifzug durchs Moor in der frischen Morgenluft, und nicht einmal der Schock, den mir die Entdeckung des Berges des Roten Fuchses versetzt hatte, konnte meinen Appetit bremsen.

Es gab Haferbrei mit frischer Sahne, frischgebackene Scones mit selbstgemachter Butter und starken, süßen Tee. Ich war zu hungrig, als daß mich das Schweigen am Tisch

gestört hätte, mein Hunger war so ehrlich, daß jede Unterhaltung die ernste Tätigkeit des Essens beeinträchtigt hätte.

Murdo Beaton aß hastig und schob sich Löffel um Löffel in den Mund, ohne auch nur einmal abzusetzen. Kaum hatte der Löffel seinen Mund erreicht, als er auch schon wieder in den Napf eintauchte; der Mund folgte ihm, um ihm auf halbem Wege zu begegnen. Er war als erster fertig, lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, sah hinauf zur Decke, nahm ein Streichholz und stocherte sich versonnen in den Zähnen.

Als wir alle fertig waren, faltete er die Hände, senkte den Kopf und sprach noch mal ein langes Gebet. Dann nahm er seine Mütze und war draußen, noch ehe Mairi die Augen wieder aufgemacht hatte.

Sie blickte auf seinen leeren Platz, stand auf und begann, das Geschirr zusammenzustellen. Als sie über den Tisch nach meinem Napf langte, sagte sie leise: »Er darf nicht erfahren, daß du mit mir bei den Kühen gewesen bist.«

Sie folgte meinem Blick zu der alten Frau hinüber und fügte hinzu: »Die Cailleach ist fast taub.«

Ich nickte, und sie fuhr in ihrer Tätigkeit fort, als sei

nichts gewesen.

Murdo Beaton molk gerade die große schwarze Kuh, als ich ins Freie trat. Ich legte mich in die warme Sonne und sah ihm zu.

Er saß in der Hocke und hielt mit der linken Hand einen kleinen Blecheimer unter das Euter der Kuh. Mit der rechten Hand molk er eine Zitze nach der anderen leer; die Milch spritzte in den Eimer und ließ den sahnigen Schaum ansteigen. Den vollen Eimer leerte er in einen größeren, der neben ihm stand, und fuhr dann fort zu melken.

Als er mit dem Melken fertig war, schrie er nach Main, die mit zwei alten Eimern aus dem Haus gelaufen kam. In jeden von ihnen kippte er ein bißchen von der Milch, und Main ging damit in den Stall.

Ich wollte ihr nachgehen, aber er fuhr mich scharf an: »Hiergeblieben. Die Kälber sind nicht zum Spielen da.« Er sah, wie mir die Röte ins Gesicht schoß, und fügte etwas weniger unfreundlich hinzu: »Wenn du dich nützlich machen willst, mußt du dich noch ein bißchen gedulden. Du kannst nachher bei den Torfsoden helfen.«

Ich legte mich wieder ins Gras, die Hände unterm Kopf verschränkt. Murdo Beaton wartete, bis Main aus dem

Stall zurückkam, und sagte ihr etwas auf gälisch, bevor sie im Haus verschwand.

Ich sah, wie er in den Stall hineinging und gleich wieder herauskam mit einem Kalb, das wild und bockig an seinem Strick zerrte. Er trieb den Pflock am Ende des Stricks mit dem Absatz seines Stiefels in den Boden, und das Kalb tobte wie verrückt im Kreis herum und schlug mit den Hinterbeinen aus. Er brachte das zweite Kalb heraus und pflockte es an — und dasselbe Getobe begann von neuem. Ich hatte Angst, das Kalb würde sich das Genick brechen, als das Seil sich plötzlich straffte und es zu Boden riß.

Murdo Beaton pfiff seinem Hund, der aus dem Haus geschossen kam und die Wiese hinunter hinter den Kühen herraste. Er umkreiste sie mit wütendem Gebell und trieb sie wieder zum Haus zurück. Ich beobachtete den Mann mit seinem Hund und den Tieren, wie sie zusammen durch das Gatter in Richtung Gemeindewiese davontrabten. Was für ein friedliches Bild sie boten!

Ohne es recht zu merken, hatte sich mein Blick wieder auf den Berg des Roten Fuchses geheftet. Der weiße Wolkenschleier war verschwunden, und so hob sich die

schwarze Spitze des Berges scharf ab gegen das reine Blau des Himmels. Einen Augenblick lang dachte ich daran, meiner Mutter einen Brief zu schreiben und ihr alles zu erzählen, was sich ereignet hatte, aber dann hörte ich schon Tante Evelyn sagen: »So ein Unsinn! Geheimnisvolle Botschaften im Zug, wo gibt's denn das! Ich hab dir ja immer gesagt, das Kind liest zuviel!«

Nein, nein, aus der Ecke war keine Hilfe zu erwarten. Mairi würde mir sicher helfen, aber was konnte sie schon tun? Und wenn ich Mairi die Geschichte erzählte, bestand immer die Gefahr, daß ihr Vater Wind bekommen würde.

Ich pflückte eine Handvoll Gänseblümchen und begann, die weißen Blütenblätter abzuzupfen. Woher konnte der Mann mit der Narbe wissen, daß ich in die Nähe des Berges des Roten Fuchses fuhr? Ich war sicher, daß ich ihn bis zu dem verhängnisvollen Augenblick, als er in mein Abteil gestürzt war, nie gesehen hatte. Er hatte etwas gezögert und sich den Schweiß von der Stirn gewischt, ehe er durch das Abteil auf mich zukam. Ich erinnerte mich, daß er meinen Koffer gemustert hatte und dann das Etikett mit der Adresse unter den Koffer geschoben hatte. Der Anhänger mit meiner Adresse! Warum fiel mir das erst

jetzt ein! Der Mann mit der Narbe hatte die Adresse auf dem Anhänger gelesen und wußte natürlich, daß ich nach Achmore fuhr.

Jetzt erschien alles ganz einfach. Der Mann mußte blitzschnell geschaltet haben, um die Bedeutung meiner Adresse zu erfassen und sie in Windeseile vor den Augen seines Verfolgers zu verbergen. Ich empfand eine gewisse Bewunderung für den Mann mit der Narbe, ganz egal, was er verbrochen haben mochte. Welchen Mut und welche kühle Überlegenheit hatte er bewiesen bei all seiner Erregung!

Ich dachte daran, wie er in sein Notizbuch geschrieben hatte, nachdem der Zug Glenfinnan verlassen hatte. Er mußte gewußt haben, daß auf der Strecke ein Tunnel kam, und sich entschlossen haben, mir im Schutz der Dunkelheit eine Botschaft zuzuschieben. Und als der Zug aus dem Tunnel herausfuhr, war er sofort aus dem Abteil geflüchtet. Jetzt war mir klar, daß er seinen Verfolger aus dem Abteil locken wollte, um zu verhindern, daß ich ihn verriet.

Aber dem Sinn der Botschaft war ich noch immer keinen Schritt näher. JAGD AM BERG DES ROTEN FUCHSES. Jagd

worauf? Ich schaute wieder hinüber zu dem mächtigen schwarzen Gipfel über der dunklen Mulde. Was mochte an diesem fernen Berg verborgen sein? Ich beschloß, in Erfahrung zu bringen, ob während des Krieges irgendwelche Schiffe vor der Küste gestrandet waren. Vielleicht war eine Ladung Goldbarren auf dem Berg versteckt worden. Aber was hatte MI5 damit zu tun? War es vielleicht die Registriernummer eines Schiffes?

Murdo Beaton kam mit einer braunen Stute am Halfter zurück. Er spannte sie vor einen Karren und warf einen Fischkorb darauf. Dann rief er nach Main, die aus dem Haus gerannt kam, um ihn zu begleiten. Er nahm die Zügel in die Hand und trieb das Pferd an.

Enttäuscht blieb ich zurück und dachte, er habe mich vergessen, aber er drehte sich um und rief: »Nun, Junge, wenn dich nach Arbeit verlangt, dann kommst du am besten mit.«

Ich hatte die beiden schnell eingeholt und marschierte dann neben den riesigen Holzrädern des Karrens her.

Wir arbeiteten in der langen Torfgrube, an der ich auf meinem Weg nach Achmore schon vorbeigekommen war. Die trockenen Torfsoden waren zu kleinen Haufen

geschichtet. Main und ich füllten diese Haufen in Säcke, während Murdo Beaton, der neben uns arbeitete, den großen Fischkorb belud. Als der Korb voll war, hielten wir ihn über dem Grubenrand fest, während Murdo Beaton in die Grube sprang und ihn sich auf die Schultern lud. Durch die Tragfläche des Korbes war ein starkes Seil gezogen, dessen beide Enden lose herunterhingen. Er zurrte die beiden Seilenden über der Brust fest und stemmte sich in den Boden, damit ihn das volle Gewicht des schweren Korbes nicht aus dem Gleichgewicht brachte. Dann setzte er sich schwerfällig in Bewegung über die unebenen Soden auf dem Grund des Torfstichs und kletterte verbissen in die Höhe, bis er den Zaun am Fuß des Crofts erreicht hatte.

Mairi und ich folgten ihm mit unseren Säcken. Die Stute war an einem Zaunpfosten festgebunden. Wir kletterten über den Zaun und luden die Torfsoden auf den Karren.

Wir folgten dem beladenen Karren den Hang hinauf bis zum Haus und kippten die Soden seitlich gegen die Wand. Mairi sagte, sie würde sie mit der Cailleach zusammen-aufschichten, wenn der Torfstich abgetragen sei.

Wir arbeiteten den ganzen Nachmittag ohne

Unterbrechung; ich schwitzte dabei, daß mir das Hemd auf dem Rücken klebte. Mir tat der Rücken weh, und meine Beine waren vom vielen Bücken ganz steif geworden. Von den Hunderten von trockenen, harten Soden hatte ich Blasen an den Händen, die nach und nach aufplatzten, und jedesmal, wenn ich meinen Sack in den Karren leerte, trieb mir eine Wolke von feinem Torfstaub in die Augen, so daß sie zu brennen und zu stechen anfingen.

Ich hätte nicht mehr weitermachen können, wenn mir nicht Mairi geholfen hätte. Obwohl sie so zart gebaut war, war sie viel kräftiger als ich. Sie arbeitete unablässig und zeigte keinerlei Zeichen von Ermüdung; nur ihr Gesicht war gerötet, und das Haar klebte ihr feucht auf der Stirn. Ich biß die Zähne zusammen und zwang meinen schmerzenden Körper weiterzumachen. Wenn ein Mädchen solche Arbeit durchhielt, dann konnte ich nicht schlappmachen!

Nicht, daß Murdo Beaton sich geschont hätte! Für jeden unserer kleinen Säcke schlepppte er zwei große Körbe Torf, und ich stellte überrascht fest, welche Kraft in diesem langen, dürren Körper wohnte. Nicht für einen Augenblick zog er seinen Seemannspullover aus, nicht einmal seine

Drillichjacke; dabei rann ihm der Schweiß in Strömen über sein vom Torfstaub geschwärztes Gesicht.

Von der Stelle, wo wir arbeiteten, konnte ich ganz Achmore mit seinen Häusern und Feldern sehen. Die Männer waren dabei, die Kartoffeln zu hacken, und was vorher wie einheitliches Grün ausgesehen hatte, war jetzt ein deutliches Muster. Jetzt, wo jeder Crofter sein Stückchen Kartoffelacker gejätet hatte, konnte ich die geraden grünen Reihen des Kartoffelkrautes mit der dunklen Erde dazwischen erkennen.

Murdo Beaton richtete sich auf und wischte sich mit einer staubigen Hand den Schweiß von der Stirn. Seine Züge wurden hart, als er die kleine Gruppe am Hang sah.

»Da hast du die Männer von Achmore«, sagte er bitter. »Vertun ihre Zeit mit Schwatzen wie ein Haufen alter Tratschweiber und fallen über ehrbare Leute her, denen es ein bißchen besser geht, weil sie schwer dafür arbeiten.«

Er machte sich mit doppelter Kraft wieder an die Arbeit, und ich sah, wie die Schweißflecke auf seinem Rücken und unter seinen Armen immer größer wurden. Ich versuchte vergeblich, die Mücken von meinem Gesicht zu verscheuchen, und wandte mich erschöpft wieder meiner

Arbeit zu.

Am frühen Abend gingen wir, nachdem wir den Karren abgeladen hatten, für kurze Zeit ins Haus, um uns zu stärken. Es gab Käse und Brot und Tee mit Scones.

Als Murdo Beaton wieder aufstand und zur Tür ging, sagte er: »Wenn du müde bist, Junge, kannst du jetzt hier bleiben.«

»Nein, nein, ich komme mit«, sagte ich, als ich sah, wie Mairi frisch aufsprang. Ich zwang meine bleiernen Beine, mich ins Freie zu tragen.

Die Sonne hatte sich hinter einem Schleier versteckt, aber die schwüle Luft war schlimmer als die ärgste Sonnenhitze. Das Moor war überzogen von Mückenschwärmern. Sie saßen mir im Haar, überall in Gesicht und Nacken, sie stachen mich in die Beine, und je mehr ich um mich schlug und mich kratzte, desto schlimmer wurden sie. Bei jedem Sack, den ich füllte, dachte ich, es sei endgültig der letzte, den ich schaffen würde, und bei jedem Aufstieg zum Haus stützte ich mich noch schwerer auf den Wagen. Irgendwie machte ich weiter, aber am Ende hob ich die Soden auf, ohne meinen Körper noch zu spüren.

Als wir den letzten Wagen abluden und Murdo Beaton sagte: »Das reicht für heute. Es ist Zeit fürs Abendessen«, da hätte ich mich ins kühle Gras werfen und auf der Stelle einschlafen können.

Er brachte das Pferd hinunter in den Stall. Mairi drückte mir Handtuch und Seife in die Hand und sagte schnell: »Wasch dich in dem Zuber, das wird dir guttun.« Neben dem Haus sprudelte eine Quelle aus dem Kalkfelsen. Das Wasser floß in einen Zuber, der darunter stand, und wurde durch eine schmale Rinne in den Abzugsgraben geleitet, der über die Wiesen den Abhang hinunter verlief.

Ich zog Hemd und Unterhemd aus und wusch mir das Gesicht und den Oberkörper. Ich trocknete mich ab und ging mit steifen Gliedern in die Küche, wo das Abendessen auf mich wartete.

Es gab Suppe, Fleisch und Kartoffeln. Die Kartoffeln standen aufgetürmt in einer riesigen Schüssel in der Mitte des Tisches, und jeder nahm sich, soviel er wollte. Eingedenk meiner Unsicherheit tags zuvor beobachtete ich Murdo Beaton, wie er eine Kartoffel auf seine Gabel aufspießte und sie geschickt mit schnellen Bewegungen seines Messers schälte, ehe ich selbst zu essen begann.

Nach dem langen Dankgebet fragte ich, ob ich aufstehen dürfe, und ging in mein Zimmer. Ich wollte an meine Mutter schreiben und überlegte, daß es besser wäre, wenn ich mich erst auszöge und ins Bett packte. Ich kann mich nur noch erinnern, wie ich die Decken zurückwarf und mich ächzend ins Bett schwang.

Ich muß eingeschlafen sein, bevor mein Kopf das Kissen richtig berührt hatte.



ch war völlig zerschlagen, als ich am nächsten Morgen aufwachte. Ich dachte, ich würde mich nicht nach einem einzigen Stück Torf bücken können, aber nachdem ich die ersten beiden Säcke gefüllt hatte, stellte ich mit Überraschung fest, daß mir alles sehr viel besser von der Hand ging als am Vortag und mir das Gewicht der vollen Säcke gar nichts mehr ausmachte.

Die Sonne glühte am wolkenlosen Himmel, und ich empfand Erleichterung, wenn der Wagen mit seiner Ladung den Hang hinauf aus der Hitze des Moors in die kühlere Luft des Berges gefahren wurde.

Gegen Abend hatten wir etwa die Hälfte der Soden aus der Grube nach oben geschafft, und die Cailleach fing jetzt an, die ersten Soden zu einem Stoß aufzuschichten.

Main und ich arbeiteten an demselben Torfhaufen, während Beaton ein Stückchen vor uns seinen Korb belud. Als ich aufschaute, sah ich die Männer von Achmore den Abhang herunterkommen. Sie waren zu sechst und bildeten eine gerade Front, die sich uns zielstrebig näherte.

Main merkte erst nach einiger Zeit, daß ich aufgehört hatte zu arbeiten. Sie blickte hoch und gewahrte die Männer, die auf uns zukamen. Dann warf sie einen kurzen Blick zu ihrem Vater hinüber, der in gebückter Haltung weiterarbeitete, als habe er nichts bemerkt.

Die Männer stiegen über den Zaun am Fuß des Abhangs und kamen durch das Moor immer näher. Murdo Beaton richtete sich kurz auf, fuhr aber in seiner Arbeit fort, obgleich ich hätte wetten können, daß er die Männer gesehen hatte.

Wir beide, Main und ich, standen da und rührten uns nicht, als die sechs Männer ohne ein Wort an Murdo Beaton vorbeischritten und erst vor Main und mir haltemachten.

Der Mann, der in der Mitte gegangen war, trat vor und streckte die Hand aus. Er war klein und unersetzt und schien der älteste der Gruppe zu sein mit seinem weißen Haar und einem buschigen weißen Schnurrbart. Sein rötliches Gesicht lächelte, und er sah mich mit lebhaften blauen Augen an.

»*Ceud mile failte agus slainte mhath*, Alasdair«, sagte er laut und schüttelte mir kräftig die Hand, und ehe ich etwas

sagen konnte, fuhr er fort: »So heißt es in der alten Sprache, mein Junge.« Und dann wiederholte er noch einmal feierlich: »Sei tausendmal willkommen und möge es dir wohl ergehen, Alasdair.«

»D-danke, vielen Dank«, stotterte ich.

»Ach, Unsinn«, sagte er zwischen den Zähnen. »Der Sohn von Alasdair Dubh ist immer willkommen an unserem Herd. Ich bin Hector MacLeod, und das hier sind die Männer von Achmore, die dich willkommen heißen in der Heimat. Wir hatten gedacht, du würdest dich bei uns zeigen, aber wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, dann muß der Prophet eben zum Berg gehen.« Er lachte schallend und stieß seine Begleiter an.

Sie traten einer nach dem anderen vor und schüttelten mir kräftig die Hand: Calum Stewart, ein großer, schüchterner Mann mit einem leicht geröteten Gesicht; Lachlan MacLeod, hager und finster, mit einem Händedruck wie ein Schraubstock; Donald Alec MacDonald, ein Riese mit einem durchdringenden Blick; Lain Ban MacDonald, der größte von allen, mit einer Mütze auf dem blonden Haarschopf. Roderick MacPherson, ein kleiner, dunkelhaariger Mann mit

funkelnden Äuglein, sagte: »Du brauchst nicht zu denken, Alasdair, daß der Bodach der einzige ist, der hier Gälisch kann. *Failte do'n duthaich.* Sei willkommen im Land deiner Väter, Junge.«

Sie umringten uns, lachten und machten Witze und neckten Mairi, die abwechselnd kicherte und rot wurde.

Murdo Beaton hatte die ganze Zeit weitergearbeitet, ohne einen Blick an uns zu verschwenden.

Erst als Hector MacLeod zu ihm sagte: »Murdo Ruadh, deine Torfsoden können einen Tag warten, wir machen jetzt für Alasdair Beag ein Ceilidh«, richtete er sich auf.

Seine kleinen blassen Augen huschten über die Gruppe, hefteten sich einen Augenblick lang auf mich und sahen dann weg.

»Den Jungen könnt ihr gerne mitnehmen«, sagte er mit matter, tonloser Stimme. »Von mir aus muß er hier nicht arbeiten. Aber ich will meinen Torf versorgen, und das werd ich auch tun.«

Ich wollte Main nicht allein mit der schweren Arbeit zurücklassen und protestierte, aber sie lachten nur.

Hector MacLeod schob seinen Arm unter den meinen. »Mann Gottes«, rief er, »was würde wohl dein Vater

sagen, wenn wir den Tag nicht feierten?« Und sie marschierten mit mir davon durchs Moor, so sehr ich auch protestierte.

Wir stiegen gerade über den Zaun, als Hector MacLeod sagte: »Na, wie gefällt es dir hier bei uns?« Seine schlauen blauen Augen musterten mein Gesicht.

»Prima«, sagte ich.

Er lachte und schlug sich auf den Schenkel, und zu Calum Stewart gewandt, der auf meiner anderen Seite ging, sagte er: »Der Junge ist ein echter Cameron. Ich weiß noch den Tag, als wir Alasdair Dubh mit nach Glasgow nahmen. Er war damals erst zwölf. Wir ließen ihn Straßenbahn und Bus fahren, fütterten ihn mit Eis und zeigten ihm am Abend die Lichter der Stadt. Bei unserer Rückkehr lieferten wir ihn bei seinem Vater ab, und der fragte ihn, wie er die Stadt gefunden habe. Ich weiß noch genau, wir saßen im Kreis und dachten, er würde die Wunder der Großstadt preisen. Doch alles, was er sagte, war: »Prima.««

Er lachte wieder, und Calum Stewart lächelte freundlich zurück. Er ging direkt auf den Hof zu, der neben dem meinigen lag. Es war ein großes Steinhaus mit einem

Schieferdach.

Hector MacLeod ging allen voran in die Küche und rief:
»Peigi! Morag!«

Eine dickliche Frau mit schwarzem glänzendem Haar, das hinten in einem Knoten zusammengefaßt war, erschien mit einem freundlichen Lächeln in der Küche; ihr folgte eine jüngere Frau.

»Das ist meine Frau Peigi«, sagte Hector MacLeod; »sie kann mit dem Backeisen zaubern, aber schwatzhaft ist sie, einfach schrecklich!«

»Pst, pst«, machte sie.

Sie schüttelte mir herzlich die Hand und sagte: »Hör nicht auf den Bodach, Alasdair. Er ist selber keinen Deut besser. Es freut uns, daß du hier bist.«

Ihre Tochter Morag drückte mir lächelnd die Hand. Ich mußte mich auf einen Stuhl direkt am Feuer setzen. Hector MacLeod ließ sich in einem alten Schaukelstuhl nieder, während die Männer auf der langen Holzbank hinter mir Platz nahmen.

Die Küche war groß und hell. Die Wände waren mit Holz verkleidet und cremefarben angestrichen, auf dem Boden lag Linoleum. Eine alte braune Kommode stand an

der Wand gegenüber dem Fenster, das blanke Waschgeschirr funkelte im Licht der Sonne. An einer Seite des glutheißen schwarzen Herdes stand ein Lehnstuhl, direkt am Fenster war ein Tisch.

Die Männer zündeten ihre Pfeifen an, und Lain Ban MacDonald sagte: »Du hast doch sicher nicht den ganzen Weg von London hierher allein gemacht, Alasdair?«

Mir gefiel die Art und Weise, wie sie mich mit meinem Namen ansprachen, als hätten sie mich mein ganzes Leben gekannt.

»Meine Mutter hat mich bis nach Glasgow gebracht«, sagte ich, »den Rest der Fahrt hab ich alleine gemacht.«

»So, so!« rief Calum Stewart zwischen zwei Zügen an seiner Pfeife aus. »Du hast aber Mumm.«

»Wie geht's denn deiner Mutter?« fragte Lachlan MacLeod. »Ich kann mich gut an sie erinnern, obwohl es an die zehn Jahre her sein muß, daß sie hier gewohnt hat.«

»Es geht ihr gut«, sagte ich und dachte, wie entzückt sie sein würde, wenn sie wüßte, daß sich dieser verschlossene, ruhige Mann nach so langer Zeit noch ihrer erinnerte.

Roderick MacPherson sagte: »Ich hab dich gestern unten beim Torfstich gesehen. Ich dachte, dem wird der Rücken

ganz schön weh tun, bis der Tag vorbei ist.«

»Ich war ein bißchen steif«, gestand ich kleinlaut. »Heute geht's mir aber schon viel besser.«

»Du hast dich übernommen«, erklärte Calum Stewart.

»Du bringst dich um, wenn du so weitermachst.«

»Oder ich bring den roten Kerl um«, sagte Donald Alec MacDonald ruhig.

Ich warf ihm einen kurzen Blick zu. Seine durchdringenden grauen Augen verrieten kein Lächeln, und keiner der Anwesenden lachte.

Hector MacLeod runzelte die Stirn und warf ihm einen warnenden Blick zu. Einen Augenblick lang herrschte betretenes Schweigen, und dann fingen sie plötzlich alle gleichzeitig zu reden an. Ich hatte das Gefühl, daß Murdo Beaton in Achmore nicht beliebt war.

Mrs. MacLeod und Morag legten eine makellos weiße Tischdecke auf, und unter gutmütigem Geplauder setzten sich alle zum Tee an den Tisch.

Hector MacLeod präsidierte am oberen Ende des Tisches und warf hie und da eine Bemerkung in die Runde, wenn das Gespräch ins Stocken zu geraten drohte. Er nickte beifällig mit seinem weißen Haupt, wenn jemand eine

besonders witzige Bemerkung machte. Ich bemerkte, wie geschickt er jeden seiner Gäste ins Gespräch einbezog; alle hatten etwas zu sagen bis auf Lachlan MacLeod. Dieser verschlossene, schweigsame Mann sagte nicht ein einziges Wort, aber sein Schweigen hatte etwas Freundliches, was durch sein langsames Lächeln und den wangen Blick seiner Augen unterstrichen wurde.

Ich hatte noch nie mit solchen Männern gesprochen; sie behandelten mich wie ihresgleichen und härten mir genauso aufmerksam zu wie dem weißhaarigen Hector MacLeod. Ich dachte an Tante Evelyns scharfe Zurechtweisung »Kleine Jungen haben den Mund zu halten«, wann immer ich ihr Gefühl für Schicklichkeit durch eine Zwischenbemerkung verletzte. In Hector MacLeods Küche gab es das nicht. Ich wurde sogar zum Reden ermuntert, obwohl ich lieber den Männern zugehört hätte.

Als wir fertig waren und die Frauen bereits den Tisch abräumten, sagte Hector MacLeod: »Duncan Mor müßte heute abend eigentlich kommen.«

»Ja, ja, richtig, er müßte jetzt eigentlich kommen«, echoteten die Männer.

»Wer ist Duncan Mor?« fragte ich.

Alle blickten auf Hector MacLeod, der sich in seinem Schaukelstuhl zurücklehnte und bedächtig an seiner Pfeife zog, ehe er antwortete.

»Duncan Mor war der beste Freund deines Vaters«, begann er langsam. »Die beiden waren unzertrennlich, obgleich Duncan ein bißchen älter war als dein Vater. Sie waren die größten Männer im ganzen Bezirk, wo es fast nur große Männer gibt, und Duncan überragte deinen Vater noch um einen ganzen Kopf. Er war Erster Maat auf der *Empire Rose* und hat es im Grunde bis heute nicht verwunden, daß er damals nicht mit Alasdair Dubh untergegangen ist. Nun ja, so ist eben das Leben.«

Er seufzte tief und nahm einen Zug aus seiner Pfeife.

»Es war ein schlimmer Tag für uns alle, als die *Empire Rose* unterging«, sagte Donald Alec MacDonald, »aber es traf keinen so schwer wie Duncan Mor.«

»Wo wohnt Duncan Mor?« fragte ich.

»Er hat einen kleinen Croft am Fluß in Mealt«, antwortete Hector MacLeod. »Wohlgemerkt, Junge, er wäre schon längst herübergekommen, um dich zu sehen, wenn er nur könnte.«

»Aber er muß doch wissen, daß ich ihn gerne kennenlernen würde«, sagte ich.

»Oh, natürlich weiß er das«, sagte Hector MacLeod. Dann zögerte er, beugte sich vor und klopfte seine Pfeife über dem Feuer aus. Ich konnte sehen, wie er mit sich rang, dann platzte er plötzlich heraus: »Ach, weshalb soll ich dir das verschweigen! Du wirst es sowieso bald selbst heraus-

finden. Duncan Mor und der Rote können sich nicht ausstehen, Junge.«

Das Gelächter im Raum war verstummt, die Atmosphäre war plötzlich gespannt. Ich wollte gerade etwas sagen, als Hector MacLeod schnell weitersprach: »Hast du schon mal einen Port-a-beul gehört, Alasdair?«

»Nein«, sagte ich und fragte mich, was das wohl sein mochte.

»Los, Ruairidh!« riefen sie alle zusammen, und ich hatte das Gefühl, sie waren froh, daß sie nun etwas hatten, das mich von Murdo Beaton ablenkte.

Roderick MacPherson ließ sich nicht lange bitten und begann zu singen. Er sang sehr schnell. Dabei klopfte er mit den Füßen den Takt und schlug sich mit den Händen

auf die Schenkel. Es war wahnsinnig komisch. Er schnitt Grimassen, und alles schüttelte sich vor Lachen. Hector MacLeod machte »pst, pst« dazwischen, um die Männer etwas zu beruhigen.

Als das Lied zu Ende war, klatschten wir alle laut Beifall, worauf Roderick gleich wieder anfing zu singen. Und diesmal sang er noch schneller als beim ersten Lied. Der Rhythmus war so ansteckend, daß Lain Ban hochsprang von seinem Platz und in einem wilden Tanz durch die Küche wirbelte. Er ließ sich schließlich lachend und keuchend auf die Bank fallen, und Hector MacLeod wischte sich die Tränen aus den Augen und rief: »Ausgezeichnet, ausgezeichnet!«

Sie lachten, machten Witze und redeten, und ich merkte gar nicht, wie die Zeit verging, bis die Männer sagten, sie müßten nun gehen, die Kühe würden nicht länger warten.

Sie drängten sich an der Tür und sagten beim Abschied, wie schön doch der Ceilidh gewesen sei.

Roderick MacPherson sah mich mit seinen listigen Augen an und sagte verschmitzt: »Morgen abend kommst du mit uns zum Fischen, Alasdair, bring dich also nicht vorher um beim Torfschleppen.«

Dann polterten sie mit ihren schweren Stiefeln durch die Diele und riefen von der Tür her: »*Oidhche mhath, Alasdair, oidhche mhali, Eachann.*«

Hector MacLeod begleitete mich bis ans Ende seines Anwesens. Er legte mir beide Hände auf die Schultern und sagte nach einem Augenblick des Schweigens: »Bleib, wie du bist, Alasdair. Du wirst bei uns immer eine offene Tür finden.«

Ich überquerte den Abzugsgraben und schritt langsam auf das Haus mit dem Strohdach zu. Es war schon nach elf Uhr, aber die Sommernächte auf den Hebriden sind kurz, so daß es noch nicht dunkel war. Diesmal warf ich dem Berg des Roten Fuchses keinen Blick zu, denn meine Gedanken waren bei meinen neuen Freunden.

Murdo Beaton saß allein in der Küche und las die Zeitung. Er hielt sie klein zusammengefaltet in einiger Entfernung vor sich und las angestrengt mit zusammengekniffenen Augen wie jemand, der weitsichtig ist und nicht viel liest.

Er sah mich an und sagte: »Zeit, daß du ins Bett kommst, Junge.«

Als ich die Tür geschlossen hatte, war er schon wieder

bei seiner Zeitung.

»Gute Nacht«, sagte ich zaghaft.

Er antwortete nicht und sah nicht einmal von seiner Zeitung auf. Wahrscheinlich hatte er mich gar nicht gehört. Ich schloß die Tür leise hinter mir und ging ins Bett.

In der Nacht wachte ich auf und wußte dunkel, daß mich irgend etwas geweckt hatte. Die Leuchtzeiger meiner Uhr standen auf zwei. Ich blieb ganz ruhig liegen und horchte angestrengt, bis ich das Gemurmel von Männerstimmen hören konnte. Das Geräusch schien durch mein Fenster hereinzudringen; die Männer mußten also vor der Haustür stehen.

Es dauerte einige Zeit, bis ich begriff, daß sie sich auf englisch unterhielten. Ich horchte daher mit größerer Aufmerksamkeit, denn ich wußte, daß die Einheimischen hier oben gälisch miteinander sprachen. Ich verstand die Wörter *Lochallort, zum Schweigen gebracht* und *Samstag um Mitternacht*, dann verstummten die Stimmen.

Ich hörte noch, wie die Tür knarrte. Dann war alles ruhig. Schritte näherten sich leise meiner Tür. Ich war mucksmäuschenstill und wagte kaum zu atmen, aber die

Schritte machten vor meiner Tür halt. Es folgte eine Stille, in der mir jeder Laut der Nacht hundertfach verstärkt ans Ohr drang. Ich vernahm jedes Rascheln des Windes in den Ebereschen vor dem Haus, eine Maus huschte flink durch mein Zimmer. Dann entfernten sich die Schritte wieder. Ich hörte das Knarren der Küchentür - und alles war still.

Jetzt erst wagte ich wieder zu atmen, wie ein Schwimmer, der nach geraumer Zeit aus dem Wasser auftaucht. Ich vergegenwärtigte mir noch einmal die paar Fetzen der Unterhaltung, die ich aufgeschnappt hatte. Vielleicht war es aus Angst oder vor lauter Müdigkeit, ich weiß es nicht, jedenfalls dauerte es eine ganze Weile, bis mir einfiel, daß der Name des Ortes, wo der Mann mit der Narbe vom Zug gesprungen war, ja Lochailort gewesen war. Da überfiel mich lähmendes Entsetzen.



ochailort! Dieses eine Wort bewies mir, daß mein bisheriger Argwohn Murdo Beaton gegenüber völlig berechtigt gewesen war. Lochailort, das bedeutete für mich: der Mann mit der Narbe mit seinem verzweifelten Sprung aus dem fahrenden Zug und einem Verfolger auf den Fersen, der durch den Gang stürmte und erst an der wild hin und her schlagenden Tür einhielt. Lochailort, das war die erste Spur, die zum Berg des Roten Fuchses führen mußte.

Die Stimme, die ich gehört hatte, war nicht die von Murdo Beaton, es war die Stimme eines Fremden. Jemand hatte mit Murdo Beaton draußen vor dem Haus gestanden und den Namen Lochailort erwähnt. Jemand, der so sehr darauf bedacht war, nicht gesehen zu werden, daß er bis zwei Uhr in der Frühe gewartet hatte, um seinen heimlichen Auftrag zu erledigen. Aber wer konnte dieser Jemand sein? Wer? Wer? Die Frage drängte sich mir mit Hartnäckigkeit auf.

Eines war sicher: Der Mann mit den leuchtenden blauen Augen konnte es nicht gewesen sein. Er kannte mein

Reiseziel nicht und konnte auch nicht wissen, daß mir der Mann mit der Narbe eine Nachricht zugesteckt hatte.

Ich dachte wieder an die paar Worte, die ich von der Unterhaltung vor der Tür aufgeschnappt hatte. *Lochailort.*

Zum Schweigen gebracht. Samstag um Mitternacht!

Die furchtbaren Möglichkeiten, die sich hinter diesen Worten verbargen, wurden mir plötzlich klar und trafen mich wie ein Keulenschlag. Ich fühlte, wie mein Herz schneller schlug; meine Hände wurden feucht von Schweiß. Ich hörte ein plötzliches Geräusch. Vor Entsetzen schnellte ich in meinem Bett hoch und starrte in die Dunkelheit des Zimmers. Aber es war nur das Rascheln der Blätter in den Bäumen, die ein heftiger Windstoß geschüttelt hatte. Schwer atmend sank ich in mein Kissen zurück.

Wie hatte ich nur so dumm sein können, daß mir die einleuchtendste Erklärung so lange Zeit entgangen war! Natürlich! Die Botschaft in meiner Brieftasche war für Murdo Beaton bestimmt gewesen! Eine andere Erklärung konnte es gar nicht geben für den heimlichen Besuch des Fremden.

Ich sah vor mir meinen Koffer und den Anhänger mit

meiner Adresse in Tante Evelyns ordentlicher Druckschrift: MASTER ALASDAIR CAMERON, PER ADRESSE MR. MURDO BEATON, ACHMORE, SKYE. Der Mann mit der Narbe war die einzige Person, die das Schild im Zug gelesen hatte. Er hatte den Namen Murdo Beatons unter dem meinigen gesehen und hatte mir daher die Botschaft in die Hand gedrückt in der Überzeugung, daß ich sie ihm überbringen würde. MI5 war zweifellos ein Code, den er benutzte; es war jedenfalls unwahrscheinlich, daß er eine offene Nachricht mit seinem eigenen Namen unterschreiben würde.

In meinem Kopf arbeitete es wie wild. Wenn der Mann mit der Narbe selbst nach Achmore gekommen war, dann war es ihm offenbar gelungen, seinen Verfolger abzuschütteln. Murdo Beaton würde dann auch wissen, daß ich es unterlassen hatte, ihm die Botschaft auszuhändigen.

Lochailort. Zum Schweigen gebracht. Samstag um Mitternacht, Die Wörter summten in meinem Kopf wie ein Schwärm aufgescheuchter Bienen. *Zum Schweigen gebracht.* Wer sollte zum Schweigen gebracht werden? Mir gefror das Blut in den Adern. Sie mußten wissen, daß

ich noch immer im Besitz der Botschaft war, daß ich das Geheimnis vom Berg des Roten Fuchses mit ihnen teilte. Wenn irgend jemand zum Schweigen gebracht werden mußte, dann war ich es. Ich stellte mir vor, wie der Mann mit der Narbe ganz leise sagte: »Der Junge muß zum Schweigen gebracht werden. Sagen wir Samstag um Mitternacht«, und wie Murdo Beaton mit seinem langen Kopf dazu nickte.

Ich hatte viele Abenteuergeschichten gelesen und ein Spiel erfunden, bei dem ich mir vorstellte, ich sei der Held, der die schlimmsten Gefahren mit kühlem Mut bestand. Aber dies hier war kein Spiel; jetzt, wo ich wußte, daß mein Leben in Gefahr war, hatte ich Angst. Keiner der Helden in meinen Geschichten hatte je Angst. Mit einem Lächeln auf den Lippen und dem Schwert in der Hand hielten sie sich ein Dutzend Angreifer vom Leibe. Aber was hier geschah, hatte damit nichts zu tun. Ein Wort, das jemand in der Dunkelheit der Nacht geflüstert hatte, konnte einem mehr Angst einflößen als ein Dutzend Schwertklingen.

Ich lag lange wach und horchte mit weit offenen Augen auf die Geräusche der Nacht. Ich hörte den ersten

Hahnenschrei, und die ersten roten Strahlen der aufgehenden Sonne erleuchteten den Himmel, ehe ich in Schlaf versank.

Meine Angst wich im hellen Licht des folgenden Tages mit all den alltäglichen Verrichtungen, Bewegungen und Geräuschen auf dem Hof. Murdo Beaton hatte jetzt überhaupt nichts Unheimliches in seiner blauen Drillichjacke und seiner zerlumpten khakifarbenen Hose. Ich beobachtete ihn genau, aber er sah aus wie immer; verschlossen und mürrisch, gewiß, doch ich konnte nichts Bedrohliches mehr an ihm entdecken.

Ich lachte über meine eigene Dummheit. Es war wie die nächtlichen Ängste, die mich als kleines Kind gequält hatten: sie waren weg, sobald der Tag dämmerte.

Wir arbeiteten den ganzen Tag über am Torfstich. Es war Zeit zum Tee, als wir die letzte Fuhrē Soden vor dem Haus abluden.

Nach dem Tee sah ich Murdo Beaton und der Cailleach zu, wie sie die Soden zu einem Stoß aufschichteten. Sie fingen mit den Seiten an und ordneten die Soden im rechten Winkel zueinander so an, daß sie ineinanderfaßten. Jede neue Schicht war etwas schmäler

als die unter ihr, so daß der fertige Stoß wetterfest war und nicht nach vorne kippen konnte. Mairi und ich halfen ihnen, indem wir Soden von etwa gleicher Größe für die Außenwände herausklaubten, und allmählich nahm der Stoß Gestalt an.

Ich hörte eine Männerstimme, die meinen Namen rief. Das mußte Roderick MacPherson sein, der mich zum Angeln abholen wollte.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich angeln gehe?« fragte ich Murdo Beaton.

»Hau ab Junge «, sagte er, ohne von seiner Arbeit aufzuschauen. Vielleicht bildete ich mir das nur ein, aber mir schien, als sei er froh, mich los zu sein.

Vom Gipfel des Hangs sah ich Roderick MacPherson und rannte ihm über die Felder und Wiesen entgegen. Über der Schulter trug er eine lange Angelrute, an der eine sorgfältig zusammengerollte Leine befestigt war.

Er lächelte, als er die Begeisterung in meinem Gesicht sah, und sagte: »Das ist eine gute Nacht zum Angeln. Siehst du, wie sich der Himmel bezieht? Du müßtest eigentlich einen guten Fang mit nach Hause nehmen.«

»Aber wo sind denn die anderen?« fragte ich, als wir uns

in Bewegung setzten.

»Lachlan und Lain Ban sind zum Einkaufen gegangen«, antwortete er. »Wir treffen uns unten am Strand.«

Wir kletterten über den Zaun am Fuß der Felder und nahmen den Weg durchs Moor zu der kleinen Holzbrücke, die über den Bach führte. Die Luft war voll vom Duft der Heide und der Sumpfmyrthe, und überall leuchteten Büschel von blauem Ehrenpreis. Wir schreckten ein Kaninchen auf, das im Zickzack vor uns durch das Moor davonrannte.

Als wir die Landstraße überquerten, fiel mir der Abend meiner Ankunft ein, als ich hier mutterseelenallein mit meinem Koffer in der Hand gestanden hatte. Ich konnte kaum glauben, daß dies dieselbe Straße war.

Was ich von Achmore aus für den Rand der Klippen gehalten hatte, war nur ein steil abfallender Abhang. Auf einem schmalen Pfad stiegen wir hinab und mußten durch eine enge Schlucht. Dann führte ein schmaler Pfad um einen Felsvorsprung herum und fiel jäh zum Strand ab. Lachlan MacLeod und Lain Ban saßen Pfeife rauchend auf einem Felsblock und begrüßten mich fröhlich.

Das Boot lag im Schutz der Klippen, fest vertäut mit

dicken Tauen, die über massive Felsbrocken geworfen waren. Bis zum Wasser waren es wenigstens zehn Meter über groben Kiesstrand, und es war mir nicht klar, wie sie das Boot je ins Wasser bekommen wollten.

Lain Ban sah die Ratlosigkeit in meinem Gesicht. »Warte nur, *a bhalaich*«, sagte er lächelnd. »Du wirst gleich sehen.«

Die Männer machten die Taue los, und Roderick holte einen Armvoll kleiner runder Holzstücke von einem Stapel nicht weit vom Boot entfernt. Er legte eines unter den Bug des Bootes und verteilte den Rest in Abständen von ein paar Metern über den Strand bis hinunter zum Wasser. Roderick und Lain Ban stellten sich auf der einen Seite, Lachlan MacLeod und ich auf der anderen Seite des Bootes auf.

Dann riefen sie: »Eins... zwei... und hopp!« Bei »Hopp« stemmten sie sich gegen das Boot und schoben es über die Rollen zum Wasser hinunter.

»Warum macht ihr das Boot so weit oben fest?« fragte ich, als sie absetzten, um wieder Schwung zu holen.

»Der Strand ist hier gefährlich«, erklärte Roderick geduldig. »Bei Nordwind ist die Brandung gewaltig. Sie

würde Kleinholz aus dem Boot machen, wenn wir es direkt am Wasser liegen ließen.«

Lain kletterte vorne ins Boot, Lachlan MacLeod nahm die Ruder. Ich ließ mich im Heck nieder, während Roderick die umgestülpten Enden seiner Wasserstiefel bis zu den Schenkeln hochrollte und ins Wasser watete, um uns vom Strand abzustoßen. Dann kletterte er ins Boot und setzte sich neben mich, und Lachlan begann ins Meer hinauszurudern.

Ich schaute hinauf zu den hohen Klippen, die senkrecht ins Wasser abfielen. Ich sah die dunklen Öffnungen mehrerer Höhlen, in die das Wasser gespült wurde, und beobachtete die Möwen, wie sie zu ihren Nistplätzen in den Felsspalten herabschossen. Lachlan MacLeod zeigte auf eine Eiderente, die zu ihrem Nest im unteren Teil der Klippenwand zurückkehrte.

Ein einsames Haus klebte oben auf der Klippe, wo sie ins Meer hinausragte, und unterhalb des Hauses lagen ein paar Wiesen und Felder an einem unglaublich abschüssigen Hang. Ein Mann war dabei, Kartoffeln zu hacken. Er schien an dem Hang zu kleben wie eine Fliege an einer Mauer.

Roderick machte seine Leine bereit. Ich sah, daß acht Haken, einer unter dem anderen, an ihr befestigt waren. Er warf die Leine ins Wasser und steckte sich die Angel bequem zwischen die Knie.

Lain Ban gab mir eine Angel. Die Leine war bereits ausgerollt.

»Die hat aber nur einen Haken«, sagte ich.

»Das ist auch gut so«, sagte Lain Ban lachend, »sonst passiert es am Ende noch, daß statt eines Fisches du selbst an einem der Haken hängenbleibst.«

Roderick zeigte mir, wie ich die Angel halten mußte, und empfahl mir, sie hereinzuziehen, sobald ich merkte, daß etwas an der Leine zog. In demselben Augenblick holte er seine Leine ein und ließ fünf glänzende Fische ins Boot fallen. Sie zappelten und schlügen wie wild gegen meine Füße, so daß ich vor Schreck fast meine Angel fallen gelassen hätte. Es waren vier Makrelen und ein kleinerer Fisch, den ich nicht kannte.

Roderick löste sie mit geübter Hand von den Haken und warf sie in den Wasserbehälter im Boot. Als er den kleinen Fisch in die Hand nahm, wollte ich wissen, wie er hieß.

»Das ist ein Köhler«, sagte er; »unser Spitzname für die Männer von Raasay.« Er grinste. »Wohlgemerkt, Alasdair, du müßtest so groß sein wie Duncan Mor, damit du dir das erlauben könntest.«

Ich merkte ein Zerren an meiner Leine und hätte beinahe das Gleichgewicht verloren, als ich die Angel aus dem Wasser riß. Ich sah den silbrigen Glanz am Ende der Leine, aber ich hatte Mühe mit der langen Angel, so daß sich der zappelnde Fisch losgewunden hatte, ehe ich ihn ins Boot holen konnte.

»Pech«, sagte Lain Ban, während er selbst dabei war, sechs große Makrelen von den Haken zu befreien.

Aber unmittelbar darauf zerrte es wieder an meiner Leine, und diesmal half mir Roderick, den Fisch ins Boot zu holen. Ich versuchte, ihn vom Haken zu nehmen, aber er glitt mir durch die Finger.

»Halt meine Angel«, sagte Roderick.

Wir tauschten die Angeln, und er bückte sich, um den Haken herauszuziehen.

Ich spürte ein gewaltiges Zerren an seiner Leine und zog sie mit einem Ruck aus dem Wasser. In fieberhafter Erregung drehte ich die Angel und zog einen Haufen

zappelnder Fische ins Boot. Es waren sechs Makrelen und ein wesentlich größerer Fisch.

»Ausgezeichnet, Alasdair!« rief Lachlan MacLeod, und ich fühlte mich sehr geschmeichelt, daß mich dieser so verschlossene und stille Mann lobte.

»Du hast einen Schellfisch erwischt«, sagte Roderick, während er den Fisch ablöste und anerkennend seinen bronzefarbenen, gesprankelten Leib begutachtete. »Eines Tages fahren wir hinüber zur Insel Holm. Da gibt es Schellfische - die richtig großen Brocken.«

Wir angelten eine ganze Weile und fingen hauptsächlich Köhler und Makrelen. Manchmal bissen die Fische ununterbrochen an; dann gab es wieder Pausen, in denen die Leinen schlaff im Wasser hingen. Lachlan MacLeod drehte dann das Boot und ruderte mit ein paar kräftigen Schlägen zurück zu dem Stück, wo wir auf den letzten Schwärm gestoßen waren.

Einmal ruderte er sehr viel weiter hinaus; von hier aus sah ich, daß die Klippenwand durchbrochen war: direkt unterhalb von Achmore Lodge wurde sie von einer Schlucht zerteilt, die in einer kleinen, geschützten Bucht endete. Lain Ban zeigte mir den Kilt-Felsen im Norden. Er

erhob sich aus dem Meer wie ein riesiger Schottenrock, der über die Wasserfläche ausgebreitet war. Ein Wasserfall stürzte über seine Seite in die Tiefe.

Die Abenddämmerung zog langsam herauf, das lange Dämmerlicht eines typischen Hochsommertages auf den Hebriden. Rona erhob sich wie ein dunkler Schatten aus den stillen Gewässern des Sundes. Wenn wir sprachen, hallten unsere Stimmen weit über das Wasser hin. Als Lachlan MacLeod schließlich zum Ufer zurückruderte, waren wir alle stumm.

Ich lehnte mich aus dem Boot und horchte, mit einer Hand im Wasser, auf das rhythmische Eintauchen der Ruder. Roderick stopfte sich eine Pfeife; ich hörte das Ratschen eines Streichhölzchens, das kurz darauf abgebrannt auf dem wogenden Wasser davonschwamm. Dann war wieder alles still bis auf den Schrei einer Möve und das regelmäßige Quietschen der Dollen, wenn Lachlan sich ins Zeug legte. Ich hatte mich oft gefragt, warum mein Vater zur See gefahren war, aber ich glaube, daß ich ihn in diesem Augenblick verstand.

Lain Ban begann eine flotte Tanzmelodie zu pfeifen, und ich sagte plötzlich, kaum daß mir der Gedanke gekommen

war: »Sind hier während des Krieges irgendwelche Schiffe gestrandet?«

Roderick schüttelte den Kopf. »Nein, es war hier oben ziemlich ruhig. Die Leute wußten kaum, daß Krieg war.«

»Und was war mit dem Flugzeugabsturz?« sagte Lain Ban.

Roderick lachte. »Wir waren alle auf See«, erklärte er, »aber natürlich gab es einige Aufregung. Ein Flugzeug stürzte am Sgurr a' Mhadaidh Ruaidh ab.«

»Am Berg des Roten Fuchses«, sagte ich halblaut vor mich hin.

»Ja, richtig«, sagte er.

»Es ist ein Wunder, daß dir der Rote die Geschichte noch nicht erzählt hat«, sagte Lain Ban. »Er war als erster an der Absturzstelle.«

»Was hatte es denn geladen?« fragte ich und versuchte das Zittern in meiner Stimme zu verbergen.

»Och, ich weiß nicht recht«, sagte Roderick gleichgültig. »Wahrscheinlich nur die Mannschaft. Sie waren aber alle tot.«

Das Boot lief auf den Kiesstrand auf. Lain Ban sprang heraus und zog den Bug auf den Strand. Wir schleppten

das Boot über die hölzernen Rollen hinauf bis zu seinem Platz unter dem Klippenvorsprung, doch meine Gedanken waren die ganze Zeit bei dem Flugzeug, das am Berg des Roten Fuchses abgestürzt war. Murdo Beaton war als erster am Ort des Unglücks erschienen. Was hatte er dort gefunden? Vielleicht lieferte die Antwort hierauf den Schlüssel zu dem Rätsel vom Berg des Roten Fuchses.

Lain Ban warf die Fische aus dem Boot und verteilte sie auf vier Haufen. Er schaute zu mir herüber und fragte: »Müde, Alasdair?«

»Nein, ich dachte gerade nur über etwas nach«, antwortete ich.

Roderick stellte sich mit dem Rücken vor die Fische. Lain Ban zeigte auf einen Haufen und fragte: »Wer?«
»Lachlan«, kam die Antwort.

Er zeigte wieder auf einen Haufen.

»Alasdair«, sagte Roderick.

Und noch einmal dieselbe Prozedur.

»Ich«, sagte Roderick, und als er sich lächelnd umdrehte, waren die anderen bereits dabei, die Fische auf Schnüre aufzuziehen.

Die Küche war leer, als ich nach Hause kam. Ich warf die

Fische auf den Tisch und wünschte, Mairi hätte mich gesehen, wie ich mit meinem Fang ins Haus trat. Der Raum sah gemütlich aus in dem matten Licht der Paraffinlampe. Ich ließ mich auf die Bank fallen, müde nach dem anstrengenden Aufstieg von der Küste, und streckte mich, mit den Füßen über der Armlehne, der Länge nach auf der Bank aus. Murdo Beatons blaue Drillichjacke hing über der Armlehne; als ich die Füße bewegte, fiel sie auf den Boden. Ich bückte mich, um sie aufzuheben, und dabei fiel eine zusammengefaltete Zeitung aus der Seitentasche heraus.

Es war die erste Zeitung, die ich seit meiner Ankunft auf Skye in die Hände bekam. Ich hob sie daher auf und begann zu lesen. Sie war vom ersten Juli, dem Tag nach meiner Ankunft in Achmore, und war so gefaltet, daß mein Blick sofort auf einen kurzen Abschnitt unter einer fettgedruckten Überschrift fiel.

UNBEKANNTER ERSCHOSSEN AUFGEFUNDEN

Die Leiche eines bisher noch nicht identifizierten Mannes wurde gestern abend in der Nähe von Lochailort gefunden. Er wurde durch einen Schuß in den Rücken getötet. Nach Angaben der Polizei war der Mann zwischen

dreiβig und fünfunddreißig Jahre alt und von mittlerem Körperbau. Er trug einen hellbraunen Regenmantel und einen dunkelgrauen Anzug. Als besonderes Kennzeichen hatte er eine Narbe an der linken Hand, die vom Knöchel des kleinen Fingers quer über den Handrücken bis zum Handgelenk verlief.

Ich ging mit der Zeitung hinüber zur Lampe und las den letzten Satz noch einmal. Ich erinnerte mich nur zu genau an die Hand mit der auffälligen roten Narbe.

Mir drehte sich alles im Kopf. Wenn der Mann mit der Narbe tot war, wer war dann der Fremde, der hier mitten in der Nacht erschienen war?

Ohne recht zu wissen, was ich tat, steckte ich die Zeitung zurück in die Seitentasche der Jacke und flüchtete mich in die Sicherheit meines Schlafzimmers.



ch saß auf dem Feenhügel, dem Cnoc an t-Sithein, und überlegte, was ich tun sollte. Es war Mittag; die Sonne brannte herab von einem fast südlichen Himmel. Murdo Beaton war mit seinem Hund, der ausgelassen hinter ihm drein sprang, zum Berg aufgebrochen, Main und die Cailleach waren damit beschäftigt, die Torfsoden aufzuschichten.

Den ganzen Vormittag hatte ich das Bedürfnis verspürt, für mich zu sein und zu versuchen, meine verworrene Situation zu überdenken und Ordnung in meine Gedanken zu kriegen. Die Sache mit der Botschaft war mir gestern völlig klar erschienen, bis ich die Notiz in der gefalteten Zeitung las. Jetzt war ich wieder am Ausgangspunkt, aber das Geheimnis hatte inzwischen durch den Tod des Mannes mit der Narbe etwas viel Bedrohlicheres bekommen.

Er war der Mann, der zum Schweigen gebracht worden war, daran konnte kein Zweifel sein. Und der Mann, der ihn erschossen hatte, konnte mit Murdo Beaton unter einer Decke stecken. Was würde der Mörder dann tun, wenn er

herausfand, daß ich eine Botschaft von dem Mann mit der Narbe bei mir trug? Trotz der gewaltigen Hitze lief mir ein kalter Schauer über den Rücken. Einer, der verzweifelt genug war, einen Mord zu begehen, würde auch vor einem zweiten nicht zurückschrecken, um zum Ziel zu kommen.

Ich hatte die Sache schon viel zu lange für mich behalten; mein einziger Gedanke war nun, wem ich meine Geschichte anvertrauen sollte. Ich dachte an Hector MacLeod, aber Hector MacLeod war ein alter Mann, und dies hier war keine Sache für alte Männer. Mir fiel ein, was er mir über Duncan Mor erzählt hatte. Den Großen Duncan. Sogar Roderick MacPhersons lachender Blick wurde respektvoll, wenn er von ihm sprach. Also gut, ich entschied mich für Duncan Mor. Jedes Handeln war besser, als mich weiter mit meinen trüben Gedanken zu quälen.

Ich erhob mich und ging eilends durchs Moor davon in Richtung auf den Fluß. Das Moor glich einem riesigen Becken, und wo sich der Boden senkte, verlor ich den Fluß aus dem Blick, aber ich ging geradeaus weiter, bis ich zu einem hohen Drahtzaun kam. Ich kroch unter dem Zaun durch, überquerte einen holprigen Weg, der zum

Berg hinaufführte, und kam an einen breiten Erdwall. Die Crofts von Mealt lagen auf der anderen Seite und fielen sanft zum Fluß ab.

Ich kletterte auf den Wall und sah von hier aus auch sofort das Haus von Duncan Mor. Es war ein einstöckiges Haus aus Stein mit einem Schieferdach, das direkt am Fluß stand und mit seiner Vorderfront nach Osten zeigte. Der Garten vor dem Haus war von einer Mauer umgeben, und auf der Mauer saß ein Mann, der mich beobachtete. Ein schwarzweißer Collie begann wie wild zu bellen, und ich hörte, wie der Mann sagte: »Ruhig, Glen.«

Ich rannte über die Wiesen hinunter und hielt erst ein paar Schritte vor ihm an. Er rutschte von der Mauer herunter und stand nun wie ein Riese vor mir. Ich hatte plötzlich das merkwürdige Gefühl, daß wir uns schon einmal begegnet waren.

Wir standen da und sahen einander an. Ich wartete, daß er etwas sagte, und fühlte mich immer unbehaglicher. Wenn ich mürrisch dreinschaute - und er behauptete später, daß ich es getan habe —, dann nur, um mein Unbehagen zu verbergen.

Er war mit Sicherheit der größte Mann, der mir je in

meinem Leben begegnet war, aber er war sogar noch größer, als er aussah, denn seine breiten Schultern nahmen etwas von seiner hünenhaften Größe. Er trug eine blaue Drillichhose, die ein breiter Ledergürtel hielt. Er war schmal in den Hüften und hatte einen straffen Bauch. Die Ärmel seines offenen Hemdes waren bis über die Ellbogen hochgekrempelt, und wenn er den Arm bewegte, um eine Riege zu verscheuchen, konnte ich das Spiel seiner Muskeln unter der gebräunten Haut sehen. Ich wußte, daß seine Augen auf meinen dünnen Armen ruhten, und versuchte daher, um so grimmiger dreinzublicken. Ich starrte dabei stur auf meine Füße und war fest entschlossen, nicht als erster den Mund aufzumachen.

»Jaja, du bist ein unverkennbarer Cameron«, sagte Duncan Mor schließlich; »ein mürrischer, finsterer Halunke wie dein Vater und wahrscheinlich genauso ein Dickschädel.«

Er hatte eine tiefe, dröhrende Stimme. Die Wörter schienen bei ihm aus der Tiefe des Zwerchfells zu kommen und explodierten geradezu an der Luft, nachdem sie in seinem riesigen Brustkasten Klang und Lautstärke gewonnen hatten.

Ich holte tief Luft und hoffte, daß ihm entgangen war, wie ich in meiner Nervosität die Hände zusammengepreßt hatte.

»Dickschädel hin oder her«, sagte ich, »ich heiße Alasdair Cameron. Man hat mir gesagt. Sie seien ein Freund meines Vaters gewesen.«

»*A dhuine, dhuine!*« rief er. »Ich hab Alasdair Dubh in deinem finsternen Blick erkannt und wollte doch mal sehen, ob du nach deinem Leben in London überhaupt noch Highlandblut in dir hast. Du hast dich gehalten wie ein Mann.«

Er trat auf mich zu und packte mich bei den Schultern; er zwang mich, ihm in die Augen zu sehen. Er hatte weit auseinanderstehende graue Augen, und mit Überraschung stellte ich fest, daß auch sein Haar, das ihm in dichten Locken am Kopf lag, ganz und gar grau war.

»Du hast ganz recht, ich war der Freund deines Vaters«, sagte er, »und du wirst es schwer haben in deinem Leben, es diesem tapferen Mann gleichzutun.«

Ich fühlte, wie er mit seinen kräftigen Fingern meine Schultern betastete.

»Richtige Highlandknochen sind schon da«, fuhr er fort,

»und wenn die Knochen in Ordnung sind, dann wird der liebe Gott auch Fleisch und Muskel dranwachsen lassen, wenn es ihm gefällt. Es ist erstaunlich, was Bergluft und Sonne und eine Kumme Hafergrütze jeden Morgen fertig-bringen. Setz dich, Alasdair Beag. Es wird allmählich Zeit, daß wir miteinander reden.«

Wir setzten uns mit dem Rücken gegen die Gartenmauer hin und sahen hinunter auf den Fluß, der träge dem Meer entgegenströmte. Achmore Lodge war von hier aus nicht zu sehen, aber ich konnte den Spalt in den Klippen erkennen, durch den der Fluß in die Schlucht hinabstürzte.

Ich hörte das Geräusch eines Autos und blickte überrascht in die Höhe. Ein Landrover tuckerte über den holprigen Weg bergauf. Der Fahrer trug eine dunkle Brille, und neben ihm saß ein weißhaariger Mann. Auf dem Rücksitz waren zwei Männer in Tweedhosen.

»Leute von Achmore Lodge«, erklärte Duncan Mor. »Der Weißhaarige ist Major Cassell. und die beiden anderen sind vermutlich Gäste. Sie werden wahrscheinlich oben im Loch nach Forellen angeln.« Er kicherte. »Du wärst von den Socken, Alasdair, wenn du manche von diesen Kerlen aus dem Süden sehen würdest. Wie oft hab

ich sie hier schon ankommen sehen mit einer Ausrüstung, die ein kleines Vermögen gekostet haben muß. Und manche von den Gesellen sind so mickrig, daß sie sich hier oben allenfalls einen Schnupfen einfangen, ganz zu schweigen von einer anständigen braunen Forelle.«

Wir lachten, und dann fragte ich ihn über Major Cassell aus.

»Der Major hat die Lodge übernommen«, antwortete Duncan Mor. »Ein Naturforscher, aber alles in allem ein sehr netter Mann. Man erzählt sich, daß ihn nichts davon abhält, seine Nächte draußen auf den Felsen zu verbringen, um die Vögel beim Nisten zu beobachten. Nun ja, was wäre die Welt ohne solche Spinner; schließlich tut er keinem weh, der gute Mann.«

Duncan Mor erzählte von Schafen und Kühen, vom Angeln in den Bergseen und vom unerlaubten Lachsfang in finsternen Nächten. Er erzählte mir von den Bärenkräften meines Großvaters in den Tagen, als es die Straße nach Portree noch nicht gab und alles, was man hier brauchte, mit dem Boot gebracht werden mußte; wie er einmal eine Tonne mit Mehl die steilen Klippen nach Achmore auf seinem Rücken geschleppt hatte, ohne auch nur ein

einziges Mal abzusetzen.

Wir redeten und lachten zusammen, als kennten wir uns schon eine Ewigkeit, und als er schließlich sagte: »Was hat denn der Rote wieder getan?«, klang es nicht wie plumpe Vertraulichkeit einem Fremden gegenüber.

»Wieso wissen Sie das?« stotterte ich.

»Deine Schwierigkeiten standen dir im Gesicht geschrieben, auch ohne daß du etwas gesagt hast«, antwortete er, »und wenn es in Achmore Schwierigkeiten gibt, dann braucht man nur nach dem schlauen Fuchs Murdo Ruadh zu suchen.«

Mich interessierte vor allem eines: »War er ein Freund meines Vaters?«

»*A Thighearna bheannaichte!*« rief Duncan Mor. »Murdo Ruadh ein Freund von Alasdair Dubh! Wenn der Große Schwarze heute hier wäre, würde er Murdo Ruadh beim Genick packen und aus Achmore hinauswerfen.« Er schwieg einen Augenblick voller Zorn und fügte dann hinzu: »Nicht daß ich Mistress Cameron Vorwürfe machen wollte. Sie konnte den Mann schließlich überhaupt nicht kennen.«

»Aber was hat denn meine Mutter damit zu tun?« fragte

ich.

»Nun, sie hat ihm doch selbst den Hof überlassen«, antwortete er, »und dabei stöhnt er dauernd über die hohe Pacht, die er zu zahlen hat. Wohlgemerkt, ich weiß, wie verschlagen er ist, und ich weiß auch, daß Mistress Cameron die letzte ist, die zuviel Pacht verlangt.«

»Aber er hat noch nie einen einzigen Pfennig Pacht bezahlt!« sagte ich aufgebracht.

Duncan Mor fuhr in die Höhe. »Murdo Ruadh hat noch nie Pacht bezahlt?« wiederholte er.

Ich schüttelte den Kopf.

»Wie ist er dann zu dem Hof gekommen?«

»Nachdem meine Mutter wieder nach London zurückgekehrt war, schrieb er einen Brief, in dem er erklärte, er sei ein guter Freund meines Vaters, und mein Vater habe ihm gesagt, er könne das Anwesen haben, solange wir nicht da seien.«

Duncan Mor sprang auf und ballte seine gewaltigen Fäuste. Zornesröte stieg ihm ins Gesicht und verfärbte seine gebräunten Wangen, und ich sah, wie die Adern auf seiner Stirn anschwollen. Ich dachte, sie würden gleich platzen. Ich hatte noch nie jemanden so zornig gesehen.

Ohne ein Wort ging er davon. Ich rannte hinter ihm her und packte ihn am Arm. »Wohin wollen Sie?« rief ich.

»Wohin wohl?« antwortete er wütend. »Ich werd mir den Kerl vornehmen. Dem brech ich sämtliche Knochen in seinem erbärmlichen Leib.«

Ich wußte, daß dies keine leere Drohung war, als ich die Muskeln an seinem kräftigen Unterarm sah, die sich spannten, während er die geballte Faust gegen seine andere Hand preßte.

»Aber das mit dem Croft ist noch nicht alles!« schrie ich aufgeregt. »Ein Mann ist umgebracht worden, und auf dem Berg des Roten Fuchses ist etwas versteckt, und wenn sie rauskriegen, daß ich die Botschaft habe...«

Ich mußte Luft holen, und meine Erregung bewirkte, daß sich sein Zorn etwas legte. Er faßte mich um die Schultern und führte mich zurück zu der Mauer, wo wir uns wieder hinsetzten.

»Eine Geschichte sollte am Anfang beginnen, Alasdair Beag«, sagte Duncan Mor ruhig. »Also, dann erzähl mal.«

Ich erzählte ihm alles, was sich bisher ereignet hatte, von dem Augenblick an, als mir der Mann mit der Narbe zum erstenmal vor dem Fenster meines Abteils aufgefallen war,

bis zu der nächtlichen Unterhaltung, die ich zufällig mit angehört hatte. Er hörte schweigend zu, während er mit schnellen, geschickten Bewegungen seines Messers eine dicke, schwarze Rolle Tabak zerkleinerte. Die abgeschnittenen Stücke zerfaserte er mit den Fingern und füllte dann seine Pfeife.

Ich erzählte ihm, wie ich zunächst gedacht hatte, die Botschaft sei für Murdo Beaton bestimmt und der nächtliche Besucher sei der Mann mit der Narbe. Ich verschwieg auch nicht, welche Angst ich ausgestanden hatte, weil ich geglaubt hatte, daß sie mich zum Schweigen bringen wollten, und beschrieb meine Bestürzung, als ich die Zeitung fand und erfuhr, daß der Mann mit der Narbe ermordet worden war.

Als ich geendet hatte, sah ich Duncan Mor an. Ich war überrascht und — um die Wahrheit zu sagen — etwas verstimmt, daß er auf meine Erzählung mit einem Lächeln reagierte.

Er nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte: »Und du hast das die ganze Zeit für dich behalten?«

»Ja«, gestand ich.

»Aber du hast die Nachricht keinem Menschen gezeigt?«

»Nein.«

»Wie alt bist du, *a bhalaichl*« fragte er.

»Beinahe dreizehn«, antwortete ich.

Duncan Mor lehnte sich vornüber und stützte das Kinn in die Hände.

Dann zog er ein großes khakifarbenes Taschentuch aus der Hosentasche und schneuzte sich mehrere Male hintereinander.

Er sah mich nicht an, als er sagte: »Was würde ich darum geben, wenn der Große Schwarze jetzt hier wäre!«

»Sie glauben mir doch?« sagte ich scharf.

Er legte seine große braune Hand einen Augenblick lang auf meine und sagte: »Natürlich glaube ich dir, Alasdair Beag; es ist nur, daß du deinem Vater, *an duine bochd*, so sehr gleichst.« Er lächelte und entblößte zwei gleichmäßige weiße Zahnreihen. »Du mußt mir ein bißchen Zeit lassen, bis ich mich daran gewöhnt habe, daß ich ein alter Mann und nicht mehr ein kleiner Junge bin.«

»Nun, was sollen wir tun? « fragte ich. » Wer könnte der Mann gewesen sein, der mitten in der Nacht bei Murdo Beaton war?«

Duncan Mor strich sich übers Kinn. »Wahrscheinlich der

Kerl mit den hellblauen Augen. Es wäre jedenfalls logisch nach allem, was du gehört hast - *Lochailort und zum Schweigen gebracht*. Nun, der dreiste Kerl zog die Notbremse und sprang bei Lochailort vom Zug, und ich habe keinen Zweifel, daß er es war, der deinen Mann mit der Narbe *zum Schweigen gebracht* hat. Anschließend ist er dann hierhergekommen, um Murdo Ruadh Bericht zu erstatten.«

»Aber wie ist er auf Achmore gekommen, und warum hat er nicht versucht, mich auszufragen?« sagte ich.

»Denk ein bißchen nach«, sagte Duncan Mor ruhig. »Wenn der Mann mit der Narbe die Adresse an deinem Koffer versteckt hat, dann konnte der andere doch gar nicht wissen, wohin du wolltest. Aber höchstwahrscheinlich ist es so, daß Murdo Ruadh bereits seit geraumer Zeit irgend etwas mit dem Burschen hat. Ja, ich wette, das war nicht das erstemal, daß er mit Blauauge eine kleine Besprechung gehabt hat.«

»Aber wie wollen Sie das wissen?« beharrte ich.

»Och, ich weiß seit langem, daß der Rote bis über den Hals in dunkle Geschäfte verwickelt ist«, antwortete Duncan vorsichtig.

»In was für Geschäfte?« fragte ich.

»Ich weiß nicht genau«, sagte er und stieß sich dabei mit dem Pfeifenstiel gegen die Zähne.

Mir fiel der letzte Satz des Gesprächs ein, das ich belauscht hatte. »Und was ist mit Samstag um Mitternacht?« sagte ich. »Heute ist Samstag. Was, glauben Sie, haben die beiden vor?«

Duncan Mors graue Augen ruhten auf mir. »Was immer heute nacht geschieht«, sagte er langsam, »glaub ja nicht, daß du heute nacht in der Gegend herumstromerst, denn genau das wirst du nicht tun. Und wieso überhaupt diesen Samstag? Blauauge könnte mit dem Roten ja auch ein Treffen für den nächsten Samstag ausgemacht haben.«

Ich wußte, daß er ablenken wollte, und sagte schnell: »Sie wissen ganz genau, daß, wenn hier irgend etwas geschieht, es heute nacht sein wird.«

»Vielleicht«, antwortete er, und seine Augen waren hart wie Stahl, als er sagte: »Das hier ist kein Spiel, Alasdair, merk dir das gut. Ein Mann ist dabei bereits ums Leben gekommen. Je weniger du davon weißt, desto besser für dich. Ich werde heute nacht selber die Augen offenhalten, und wir beide sehen uns am Montag wieder.«

»Vielleicht sollten wir zur Polizei gehen«, sagte ich, denn mir war klar, daß er recht hatte.

»Nun ja, wir könnten zur Polizei gehen«, meinte Duncan Mor, »aber wenn Murdo Ruadh in die Geschichte verwickelt ist, bin ich gegen die Polizei. Du mußt nämlich wissen, Alasdair Beag, daß es hier oben Brauch ist, die Polizei aus dem Spiel zu lassen. Wir hatten unser eigenes Gesetz, bevor die Engländer ihr Gesetz in die Highlands brachten, und Murdo Ruadh wird am Ende nach dem alten Gesetz verurteilt werden.«

Ich erzählte ihm von dem Flugzeug, das während des Krieges am Sgurr a' Mhadaidh Ruaidh abgestürzt war, und daß Murdo Beaton damals als erster an der Absturzstelle gewesen war. Als ich meine Vermutung äußerte, das Flugzeug könnte eine Ladung Goldbarren an Bord gehabt haben, hatte ich den Eindruck, daß er mir gar nicht zuhörte. Der Ausdruck seiner Augen sagte mir, daß er mit seinen Gedanken weit weg war. Er klopfte sich geistesabwesend mit der Pfeife gegen die Zähne.

Was er dann sagte, hatte mit dem Flugzeug überhaupt nichts zu tun. »Diese Zahl auf dem Zettel«, sagte er langsam. »Denk gut nach. Bist du sicher, daß sie M 15

lautete?«

»Absolut«, sagte ich ohne zu zögern. »Es war ein großes M und die Zahlen eins und fünf.«

»Trotzdem, ich würd den Zettel gern mal sehen«, sagte Duncan Mor. »Bring ihn mit, wenn du am Montag kommst.«

Ich versprach es ihm, dann begleitete er mich bis zum Wall.

Als ich mich verabschiedete, sagte er noch: »Wenn du wieder in Achmore bist, Alasdair, vergiß nicht, Murdo Ruadh zu sagen, daß du mich heute besucht hast!«

»Wieso denn?« fragte ich überrascht.

»Nun, wir haben es hier mit zwei Füchsen zu tun«, antwortete er langsam. »Der eine ist der Berg des Roten Fuchses, und der andere ist der lange rote Fuchs in Achmore. Der Fuchs ist ja harmlos genug als Tier, Alasdair, solange er nicht in die Enge getrieben wird. Dann allerdings kann er gefährlich werden. Sollte er sich an dir vergreifen wollen, dann, denk ich, wird er sich das zweimal überlegen, wenn er weiß, daß wir uns miteinander unterhalten haben.«



eine Begegnung mit Duncan Mor hatte mich aufgeheizt und mir Mut gemacht, obgleich ich ein bißchen enttäuscht war, daß er auf meine Vermutung mit dem abgestürzten Flugzeug überhaupt

nicht eingegangen war. Ich war sicher, daß er mir etwas verschwieg, aber es war natürlich auch möglich, überlegte ich, daß er nicht bestätigen wollte, daß ich der Wahrheit auf der Spur war, damit ich mich bei Murdo Beaton nicht aus Versehen verraten konnte. Er hatte mir gesagt, es sei gefährlich, zuviel zu wissen, und wenn er den Flugzeugabsturz mit keinem Wort kommentierte, dann zeigte das nur, wie nahe ich der Wahrheit war.

Die Cailleach las die *Oban Times*, als ich ins Haus trat. Sie hatte die Seiten über den Tisch ausgebreitet und starre durch eine riesige Lupe auf die Buchstaben. Mairi sagte, die *Oban Times* sei die einzige Zeitung, die ihr Vater im Haus duldet, so daß ich mich fragte, woher er dann den *Daily Express* hatte, der aus seiner Tasche gefallen war, als ich die Jacke von der Bank stieß. Vielleicht hatte Blauauge, wie Duncan Mor ihn nannte, sie ihm gegeben?

Ich half Mairi beim Füttern der Hühner. Wir streuten das Getreide mit den Händen ins Gras und hatten Spaß an dem hektischen Geflatter der Hühner. Bei jedem neuen Schwung Körner flogen sie hoch und stürzten sich darauf und ließen die Körner, die bereits im Gras lagen, unberührt liegen.

»Ich war heute bei Duncan Mor«, sagte ich.

Mairi wollte gerade wieder eine Handvoll Körner ausstreuen, ihre Hand voller Körner blieb mitten in der Luft stehen.

»Erzähl ihm das ja nicht!« sagte sie schnell.

»Wieso denn?« fragte ich.

Sie ließ die Körner langsam durch ihre leicht geöffneten Finger auf den Boden rinnen und faßte wieder in den Eimer, ehe sie antwortete.

»Er mag Duncan Mor nicht«, sagte sie langsam. »Er wäre nicht entzückt, wenn er erfähre, daß du bei ihm gewesen bist.«

»Und du, magst du ihn?« sagte ich.

»Wen? Duncan Mor?«

Ich nickte.

»Jedermann hier mag Duncan Mor«, sagte sie vorsichtig.

»Aber wie ist es mit dir?« beharrte ich.

Sie sah zum Haus zurück. »Ich mag ihn mehr als alle Leute hier in Achmore«, sagte sie mit Entschiedenheit.

Meine Überraschung mußte mir im Gesicht gestanden haben, denn sie fuhr fort: »Du hättest ihn letztes Jahr vor Allerheiligen in seiner Verkleidung sehen sollen. Er kam als alte Cailleach. Ich hab ihn drüben bei Hector MacLeod gesehen. Er hat mich so zum Lachen gebracht, daß ich einen Schluckauf davon bekam. Roderick MacPherson hat mir einen kalten Schlußel hinten ins Kleid getan, damit der Schluckauf aufhörte.«

»Dein Vater wußte doch bestimmt nicht, daß du bei Hector MacLeod gewesen bist«, sagte ich, »und die Cailleach auch nicht.«

Sie schüttelte den Kopf, so daß ihre schwarzen Zöpfe hüpfen. »Das ist mir egal«, sagte sie trotzig, »aber die Cailleach würde mich sowieso nicht verraten. Sie erzählt mir eine ganze Menge Dinge, von denen er nichts weiß.«

»Aber sie ist doch seine Mutter«, stotterte ich. »Ich ... ich finde das nicht richtig.«

»Na ja, sie kann ihn nicht gut leiden«, sagte sie herzlos. »Sie wird zwar alt, führt Selbstgespräche und ist fast taub,

aber es gibt nicht viel, was ihr entgeht. Sie erzählt mir oft Geschichten von früher. Sie hat mir auch erzählt, daß Duncan Mor meine Mutter heiraten wollte, bis *er* daherkam und einen Haufen Lügen verbreitet hat, so daß aus der Heirat nichts geworden ist. Das ist auch der Grund, warum Duncan Mor ihn haßt.«

Mir war Mairi ein Rätsel. Sie hatte noch nie einen Zug oder einen Bahnhof oder eine Straße in einer Stadt gesehen, und doch sprach sie manchmal wie eine Erwachsene und schien so viel älter als ich. Sie ging hinunter an die Landstraße und kaufte an Liptons Lieferwagen ein, sie arbeitete im Torfstich und auf dem Kartoffelfeld, sie fütterte die Kälber und hütete die Kühe und verrichtete eine Menge anderer Arbeiten, für die sie viel zu jung war. Sie hatte ein kleines, ernstes Gesicht und war nicht leicht zum Lachen zu bringen, was immer ich mit ihr anstellen mochte. In ihren Augen war immer ein wachsamer Blick, als erwarte sie jeden Augenblick, Schritte hinter sich zu hören, so daß sie rechtzeitig ihr Lächeln verstecken und sich davonmachen konnte, um irgendeine Arbeit im Haus zu tun.

Nach dem Tee — Mairi und die Cailleach räumten

bereits den Tisch ab -sagte ich: »Ich hab heute mit Duncan Mor gesprochen.«

Ich versuchte es so beiläufig wie möglich zu sagen, aber meine Stimme klang unnatürlich laut. Mairi richtete sich mit einem Ruck auf und ließ eine Tasse fallen. Sie fiel auf den Boden und zerbrach in Scherben. Murdo Beaton fuhr sie scharf auf gälisch an. Es schien, als habe er nicht gehört, was ich gesagt hatte, denn er fuhr unbeirrt fort, sich mit einem Streichholz in den Zähnen zu stochern, und starre dabei auf seine Stiefel. Nach einiger Zeit legte er das Streichholz auf den Tisch, hatte jedoch den Blick noch immer auf seine Stiefel gerichtet.

»Soso, du hast also mit Duncan Mor gesprochen«, sagte er. »Macht gern große Sprüche, Duncan Mor MacDonald, aber die MacDonalts waren schon immer für ihre Großspurigkeit bekannt. Sieh ihn dir an, den feinen Duncan Mor. Er hat Grund und Boden für sechs Kühe samt ihren Kälbern, für vierzig Schafe und ein Pferd obendrein. Und was hält er? Ich will es dir sagen, Junge. Er hält eine einzige klappige, triefäugige Ayrshire-Kuh und eine Handvoll Schafe, von denen die meisten so uralt und zäh sind, daß sie schon vor Jahren geschlachtet gehört

hätten.

Freilich, jemand wie der leidet keinen Hunger - nein, nicht Duncan Mor MacDonald. Es gibt eine Menge Möglichkeiten in dieser Welt, sein Geld zu machen, und zwar nicht wie der arme Pachtbauer, der sich mit seinen Schafen und Kühen und ein paar Morgen unfruchtbaren Bodens abrackert. Im Fluß gibt es Lachse, und die Lachse bringen in Portree viel Geld. Aber wem gehören sie, diese Lachse, Junge? Ja, das ist die Frage. Wem?«

Er bohrte mir mit seinem langen Zeigefinger in die Rippen.

»Sie gehören Major Cassell. Stell dir vor, der arme Major zahlt eine riesige Pacht für die Fischerei, und der dreiste Duncan Mor schleicht sich in dunkler Nacht hinunter zum Wasserfall und leert ihm den Teich. Mancher arme Hund muß sich den ganzen Tag mit schwerer Arbeit abschinden. Und was macht Duncan Mor MacDonald? Der kann den ganzen Tag mit Geschwätz verbringen und auf Regen warten, der dem Fluß Hochwasser bringt, damit er dem Major seine Lachse wegfangen kann. O ja, ein feiner Kerl, das muß man sagen, mit der glatten Zunge der MacDonalts und all ihrem Hochmut. Aber warte nur,

Junge, du wirst den Tag erleben, an dem Duncan Mor MacDonald erniedrigt im Staub liegen wird, wie es in der Schrift geschrieben steht.«

Ich hatte ihn noch nie zuvor mehr als ein oder zwei Wörter von sich geben hören, und bei diesem Ausbruch wurde mir klar, daß ich ihn ins Mark getroffen hatte. Er hatte zuerst ganz leise gesprochen, seine Stimme war aber immer lauter geworden, und die Erregung hatte Farbe in seine bläßlichen Wangen getrieben. Seinen letzten Satz spuckte er mit so viel Giftigkeit aus, daß mir klar wurde, wie tief die Feindschaft zwischen ihm und Duncan Mor war.

»Nun, ich mag ihn trotzdem«, sagte ich hartnäckig.

Murdo Beatons Hände klammerten sich um den Stuhl, auf dem er saß: ich wußte, daß er versuchte, die Beherrschung nicht zu verlieren. »Ich hab dich gewarnt, Junge«, sagte er tonlos, »mehr sag ich nicht.«

»Duncan Mor war ein Freund meines Vaters«, beharrte ich.

»Es gibt gute Freunde, und es gibt schlechte Freunde«, war alles, was er sagte.

Er stand auf und nahm seine Mütze.

An der Tür drehte er sich noch einmal um und sagte: »Du kannst hier ein und aus gehen, wie es dir paßt, Junge, aber morgen ist Sonntag, und solange ich Herr in diesem Hause bin, wird hier der Sonntag geheiligt. Sieh zu, daß du zeitig im Bett bist, denn an einem Samstag wird die Tür hier lange vor Mittemacht geschlossen.«

Und damit verschwand er. Ich überlegte, ob es einen Zusammenhang gab zwischen *Samstag um Mitternacht* und dem Umstand, daß er mich so früh im Haus haben wollte. Zugegeben, so früh war es eigentlich dann auch wieder nicht. Zwar kam ich hier sehr viel später ins Bett als zu Hause, aber hier ging niemand früh schlafen, weder die Erwachsenen noch die Kinder.

Mairi beugte sich mit weit aufgerissenen Augen zu mir herüber. »Meine Güte, war er wütend«, flüsterte sie. »Du bist auch ein Dummkopf, Alasdair Cameron! Wo ich dir doch gesagt hatte, du sollst den Mund halten.«

Aber in ihrem Blick lag auch ein gewisser Respekt, der mich auf seltsame Weise mit Stolz erfüllte. Ich fühlte mich zum erstenmal älter als sie.

Ich saß auf meinem Bett und kaute unschlüssig auf meinem Füllfederhalter herum, während ich überlegte,

was ich meiner Mutter schreiben sollte. Ich hatte ihr unmittelbar nach meiner Ankunft bereits eine Postkarte geschickt, ihren ersten Brief hatte ich jedoch noch immer nicht beantwortet. Ich schrieb:

*Liebe Mutter und Tante Evelyn,
vielen Dank für den Brief. Mir geht es gut, und es gefällt
mir auch sehr. Sie haben zwei Kühe und zwei Kälber und
eine braune Stute. Ich helfe Mairi beim Füttern der
Hühner. Sie sagt, daß eine Reihe von ihnen glucken, und
wenn sie glucken, sitzen sie den ganzen Tag auf ihren
Nestern und legen keine Eier. Ein paar von den Glucken
setzt sie in einen alten Korb und deckt ihn oben mit einem
Sack zu. Nach ein paar Tagen glucken sie dann nicht
mehr. Ich habe heute Duncan Mor getroffen. Er war
Erster Maat auf der Empire Rose und sagt, ich bin wie
mein Vater. Er ist der größte Mann, der mir je begegnet
ist, und ich mag ihn sehr gern. Er will mich zum Angeln
mitnehmen...*

Ich überlegte, ob ich ihr schreiben sollte, was er mir über Murdo Beaton erzählt hatte, mit welchem Trick er sich den Croft erschlichen hatte, aber ich entschloß mich, es nicht zu tun. Meine Mutter würde sich nur Sorgen

machen, und es war nicht abzusehen, wozu sie dann fähig war. Es kam mir auch nicht der Gedanke, sie in das Geheimnis vom Berg des Roten Fuchses einzuweihen. Ich überlegte, ob es wohl allen Jungen ähnlich ging wie mir. Hier saß ich nun über einem Brief an meine Mutter und verschwieg ihr all die Dinge, die wirklich von Belang waren. Unterschied ich mich sehr von anderen Jungen, oder verhielten sie sich alle gleich?

Ich fuhr fort:

Ich bin bereits einmal mit zum Angeln gewesen. Roderick MacPherson und zwei andere Männer haben mich im Boot mitgenommen, und wir haben eine ganze Menge Makrelen und Köhler gefangen. Ich habe als einziger einen Schellfisch gefangen. Einer der Männer war Lachlan MacLeod, und er hat mich gebeten, Dich zu grüßen. Er ist ein netter Mann.

Es ist hier bisher sehr heiß gewesen, aber es ist nicht wie an einem heißen Tag in London. Die Luft hier oben in Achmore ist angenehm und frisch.

Mir fiel nichts mehr ein, und so machte ich Schluß und unterschrieb: *Herzliche Grüße, Alasdair.*

Ich las den Brief noch einmal durch, und da ich nicht zu

glücklich und zufrieden erscheinen wollte, jetzt, wo ich von zu Hause fort war, setzte ich hinzu: *P. S. — Ich vermisste Euch beide.*

Ich war bereits aus den Sandalen geschlüpft und wollte eben einen Strumpf ausziehen, als mir die mitternächtliche Unterhaltung vor dem Haus wieder einfiel. *Samstag um Mitternacht!* Und Murdo Beaton, der mit solchem Nachdruck darauf bestanden hatte, daß ich früh zu Hause war! Duncan Mor hatte zwar gesagt, er würde sich umsehen, aber wie, um alles in der Welt, wollte er beobachten, was Murdo Beaton trieb! Ich schlug die Decken zurück und schlüpfte in voller Kleidung ins Bett.

Ich konnte zumindest die Augen offenhalten, vielleicht entdeckte ich ja, was Murdo Beaton tat. Er hatte gesagt, an einem Samstag ginge niemand spät in der Nacht noch aus dem Haus. Wenn er also das Haus verließ, dann konnte das nur heißen, daß er zu seiner mitternächtlichen Verabredung ging.

Ein Wind kam auf. Er kam in plötzlichen scharfen Böen und fuhr durch die Zweige der Ebereschen. Ich hörte ein wildes Geraschel von Blättern, und dann war wieder Stille bis zum nächsten Windstoß. Vom Moor jenseits der

Wiesen drang das heisere Gekrächze einer Wiesenschnarre an mein Ohr, unablässig und ohne Pause. Allein vom Zuhören tat mir der Hals weh. Ich begann zu zählen und sagte mir: bei sechzig hört es auf. Ich zählte weiter bis hundert und dann bis zweihundert, aber das gleichmäßige Krächzen ging weiter. Mit diesem Geräusch im Ohr döste ich ein.

Ich hätte nicht gehört, wie die Tür geöffnet wurde, wenn nicht ein Hund laut gebellt hätte. Das Bellen des Hundes in der Ferne weckte mich.

Ich setzte mich im Bett auf und sah auf die Uhr. Es war halb zwölf. In demselben Augenblick hörte ich auch das Knaallen der Haustür, die leise geöffnet und wieder geschlossen wurde.

Ich sprang aus dem Bett und zog meine Gummistiefel an. Auf Zehenspitzen ging ich durchs Zimmer, machte die Tür auf und schob mich vorsichtig in die Diele. Ich öffnete die Haustür einen kleinen Spalt und sah hinaus. Der Himmel hatte sich bezogen, aber man konnte noch bis ans Ende des Anwesens sehen. Und da war auch die lange Gestalt von Murdo Beaton, der gerade am Stall vorbeiging. Ich wartete, bis er hinter dem Stall verschwunden war, machte

dann die Tür weit auf und trat ins Freie. Ein plötzlicher Windstoß trieb mir einen Regenguß ins Gesicht. Ich ging daher noch einmal zurück ins Haus und nahm meinen Regenmantel vom Nagel in der Diele. Ich schloß die Tür leise hinter mir und rannte hinunter zum Kuhstall.

Im Schutz des Kuhstalls zwängte ich mich in den Regenmantel und ließ dabei Murdo Beaton nicht aus den Augen. Er ging schnell und mit gesenktem Kopf und drehte sich nicht ein einziges Mal um. Als er hinter dem Wall verschwunden war, begann ich zu rennen.

Ich überlegte, was ich wohl tun würde, wenn er plötzlich zurückkäme und ich ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberstünde, aber dann verdrängte ich den Gedanken aus meinem Bewußtsein und lief weiter. Ich erreichte den Wall und blieb keuchend stehen. Dann schaute ich vorsichtig über den Kamm.

Zuerst dachte ich, ich hätte ihn verloren, dann sah ich seine nach vorne gebeugte Gestalt, die quer über das Moor direkt auf Achmore Lodge zuging. Er bewegte sich viel schneller, als ich gedacht hatte. Ich kletterte über den Wall und rannte hinter ihm drein, entschlossen, mich beim ersten Anzeichen von Gefahr ins Gras zu werfen.

Nach ein paar hundert Metern fiel der Boden abrupt zum Bach hinunter ab. Ich war so sehr damit beschäftigt, mein Opfer nicht aus den Augen zu verlieren, daß ich nicht achtgab, und so schlug ich der Länge nach hin. Als ich mich wieder aufgerafft hatte, war Murdo Beaton verschwunden.

Ich bewegte mich mit größerer Vorsicht an einem alten Torfstich entlang. Ich konnte das Rauschen des schnellen Baches hören, und plötzlich entdeckte ich Murdo Beaton wieder. Er war auf der anderen Seite des Baches und steuerte zielstrebig auf Achmore Lodge zu.

Der Zufall mußte mich auf seinen Weg geführt haben, denn ich erreichte den Bach an einer Stelle, wo vier große flache Trittsteine im Wasser lagen. Es war daher kein Problem, auf die andere Seite zu gelangen. So unauffällig wie möglich setzte ich ihm nach.

Vor der Lodge bog er links ab und überquerte die Landstraße. Als ich die Straße erreichte, hatte ich ihn wieder aus den Augen verloren. Ich blieb einen Augenblick stehen und überlegte, welche Richtung ich einschlagen sollte. Ich schlich mich über die Straße und kam zu einem schmalen gewundenen Pfad. Ich rannte

weiter und hätte mich beinahe verraten, als ich um eine Biegung schoß, wo der Pfad ganz plötzlich nach unten abfiel. Ich sah Murdo Beaton direkt unter mir und warf mich ins nasse Farnkraut am Rand. Ich blieb eine Weile ruhig liegen und beobachtete ihn aufmerksam, bis er hinter einem Felsvorsprung verschwunden war. Erst dann erhob ich mich wieder und folgte ihm langsam.

Der Pfad führte an einem ehemaligen Steinbruch entlang und endete an den Klippen. Von Murdo Beaton war weit und breit keine Spur. Ich ging langsam weiter und überlegte, wo er wohl geblieben war. Als ich am Klippenrand angelangt war, legte ich mich auf den Bauch und schaute hinunter.

Ich blickte direkt in die Schlucht, wo der Mealt ins Meer stürzte. An der Stelle, wo sich der Fluß mit dem Meer vereinigte, war eine kleine geschützte Bucht, und der schmale Halbmond aus Sand hob sich weißglänzend vom schwarzen Wasser des Sundes ab. Ein langgestrecktes, niedriges Gebäude stand auf der anderen Seite des Flusses, und dahinter war ein Viereck aus hohen Pfählen, über denen Netze hingen. Ein paar Schritte vom Ufer entfernt lag ein Boot im Wasser und dümpelte auf und ab. Auf dem

Strand vor dem Gebäude lag ein anderes, winziges Boot. Von Murdo Beaton war nichts zu sehen. Er war verschwunden.

Ich schob mich vorsichtig nach vorne, bis ich über der grasbedeckten Klippenwand hing. Sie schien senkrecht zur Schlucht abzufallen, und ich wollte mich gerade wieder zurückziehen, da sah ich ihn. Er war schon halb unten. Dabei schien es von hier oben, wo ich lag, völlig unmöglich, daß jemand über diese steilen Klippen in den Grund der Schlucht hinunter gelangen konnte.

Ich beobachtete ihn genau. Manchmal verschwand er hinter einem Felsvorsprung, um gleich wieder etwas weiter unten aufzutauchen. Allmählich begriff ich, daß es einen schmalen Pfad geben mußte, der an der Klippenwand hinunter in die Schlucht führte. Ich verlor ihn wieder für längere Zeit aus den Augen, und als er dann schließlich wieder auftauchte, ging er mit eiligen Schritten am anderen Ufer des Flusses auf das langgestreckte, niedrige Gebäude zu.

Ich fragte mich, wie er über den Fluß gekommen war. Es mußte irgendwo da unten eine Brücke geben, die man von hier aus nicht sehen konnte.

Zwei Männer lösten sich aus dem Schatten des Gebäudes und kamen ihm entgegen. Ich schob mich zurück von der Klippenwand. Denn wenn einer von ihnen zu mir heraufschaute, würde er mein weißes Gesicht am dunklen Rand der Klippe entdecken.

Ein Insekt kroch mir am Bein hoch. Ich rollte mich auf die Seite und krümmte mich zusammen, um es zu verscheuchen. Dabei fiel mein Blick auf den Pfad. Mein Herz tat einen gewaltigen Sprung und wollte fast stillstehen. In panischer Angst sah ich mich um, aber hinter mir war die Klippe: von hier gab es kein Entkommen.

Ich starre wie gebannt auf den Pfad vor mir und war unfähig, mich zu bewegen. Ein Mann kam in geduckter Haltung auf mich zugerannt.



ch hatte mich gerade erhoben, als der Mann auch schon vor mir stand und sich auf mich warf. Ich wurde mit solcher Wucht zu Boden geworfen, daß mir die Luft wegblieb, und ehe ich einen Laut von mir geben konnte, legte sich mir eine Hand auf den Mund. Ich wehrte mich mit aller Kraft, aber meine Arme waren durch das Gewicht des Mannes, der auf mir lag, wie auf dem Boden festgenagelt, und ich sah ein, daß jeder weitere Widerstand zwecklos war. Ich entspannte meinen Körper, doch der Druck auf meinem Mund ließ nicht nach.

Eine Stimme zischte an meinem Ohr: »So ein eigensinniger kleiner Kerl!«

Mit weit aufgerissenen Augen sah ich in das zornige Gesicht Duncan Mors. Er trug eine lange schwarze Ölhaut und einen Südwesten, den er sich weit über die Augen gezogen hatte.

Duncan Mor nahm die Hand von meinem Mund, und ich schnappte nach Luft. »Ich sollte dich wirklich windelweich hauen«, erklärte er.

»Windelweich bin ich bereits«, erwiderte ich schwach.

»Glaub das nicht!« zischte er. »Da müßt ich ganz anders hinlangen, um ein bißchen Verstand in diesen sturen schwarzen Schädel zu prügeln.« Trotz des Zorns in seiner Stimme klopfte er mir sanft auf die Schulter und fügte leise hinzu: »Ich mußte es tun, *a bhalaich*. Hätte ich auch nur eine Sekunde gewartet, hättest du wie wild losgebrüllt.«

»Woher wußten Sie, daß ich hier bin?« flüsterte ich.

»Ich wußte es gar nicht«, sagte er grimmig. »Hab ich dir nicht gesagt, ich würde heute nacht die Augen offenhalten?«

»Doch, schon, aber ich habe gehört, wie Murdo Beaton aus dem Haus ging«, sagte ich, »und ich hab gedacht, es sei vielleicht gut, wenn ich hinter ihm drein ginge.«

»Ich sehe, du hast den Dickkopf der Camerons!« rief Duncan Mor.

»Aber ...« begann ich wieder.

»Pst, pst«, zischte er und bedeutete mir, ihm zu folgen.

Seite an Seite krochen wir bis zum Rand der Klippen vor und starnten hinunter in die winzige Bucht. Die drei Männer standen am Strand und sahen aufs Meer hinaus. Von hier oben sahen sie aus wie Spielzeugfiguren am Fuß

der gewaltigen, fast senkrechten Wände zu beiden Seiten der Schlucht.

Der Wind wurde immer stärker. Er kam in plötzlichen Böen über die Schlucht gefegt und peitschte mir den Regen ins Gesicht. Bei jedem erneuten Windstoß drückte ich das Gesicht in meine Armbeuge und wartete, bis er vorüber war. Die Bucht unter uns war etwas geschützter, aber ich sah, wie das festgemachte Boot hin und her geworfen wurde. Weiße Schaumkronen tanzten auf dem dunklen Wasser des Sundes.

Plötzlich leuchtete weit draußen im Sund ein Blinklicht auf. Einer der Männer am Strand hob einen Gegenstand an die Schulter und sandte eine Reihe von Lichtsignalen über das Wasser.

»Ist das Morse?« flüsterte ich.

Duncan Mors Lippen berührten fast mein Ohr, als er antwortete. »Ja«, murmelte er. »Der Bursche da unten gibt Signale mit einer Lampe.«

Die drei Männer rannten zu dem Beiboot zurück und zogen es über den Strand zum Fluß hinunter. Der größte von ihnen setzte sich in die Mitte und ruderte sie alle hinaus zu dem vertäuten Boot. Er legte seitlich an und zog

die Ruder ein. Dann lehnte er sich hinüber und hielt sich an der Reling fest, während die beiden anderen an Bord sprangen. Er kletterte als letzter ins Boot, und ich sah, wie er sich im Heck des Bootes bückte, um die Fangleine des Beibootes zu befestigen. Einer der beiden anderen löste das Haltetau, der Große setzte sich wieder in die Mitte und ruderte mit langen, gleichmäßigen Schlägen aufs offene Meer hinaus.

Als das Boot den Schutz der Bucht verließ und nun dem Wind in seiner ganzen Gewalt ausgeliefert war, konnte ich sehen, wie es hin und her geworfen wurde. Eine weiße Gischtwolke brach sich an seinem Bug und durchnäßte den Mann an den Rudern bis auf die Haut. Es schien ihn jedoch nicht zu kümmern, er ruderte das Boot mit ruhigen Schlägen aufs Meer hinaus.

»Der Rote sitzt an den Rudern«, sagte Duncan Mor, »und wie es scheint, hat er sich da auf ein ziemlich krummes Ding eingelassen.«

»Glauben Sie, daß die da draußen untergehen? « fragte ich. »Das Boot ist ja nicht sehr groß.«

»Wenn du selber rudern müßtest, würdest du es schon groß genug finden«, antwortete Duncan Mor. »Zugegeben,

so ein Fischerboot ist schwer zu manövriren, aber es hält eine ganze Menge aus.«

Schwere Regenwolken trieben am Himmel, und das Boot war zu einem winzigen Punkt in der Ferne geschrumpft. Bald würde es von der Dunkelheit der Nacht verschlungen sein, und ich konnte wieder frei sprechen.

»Was ist das für ein Gebäude da unten?« fragte ich und zeigte auf das lange, niedrige Haus am Ufer des Flusses.

»Die Hütte der Lachsfischer«, sagte Duncan Mor. »Da drüben siehst du eines ihrer Netze auf den Pfählen, sie haben es zum Trocknen aufgehängt. Eine Robbe hat es ziemlich zugerichtet; sie werden es am Montag ausbessern wollen.«

Er deutete auf die Markierungsbojen in der Bucht und beschrieb, wie die sackförmigen Fangnetze ausgelegt wurden, damit sich die Lachse auf ihrem Weg den Fluß hinauf darin verfingen.

»Ein schöner, trockener Frühlingstag mit einem leichten Nordwind, und du machst hier einen prächtigen Fang«, sagte er. »Ich habe schon Zeiten erlebt, wo sie jeden Tag an die hundert Lachse aus dem Wasser holten, und die meisten davon Zwölfpfünder.« Er lachte in sich hinein.

»Na ja, ein paar von ihnen schaffen es immer an den Netzen vorbei und erreichen den Teich unter dem Wasserfall. Ich hab schon manchen schönen Lachs aus dem Teich gefischt, Alasdair.«

»Wem gehören die Fische eigentlich?« fragte ich und dachte dabei an Murdo Beatons Gerede über Wilddiebe.

»Der jeweilige Bewohner der Lodge übernimmt die Fischereirechte«, antwortete er. »Ich würde sagen, die Fische in den Netzen da drüben« -er zeigte auf die Bucht - »gehören Major Cassell. Der gute Major bezahlt die Netze und die Männer, die für ihn arbeiten. Aber die Fische im Fluß, nun, das ist was anderes, wie man so sagt.«

»Aber gehören sie nicht trotzdem dem Major?« beharrte ich.

»Ich hab sie noch nie gefragt«, sagte er augenzwinkernd. »Aber ohne Regenwasser vom Berg gab's keinen Fluß, und ich bezweifle, daß Major Cassell Anspruch auf das Regenwasser vom Himmel erheben kann. Nein, nein, Alasdair, der liebe Gott hat die Fische in den Fluß getan, und jeder, der will, kann sich bedienen.«

Ich blickte hinunter auf die Hütte mit ihren weißen Steinmauern und dem schwarz geteerten Filzdach.

»Was würde passieren, wenn die Männer in der Hütte aufwachten?« fragte ich.

Duncan Mor lachte. »Die Hütte ist leer«, sagte er. »Die Fischer kommen frühmorgens herunter und verschwinden am Nachmittag wieder. Es heißt, in der Hütte spukt es, und die Leute würden lieber meilenweit gehen, um zu ihrem Arbeitsplatz zu kommen, als die Nacht in der Hütte zu verbringen. Einer der Burschen macht den ganzen Weg von Garros herüber durchs Moor. Im übrigen, wenn du mich fragst, ist es ein recht eigenartiges Gespenst, das da unten herumspukt.«

»Aber jemand könnte doch die Lichtsignale sehen«, sagte ich.

»Keine Angst«, spottete er. »Alle ehrbaren Leute sind schon längst im Bett. Morgen ist Sonntag.«

»Was meinen Sie. wer sind die beiden anderen im Boot?« fragte ich.

»Wer immer sie sind«, sagte Duncan Mor, »sie können dankbar sein, daß der Rote an den Rudern sitzt. Es ist keine Kleinigkeit, in einer Nacht wie dieser ein Boot wieder sicher zum Strand zurückzubringen.«

Inzwischen hatte es sich eingeregnet, und dunkle Wolken

hingen tief über dem Sund. Das schwere Dach der Hütte war inzwischen eins mit der

Dunkelheit geworden, und nur der weiße Halbmond des Sandstrandes war noch in klaren Umrissen zu erkennen. Ich schaute angestrengt in die Finsternis über dem Sund; von dem Fischerboot war weit und breit nichts zu sehen.

Der Regen tropfte mir in den Mantelkragen, mein Hals war naß, und ich begann vor Kälte zu bibbern. Regen und Finsternis verschluckten den Sund vor meinen Augen. Alles, was ich sehen konnte, waren die Wellen, die sich am Strand brachen.

Plötzlich hob Duncan Mor den Kopf und lauschte. »Pst!« zischte er.

Ich konnte das Tosen des Wasserfalls und das Heulen des Windes drunter in der Schlucht hören. Aber da war noch etwas. Es war ein leises, summendes Geräusch, das aus der Dunkelheit des Sundes zu uns herüberdrang. Nach einiger Zeit hörte es auf, und man vernahm nur noch das unaufhörliche Rauschen des Wasserfalls und das unheimliche Heulen des Windes.

Wir lagen lange Zeit völlig lautlos da. Ich merkte, daß mir mein Fuß einzuschlafen begann, und wäre gerne

aufgestanden, um mir die Füße zu vertreten und die kalten Glieder zu recken. Gerade wollte ich Duncan Mor fragen, ob ich mich ohne Gefahr bewegen konnte, als ich das Quietschen von Dollen hörte. Nach einem Augenblick der Stille war ein leises Gemurmel von Stimmen auf dem Wasser, und dann sah ich die dunklen Umrisse des Beibootes, das den Fluß heraufkam. Zwei Gestalten sprangen heraus und zogen es über die Böschung nach oben.

Es dauerte ein paar Sekunden, obgleich es mir wie eine Ewigkeit vorkam, bis ich begriff, was ich gesehen hatte. *Drei Personen waren mit dem Boot hinausgefahren, und nur zwei waren wieder zurückgekommen!*

Vor Überraschung hätte ich beinahe laut aufgeschrien. Ich sah Duncan Mor an. Er bedeutete mir, still zu sein. Als ich wieder nach unten blickte, waren die beiden Männer nicht mehr zu sehen. Dann sah ich das plötzliche Aufflackern eines Streichholzes zwischen zwei gewölbten Händen und das glühende Ende einer Zigarette. Die beiden Männer mußten sich in den Schutz der Hütte zurückgezogen haben.

Nach einiger Zeit flog ein roter Punkt in einem weiten

Bogen durch die Luft und verschwand im Fluß. Zwei Schatten lösten sich aus der Dunkelheit der Hütte und gingen flußaufwärts davon.

Duncan Mor gab mir ein Zeichen, ihm zu folgen. Ich kroch schwerfällig auf allen vieren den Pfad entlang und war überrascht, wie steif mein ganzer Körper war. Erst als die Schlucht nicht mehr zu sehen war, richtete Duncan Mor sich auf, und wir gingen jetzt nebeneinanderher.

Wir gingen schnell und schweigsam bis zur Landstraße, wo Duncan Mor stehenblieb und sich zu mir umdrehte.

»Du wirst dich sputen müssen«, sagte er scharf, »sonst ist dir der Rote auf den Hacken. Meinst du, du schaffst das?«

»Ich denke schon«, sagte ich unsicher.

»Wenn du's nicht schaffst«, sagte er, »dann komm ich mit dir; ich würde allerdings lieber Murdo Ruadhs zweiten Mann noch ein bißchen im Auge behalten.«

Wenn ich ihm nicht in die Quere gekommen wäre, hätte er keine Rücksicht auf mich zu nehmen brauchen, und so sagte ich entschlossen: »Ich schaff s schon.«

»Also gut«, sagte er schnell und hob den Arm, »du gehst in dieser Richtung weiter und kommst dann ohne Schwierigkeiten zu den Trittsteinen über den Bach. Wenn

du von dort geradeaus weitergehst, führt dich der Weg direkt zum Abhang unterhalb der Wiesen und Felder. Du brauchst dann nur noch am Abflußgraben entlangzugehen und kannst das Haus nicht verfehlten. *Oidhche mhath mata.*«

Ich schlich mich über die Straße und folgte der Richtung, die er mir gezeigt hatte, und als ich glaubte, vor Beobachtung sicher zu sein, begann ich zu rennen. Ich stolperte über den unebenen Boden und schaute nicht links noch rechts aus Furcht, ich könnte den Weg verfehlten. Der nasse Mantel schlug mir um die Beine und hinderte mich am Laufen. Ich bekam Seitenstechen, aber ich biß die Zähne zusammen und lief weiter.

Ich hielt gerade noch rechtzeitig an, sonst wäre ich Hals über Kopf in den Bach gestolpert. Ich ging vorsichtig am Bachufer entlang und suchte die Trittsteine. Die Uferböschung fiel steil zum Bach ab und sah nicht aus wie die Stelle, an der ich hinter Murdo Beaton herübergekommen war. Ich kehrte um und lief zurück. Meine Angst wurde immer größer, und ich überlegte bereits, ob ich es nicht riskieren sollte, in meinen Gummistiefeln durch den Bach zu waten. Da entdeckte ich

die Trittsteine.

Ich überquerte den Bach und gratulierte mir zu meinem Glück. Es war also gar nicht so schwierig, wie ich erwartet hatte. Der schlimmste Teil des Weges lag hinter nur, jetzt, wo ich den Bach überquert hatte. Ich brauchte nur noch den Wall zu erreichen und würde dann ohne Schwierigkeiten den Abhang hinauf über die Wiesen und Felder zum Haus gelangen.

Wind und Regen schlugen mir entgegen, während ich weiterrannte. Ich geriet in sumpfiges Moor, und ehe ich mich versah, war ich bis zu den Knien eingesunken. Ich versuchte verzweifelt, mich zu befreien, fand aber keinen festen Halt, um meine Beine aus dem Sog des Sumpfes zu stemmen.

Was mir panische Angst einjagte, war die Dunkelheit. Wenn ich nur hätte sehen können, wo ich war und was ich tat, aber die Finsternis war wie eine Falle, in der ich gefangensaß. Ich zog und zerrte wie wahnsinnig, sank dabei aber nur noch tiefer ein. In einer letzten verzweifelten Anstrengung holte ich mit aller Kraft aus und fiel mit dem Gesicht in den nassen Schlamm des Moors.

Nachdem ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte, machte ich einen weiten Bogen um die sumpfige Stelle. Halb gehend, halb laufend setzte ich meinen Weg fort.

Ich erwartete jeden Augenblick, auf den Wall zu stoßen, aber das Gelände vor mir wurde immer abschüssiger. Bei dem Versuch, den fürchterlich brennenden Schmerz in meiner Seite zu betäuben, grub ich mir die Fingernägel in die Handflächen. Ich rannte weiter und atmete in hastigen Zügen.

Als ich wieder am Bach anlangte, konnte ich mich nur noch mit Mühe auf den Beinen halten. Schwankend stand ich am Ufer und starre ratlos ins dunkle Wasser des reißenden Baches. Ich fuhr mit dem Handrücken

über die Augen, um mir den Schweiß und das Regenwasser aus dem Gesicht zu wischen, und überlegte, was geschehen war. Vor mir sollte jetzt der Wall sein und nicht der Bach. Ich wollte nach Achmore, und der Bach verlief in genau entgegengesetzter Richtung. Allmählich dämmerte mir, daß ich von dem Augenblick, als ich den Bach überquerte, in einem weiten Bogen durchs Moor geirrt sein mußte. Und wenn der Bach nicht gewesen wäre, dann wäre ich blind weitergerannt, bis ich

schließlich zur Straße gekommen wäre.

Ich drehte mich um und zwang meine schmerzenden Beine weiter. Mein Herz klopfte wie wild, als ich mich in der Dunkelheit wieder auf den Weg machte. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich hinfiel. Der ganze Weg schien ein fortwährendes Hinfallen und Wiederaufstehen. Ich wäre am liebsten in dem nassen Heidekraut liegengeblieben, um gierig die kühle Nachluft einzusaugen.

Am Wall angekommen, ließ ich mich einfach fallen. Ich schluchzte fast vor Erschöpfung. Ich hatte nicht mehr geglaubt, daß ich ihn überhaupt finden würde, und jetzt, wo ich mich an ihn lehnte, fand ich kaum genügend Kraft, um darüber zuklettern. Der Schmerz in meiner Seite schien mir den Magen abzuschnüren. Ich krallte die Hände in den Boden und kroch mühsam hoch. Fast wäre ich in den Abflußgraben gefallen, aber es gelang mir gerade noch, mich in Sicherheit zu bringen und den festen Boden der Wiese zu erreichen.

Hier ging es sich leichter. Schmerzgekrümmt schleppte ich mich den steilen Abhang hinauf. Ich spürte den Wind und den Regen nicht mehr; mein Körper spürte nichts mehr außer dem Messer, das sich mir in die Seite gebohrt

hatte. Meine Beine bewegten sich nicht mehr von selber, ich mußte sie zu jedem einzelnen Schritt zwingen.

Plötzlich tauchten vor mir die dunklen Umrisse eines Hauses auf, und mich packte ein panischer Schrecken, als ich begriff, daß es nicht das vertraute Strohdachhaus war. Ich tastete mich um das Haus herum und versuchte herauszubekommen, wo ich war. Dann stieß ich gegen das Regenfaß unter der Dachrinne und wußte, daß ich bei Hector MacLeod war.

Ich rannte blind drauflos über die Wiesen und gelangte irgendwie über den Graben, bis ich mich schließlich auf der Bergkuppe hinter dem Haus befand. Ich dachte, was ich wohl tun würde, wenn Murdo Beaton bereits zu Hause war, aber es mußte jemand anders sein, der das dachte, denn ich stand schon an der Tür des Hauses und hielt die Klinke in der Hand. Eins war mir jedoch in diesem Augenblick klar: jetzt gab es kein Zurück mehr.

Ich versuchte ganz ruhig zu atmen, als ich die Tür öffnete und sie sorgfältig wieder hinter mir schloß. Mir war ganz schwindlig, und ich war dem Erbrechen nahe und mußte mich gegen die Tür lehnen. Im Haus war kein Laut zu hören. Ich zog den Mantel aus und hängte ihn an den

Nagel. Auf Zehenspitzen schlich ich durch die Diele zu meinem Zimmer.

Noch immer war kein Laut zu hören, als ich mir die Kleider vom Leib riß und unter die Decke kroch. Oh, wie wunderbar bequem und angenehm mir diese groben grauen Decken und diese harte Strohmatratze erschienen! Ich schloß die Augen und horchte auf das wilde Hämmern in meiner Brust. Das Brennen in meiner Seite ließ nach und wurde zu einem dumpfen Schmerz.

Ich weiß nicht, wie lange ich dagelegen hatte, als ich das Knarren der Tür vernahm. Vielleicht waren es nur ein paar Minuten gewesen.

Murdo Beatons Stimme rief: »Bist du draußen gewesen, Junge?«

Wie ein Idiot antwortete ich sofort: »Nein.« Ich hätte mir die Zunge abbeißen können, kaum daß das Wort heraus war.

Es war fast drei Uhr. Was würde er denken, daß ich ihm morgens um drei, zu einer Zeit, wo ich seit Stunden in tiefem Schlaf hätte liegen müssen, so umgehend Antwort gab?

Ich hörte das Zischen eines Streichholzes, und dann — es

schien Stunden später — bewegten sich Schritte durch die Diele zur Küche.

Ich dachte an meinen Regenmantel in der Diele, der von oben bis unten mit Schlamm und Dreck verschmiert war und vor Nässe troff, und hätte mich für meine unbeschreibliche Dummheit ohrfeigen können.



or dem Augenblick, wo ich Murdo Beaton gegenübertreten mußte, fürchtete ich mich, denn mir fiel keine vernünftige Erklärung für die Schmutzflecke auf meinem Regenmantel ein, und

ich war absolut sicher, daß er mich danach fragen würde. Ich war froh, daß Sonntag war. Main hatte mir erzählt, daß sie an diesem Tag alle bis in den frühen Nachmittag hinein im Bett liegenblieben, und so hatte ich den ganzen Vormittag, um mir eine plausible Geschichte zurechtzulegen. Ich überlegte hin und her, aber sosehr ich es auch versuchte, mir wollte keine Ausrede einfallen, die er mir abgenommen hätte.

Es war beinahe ein Uhr, als ich mich schließlich aufraffte und in die Küche schllich. Murdo Beaton saß auf einem Stuhl am anderen Ende des Raumes und hielt die große Familienbibel auf den Knien. Mairi war dabei, das Frühstück vorzubereiten. Er schaute von seiner Lektüre hoch, als ich in die Küche trat. Ich mußte mit mir kämpfen, um nicht auf der Stelle umzukehren und davonzurennen, ging dann aber doch schuldbewußt zur

Bank hinüber und setzte mich.

Ich wappnete mich gegen den erwarteten Angriff, aber er kam nicht. Das Schweigen war schlimmer als alles, was ich mir ausgemalt hatte, und ich wünschte nach einiger Zeit geradezu, er würde etwas sagen, damit ich die Geschichte ein für alle Male hinter mir hätte. Ich warf ihm einen kurzen Blick von der Seite zu und sah, daß er in die Bibel vertieft war. Seine Augen waren auf die Schrift geheftet, und seine Lippen bewegten sich geräuschlos.

Mairi brachte der Cailleach ein Tablett ans Bett, und als sie wieder zurückkam, machte er die Bibel zu, und wir setzten uns an den Frühstückstisch.

Das Tischgebet war noch länger als gewöhnlich, aber sonst war es ein Frühstück wie jeden Morgen. Wenn er einen Verdacht gegen mich hegte, dann verbarg er ihn geschickt; er ging sogar so weit aus sich heraus, daß er sich über das Wetter ausließ, was ich bei ihm bisher noch nie erlebt hatte.

Nach dem Frühstück ging er hinaus, um die Kühe zum Melken nach Hause zu holen. Ich ging in den Stall hinunter und sah nach den Eiern. Als ich zurückkam, hatte sich Mairi ihr Sonntagskleid angezogen, und Murdo

Beaton, der kurz darauf erschien, trug einen Anzug aus blauem Tuch und einen steifen weißen Kragen.

Ich war gespannt, ob er mich auffordern würde, mit ihm und Mairi zusammen in die Kirche zu gehen, aber, als hätte er meine Gedanken gelesen, sagte er: »Du bleibst am besten zu Hause, Junge. Der Pfarrer predigt gälisch.« An der Tür drehte er sich noch einmal um und fügte hinzu: »Noch eins: draußen wird nicht gespielt! Heute ist Sonntag, denk dran.«

Am Abend ging Mairi hinaus, um die Kühe zum Melken nach Hause zu holen. Ich blieb mürrisch auf der Bank sitzen und war entschlossen, lieber das dumpfe Schweigen in der Küche zu ertragen, als ihn um Erlaubnis zu bitten, mit Mairi gehen zu dürfen.

Er schaute in meine Richtung und sagte: »Du gehst am besten mit ihr. Junge. Es ist ungesund, den ganzen Tag in der Stube zu sitzen.«

Seine Rücksichtnahme überraschte mich. Ich stotterte ein »Vielen Dank« und rannte aus dem Haus, hinter Mairi her.

Ich holte sie unmittelbar hinter dem Wall ein, und sie sah mich überrascht an. »Weiß er, daß du hier bist?« sagte sie.

»Er hat mich selber zu dir rausgeschickt«, antwortete ich

und fühlte mich plötzlich zum Leben erwacht nach dem langen, ereignislosen Tag drinnen.

»Soso«, war alles, was sie sagte, und ich konnte ihre Überraschung gut verstehen.

Plötzlich kicherte sie und sagte leise: »Wo warst du gestern nacht?«

»Was meinst du denn?« konterte ich und versuchte, meine Verwirrung zu verbergen.

»Du bist meinem Vater gefolgt«, sagte sie. »Ich hab dich gehört.«

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und stotterte blödsinnig: »Hast du deinen Vater weggehen hören?«

Sie nickte. »Dich hab ich auch gehört.«

»Ich wollte nur sehen, was er tut«, verteidigte ich mich.

Ich hatte erwartet, daß sie nun wütend oder zumindest einigermaßen überrascht sein würde, aber statt dessen lachte sie nur. Als sie wieder aufhörte, sagte sie: »Das hätte ich dir sagen können, wenn du mich nur gefragt hättest.«

Ich blieb stehen und sah sie an und wiederholte ungläubig: »Du hättest es mir sagen können?«

Vor uns war ein kleines Bächlein, das sich durchs Moor

schlängelte. Sie machte einen kleinen Satz und hüpfte hinüber. Dann drehte sie sich um und sah mich an.

»Ja, ich hätte es dir sagen können«, sagte sie. »Er ging hinunter zur Bucht der Lachsfischer, oder nicht?«

Einen Augenblick lang stockte mir das Herz, und ich wäre wahrscheinlich mit der ganzen Geschichte herausgeplatzt, wenn ich nicht so verblüfft gewesen wäre.

So sagte ich nur: »Woher weißt du das?«

»Och, ich hab ihn schon zweimal an einem Samstag mitten in der Nacht fortgehen hören«, antwortete sie leichthin. »Beim zweitenmal hatte ich ein kleines bißchen Angst, deshalb rannte ich hinter ihm drein und fragte ihn, wohin er ging. Er hat mir geantwortet, er müsse wegen des aufkommenden Windes das Fischerboot in Sicherheit bringen, weil die Lachsfischer nicht vor Montag morgen zurückkämen.«

»Aha, ich versteh«, sagte ich langsam.

Murdo Beaton war also schon öfter Samstag nacht in die Dunkelheit des Sundes hinausgerudert! Ich hatte mich gewundert, warum Duncan Mor so plötzlich auf der Bildfläche erschienen war. Jetzt wußte ich, warum. Er hatte die ganze Zeit gewußt, daß das mitternächtliche

Treffen in der Bucht der Lachsfischer stattfinden würde, und war geradewegs zur Schlucht gegangen.

Mir fiel ein, wie Murdo Beaton mich gedrängt hatte, Main zu begleiten, und ich überlegte, ob er Main beauftragt hatte, mir diese Geschichte zu erzählen. Er konnte durchaus annehmen, daß es mir nicht gelungen war, ihm bis zur Schlucht zu folgen, und vielleicht sollte ihre Geschichte meinen Argwohn einschläfern. Ich sah sie scharf an. Sie summte eine Melodie vor sich hin und sah mir dabei direkt in die Augen. Ihr Lächeln hatte nichts Falsches, davon war ich überzeugt.

»Wer als erster am Cnoc ant-Sithein ist«, rief ich, und schon rannten wir Schulter an Schulter davon und landeten in einem lachenden Knäuel am Fuß des grünen Hügels.

Ich war froh, als es wieder Montag war. Jetzt konnte ich mich wieder frei bewegen und zu Duncan Mor hinübergehen. Ich stand in der Tür und schaute mich um. Murdo Beaton war in einiger Entfernung vom Haus damit beschäftigt, Kartoffeln zu hacken, und Mairi war im Stall und fütterte die Hühner. Ich wollte mich schon über die Wiesen davonmachen, als mir einfiel, daß Duncan Mor ja die geheimnisvolle Botschaft sehen wollte.

Ich ging also noch schnell in mein Zimmer, nahm meine Brieftasche aus meiner Jacke und schob sie in die Hosentasche. Niemand beobachtete mich, als ich aus dem Haus trat und über die Wiesen in Richtung Wall davonlief.

Duncan Mor saß am Fluß mit einer flachen roten Büchse neben sich. Sie war voll mit Angelhaken.

Ich ließ mich neben ihm ins Gras fallen und sagte: »Was machen Sie da?«

Er sah auf, als habe ich die ganze Zeit neben ihm gesessen, und sagte: »Ich sortiere bloß ein paar Fliegen.«

Die Haken schienen mir nicht annähernd groß genug, um einen Fisch festzuhalten, und ich äußerte mich in dieser Richtung.

»Warte nur«, sagte er lachend und hielt einen winzigen Haken zwischen Daumen und Zeigefinger hoch, »dieser Bursche hier holt die schönsten braunen Forellen aus dem Fluß. Peter Ross hat mich noch nie im Stich gelassen.«

»Wer ist Peter Ross?« fragte ich neugierig.

»Der da ist Peter Ross«, antwortete er und fuhr mit dem Finger über die Flügel der Fliege am Haken. »Natürlich ein verrückter Name, aber es gibt noch viel verrücktere.«

Er klappte den Deckel zu, und ich sah, daß das Lachen

aus seinen Augen verschwunden war. »So, und nun zeig mal deine Botschaft«, sagte er ruhig.

Ich holte die Brieftasche aus meiner Hose und stellte mit Überraschung fest, daß meine Hände zitterten. Ich hatte das Stück Papier ganz klein zusammengefaltet und in einem Briefmarkenheftchen versteckt, das ich ganz hinten in der Brieftasche vergraben hatte. Zunächst konnte ich das Briefmarkenheftchen nicht wiederfinden und dachte schon, ich hätte es verloren, aber dann kam es doch schließlich hinter dem Brief meiner Mutter zum Vorschein. Ich holte es heraus und schüttelte es, aber der Zettel fiel nicht heraus. Ich blätterte jede einzelne Seite um, aber auch jetzt fand ich nicht, was ich suchte. Aufgereggt leerte ich die Brieftasche aus und breitete ihren Inhalt auf dem Gras aus, aber die Botschaft blieb verschwunden.

»Aber das ist unmöglich!« stotterte ich. »Der Zettel war zusammengefaltet in diesem Heft mit Briefmarken, und seit meiner Ankunft in Achmore hab ich die Brieftasche nicht ein einziges Mal mit mir herumgetragen. «

»Nun ja, du weißt ja auswendig, was darauf stand«, sagte Duncan Mor schnell, als er mein unglückliches Gesicht

sah.

»Und ob ich das weiß!« rief ich. »Ich seh es genau vor mir, die Handschrift und alles.«

Duncan Mors graue Augen sahen mich nachdenklich an.

»Meinst du, daß ein Rechtsanwalt das, was du eben gesagt hast, als fundiert und wohlüberlegt betrachten würde?« fragte er.

Einen Augenblick lang dachte ich, er wolle mich auf den Arm nehmen, aber sein Gesicht war völlig ernst.

»Ich meine, kannst du dich wirklich erinnern, wie die Botschaft geschrieben war?« fuhr er fort.

»Sicher«, sagte ich eifrig. »Ich hab sie hundertmal gelesen und erinnere mich genau an die Schrift.«

Duncan Mor reichte mir ein etwas zerknittertes Notizbuch und einen Bleistift.

»Also, dann fang an«, drängte er. »Du kannst dir ruhig Zeit lassen beim Schreiben.«

Ich hielt das Notizbuch auf meinem Knie und schrieb sorgfältig in großen Druckbuchstaben: JAGD AM BERG DES ROTEN FUCHSES M15.

Duncan Mor sah mir zu, und als ich fertig war, sagte er schnell: »Bist du sicher, daß MI5 genauso geschrieben

war: ein großes M mit einem einzigen Längsstrich und der Zahl 5?«

»Ganz sicher«, sagte ich etwas verwundert.

Ich verstand nicht ganz, worauf er hinauswollte, und seine nächste Frage half mir dabei auch nicht.

»Woher willst du dann wissen, daß es eine Eins sein sollte?« fragte er.

»Was hätte es denn sonst sein können?« gab ich zurück.

»Ein großes I zum Beispiel«, sagte er nachdenklich, »dann würde das Ganze MI 5 heißen.«

»MI 5?« wiederholte ich. »Aber das ergibt doch gar keinen Sinn!«

Duncan Mor sah mich ernst an. »O doch, das gibt schon einen Sinn«, sagte er. »Es könnte eine Art Unterschrift sein, man müßte nur wissen für wen oder was. Siehst du, Alasdair, es gibt da eine besondere Abteilung im Verteidigungsministerium, den militärischen Nachrichtendienst, dessen Aufgabe es ist, die Feinde unseres Landes etwas im Auge zu behalten.«

»Spione?« warf ich ein.

In England schreibt man die Zahl Eins nur mit einem Längsstrich, so daß sie mit einem großen I verwechselt

werden kann.

»Ganz recht, Spione und vielleicht auch noch andere Typen, die noch viel gefährlicher sind als Spione«, sagte er langsam. »Nun, diese besondere Abteilung im Verteidigungsministerium arbeitet ziemlich lautlos. Die Leute reden nicht über ihre Tätigkeit, und wenn dein bester Freund ein Agent wäre, würde er es dir nicht sagen. Alles, was die Öffentlichkeit darüber weiß, ist, daß die Abteilung MI 5 heißt.«

»Sie glauben also, daß der Mann mit der Narbe ein Geheimagent gewesen sein könnte?« sagte ich erregt.

»Genau das meine ich«, antwortete er mit Nachdruck, »und ich würde meinen Kopf wetten, daß ich recht habe.«

Ich sprang auf. »Dann müssen wir unbedingt zur Polizei gehen!« rief ich.

Duncan Mor seufzte. »Zur Polizei, meinst du?« sagte er. »Du hast ganz recht, *a bhalaich*, wir gehen also zur Polizei. Wir erzählen ihnen, daß dir der Mann mit der Narbe eine Nachricht in die Hand gedrückt hat. Gut. Die Polizei - du weißt ja, wie argwöhnisch die sind - die Polizei will die Nachricht sehen.« Er machte die Geste der leeren Hände. »Wir haben sie nicht.«

»Ja, aber ich hab sie im Kopf«, sagte ich hitzig. »Ich weiß jedes einzelne Wort.«

»Schon, aber die Polizei will Beweise«, entgegnete er.
»Wo sind deine Beweise, Alasdair?«

»Ich hab mit eigenen Augen gesehen, wie der Mann mit der Narbe aus dem Zug gesprungen ist«, rief ich, »und ich hab auch gesehen, wie der andere Mann die Notbremse gezogen hat und hinter ihm her gesprungen ist.«

»Schön, du hast ihn also aus dem Zug springen sehen«, pflichtete Duncan Mor mir bei. »Aber wer hat ihn sonst noch gesehen?«

»Niemand hat ihn gesehen«, sagte ich, »aber mehrere Leute haben den anderen Mann aus dem Zug springen sehen. Ich hab ja gehört, wie sie mit dem Schaffner darüber redeten.«

»Aber du warst der einzige, der den Mann mit der Narbe gesehen hat«, beharrte Duncan Mor. »Ich kann mir haargenau vorstellen, was die

Polizei sagen würde. Sie würde sagen, du redest von einer Botschaft, die du nicht vorweisen kannst, und von einem Mann, den außer dir keiner gesehen hat.«

»Aber Sie sind mit mir zusammen auf der Klippe

gewesen«, protestierte ich. »Wir haben beide gesehen, wie Murdo Beaton zwei Männer im Fischerboot hinausgerudert hat und nur mit einem wieder zurückgekommen ist.«

»Das ist alles richtig. Alasdair«, gab er zu. »Die Polizei geht also hin und fragt Murdo Beaton, und der streitet ab, daß er Samstag nacht draußen war. Dann steht unser Wort gegen seins, und die Polizei beschließt, die Sache zu untersuchen. Darin ist sie groß, die Polizei. Sie geht zu dem großen Mann hier in der Gegend, zu Major Cassell, und fragt ihn, was er über uns weiß. Nun, der Rote hat für den Major schon manches getan; für die Jagdgesellschaften von der Lodge macht er manchmal den Führer. Schön. Der Major erzählt der Polizei also, daß Murdo Beaton ein aufrechter und ehrlicher Mann ist, daß Duncan Mor MacDonald hingegen im Ruf steht, ein Ubier Wilddieb zu sein. Nein, nein, *a bhalaich*, das geht nicht. Wir müssen die Sache noch ein Weilchen für uns behalten, bis wir mehr wissen.«

»Das seh ich ein«, gab ich widerwillig zu und setzte mich wieder. »Wenn wir bloß wüßten, was hier gespielt wird. Wo ist der eine Mann geblieben, wer war der andere, der

mit Murdo Beaton zurückkam, und welche Rolle spielt der Berg des Roten Fuchses in der ganzen Geschichte?«

Duncan Mor erhob sich, und mir fiel auf, wie schnell und gewandt er sich bewegte für einen Mann seiner Größe.

»Du kannst einem ganz schön zusetzen mit deinen Fragen, Alasdair Beag«, sagte er lächelnd. »Aber ich glaube, es ist manchmal besser, wenn man nicht alle Antworten kennt.«

»Aber wir müssen doch die Antworten finden«, sagte ich und war schon wieder aufgeregt.

»Keine Angst, wir finden sie«, sagte er besänftigend; »aber schau doch, wie schön und klar die Berge zu sehen sind. Spürst du den leichten Wind aus Südosten? Steh auf, *a bhalaich*, wir wollen sehen, ob Peter ROSS dir nicht eine herrliche braune Forelle aus dem Loch holt.«

Duncan Mor führte mich hinauf zu dem einsamen, inmitten der Berge gelegenen Loch Liuravay, am Fuß des Berges des Roten Fuchses. Ich schaute hinauf zu dem mächtigen Gipfel, der über mir in den Himmel ragte, und sagte zu Duncan Mor, ob es nicht vernünftiger wäre, wenn wir den Berg absuchten, statt unsere Zeit beim Angeln zu verschwenden.

Aber er lachte nur und sagte: »Dafür ist noch Zeit genug, Alasdair, wenn du erst einmal ein Gefühl für das Gestrüpp der Heide in den Beinen hast und mit den Besten hier oben mithalten kannst. So Gott will, werde ich dafür sorgen, daß du kräftige Beine bekommst, die dich eines Tages hinauf zum Sgurr a' Mhadaidh Ruaidh tragen.«

Duncan Mor legte seine Angelrute auf den Boden und befestigte einen Haken mit drei Fliegen an der Leine. Ich schaute auf das Wasser des Lochs, das unbewegt und still dalag. Der Berg erhob sich fast senkrecht aus dem Wasser und warf seinen Schatten über den See, und eine unheimliche Stille lag über der Landschaft.

Duncan Mor begann am südlichen Ende des Lochs und arbeitete sich langsam zur Nordseite vor. Ich beobachtete voller Bewunderung, wie geschickt er die Leine auswarf, so daß die Fliege ganz behutsam auf dem Wasser landete und kaum mehr als ein leichtes Kräuseln der Wasserfläche verursachte. Die Fische bissen zunächst nicht an, und er hatte bereits den halben See umrundet, ehe ich die erste gefleckte Forelle an seiner Angel zappeln sah. Kurz hintereinander bissen noch zwei an, aber dann dauerte es wieder geraume Zeit - wir waren inzwischen an der

Nordseite angelangt —, ehe er die nächste fing.

Er legte die Angel aus der Hand und schob die Fische in einen kleinen Beutel aus Segeltuch. »Na, Peter ROSS hat seine Sache nicht schlecht gemacht, hm?« meinte er. »Das gibt ein feines Essen mit frischen Forellen für uns beide, sobald wir zu Hause sind.«

Wir setzten uns ins Heidekraut. Duncan Mor zündete sich eine Pfeife an und sog zufrieden daran. Ich streckte mich der Länge nach im Heidekraut aus; die Hände unter dem Kopf verschränkt, starre ich hinauf zu dem mächtigen Gipfel des Sgurr a' Mhadaidh Ruaidh. Ich wünschte mir sehnlich, ich könnte diesen dunklen Gipfel mit oder ohne verborgenen Schatz - besteigen und von seiner Höhe zu den blauen Bergen der Äuferen Inseln hinüberschauen.

Ich rollte mich auf die Seite und sagte plötzlich: »Wie bringen es Menschen bloß fertig, den ganzen Tag über in Büroräumen zu sitzen, wo... wo...«

»Wo sie hier im Heidekraut liegen könnten mit ein paar frischen Forellen in der Tasche?« sagte Duncan Mor lachend. »Tja, merkwürdig ist das schon, aber die Welt ist sehr, sehr merkwürdig, *a bhalaich*. Weißt du, wer in der

Welt den Ton angibt? Das sind die Typen in den schwarzen Jacketts und den gestreiften Hosen. Ich hingegen, ich könnte mir die Kehle aus dem Hals schreien, aber wer würde mich überhaupt bemerken - mich, einen erbärmlichen Blödian von einem Crofter?

Na ja, natürlich, eine Forelle fangen,, das kann ich schon«, fügte er schnell hinzu, als er sah, daß ich zu einer Antwort ansetzte, und vermutlich ahnte er auch, was ich sagen wollte. »Auch eine gerade Furche pflügen und einen Torfstoß aufschichten und ein Schaf scheren; die Arbeit mit deinen Händen: das ist alles gute Arbeit, aber in den Augen der Welt zählt das wenig. Der Herr selbst ist in einem Stall geboren, aber du wirst es nie erleben, daß die Großen dieser Welt mit Kuhmist an ihren Stiefeln herumlaufen.«

Er ließ seinen Blick auf mir ruhen und fuhr langsam fort: »So ein Leben mag dir gut genug erscheinen, Alasdair, aber wenn einer in der Welt was darstellen will, dann nur in gestreiften Hosen.«

Ich sah, wie sich seine scharfen grauen Augen plötzlich an meinem Gesicht vorbei auf den Berg über uns richteten. Er beugte sich nach vorne und klopfte seine Pfeife am

Absatz seines Stiefels aus. Dann sagte er ruhig: »Sei jetzt nicht überrascht, aber vielleicht sind wir doch wichtiger, als ich bisher geglaubt habe. Beweg dich unauffällig, und laß dir vor allem Zeit, und dann sieh mal hinüber zu dem Berg am anderen Ende des Lochs.«

Ich zählte langsam bis zwanzig und schaute dann hinauf zum Berg.

»Das reicht«, sagte er scharf. »Was hast du gesehen?«

»Ich hab nichts gesehen«, sagte ich verwundert. »Nur etwas, das auf halber Höhe in der Sonne glitzerte.«

»Ja, etwas, das in der Sonne glitzerte«, sagte Duncan Mor grimmig.

Er erhob sich. »Wir verziehen uns hier am besten. Irgend jemand da droben beobachtet uns durch ein Fernglas.«



is zu meinem zehnten Lebensjahr verbrachten meine Mutter und ich die Sommerferien regelmäßig bei einer Tante von ihr in Tunbridge Wells. Dann starb die Tante, und damit war es vorbei mit den Fahrten nach Kent. Von nun an blieben wir während der Ferien in London.

Ich habe kaum noch Erinnerungen an die Tage in Tunbridge Wells, außer an die Sahnekuchen in den Teestuben des Ortes, die stets nach Möbelpolitur rochen. Doch die Erinnerung an die langen, öden Tage, die ich in der Stadt verbrachte, ist noch immer in mir lebendig. Die ganze Zeit gab es nie etwas für mich zu tun, und die Tage schienen endlos. Jeden Abend, wenn ich ins Bett ging, zählte ich die Tage bis zum Ende der Ferien.

Aber in Achmore war es anders. Ich glaube, die Zeit dort verging so schnell, weil es keine Minuten und Stunden, keine Tage und Wochen gab: es gab nur Sonnenschein und Wolken, Regen und Wind. Jeden Morgen rannte ich übers Moor zu dem Haus am Fluß, und Duncan Mor nahm mich auf lange Wanderungen durch die Hügel am Fuß der

großen Berge mit. Manchmal schien die Sonne, aber es gab auch Tage, an denen der Wind mit ungestümer Gewalt aus den Bergen herabstieß und uns den Regen ins Gesicht peitschte. Aber wir kehrten uns nicht daran. Ob schön, ob regnerisch, wir durchstreiften die Moore, und ich spürte, wie meine Wadenmuskeln immer kräftiger wurden und die Heidelandschaft sich nach und nach meinem Schritt fügte.

Nach mehreren Regentagen geschah es, daß ein bläulicher Nebel vom Meer her über die Insel zog und sich in den Tälern zwischen den Hügeln und Bergen einnistete. Dann herrschte in der Luft eine so vollkommene Stille, daß man glauben konnte, die Erde habe aufgehört, sich zu drehen. Und dann geschah es auch, daß sich der Nebel einen Augenblick lang lüftete und den Blick freigab auf die langgestreckten, purpurfarbenen Umrisse von Rona, das in der Luft zu schweben schien; der Gipfel eines Berges tauchte dann plötzlich pechschwarz und überraschend nahe vor unseren Augen auf.

Einmal, in einer Anwandlung von schlechtem Gewissen, fragte ich Murdo Beaten, ob ich zu Hause bleiben solle, um ihm zu helfen, aber er drängte mich zu gehen und

schien froh, mich los zu sein. Aber wann immer ich mit ihm zusammen im Haus war wußte ich, daß seine blassen, unruhigen Augen auf mich gerichtet waren. Er sah mich nie offen an, aber ich war sicher, daß er mich die ganze Zeit beobachtete.

Eines Tages nahm mich Duncan Mor mit hinauf in die Berge südlich des Loch Cuithir. Wir kletterten über eine unwegsame Geröllhalde hinauf, und Duncan Mor ging voran auf einem schmalen Pfad, der an einem Vorsprung des Berges entlangführte. Zwei Kaninchen fuhren vor uns hoch und hoppelten den Abhang hinunter, bis sie hinter den rotbraunen Felsbrocken am Fuß des Berges verschwunden waren. Überall war kahler Fels, gefurcht von den Regenströmen des Winters und gezeichnet von den Narben der Jahrtausende.

Irgendwie war es zwei verkrüppelten Ebereschen gelungen, hier Wurzeln zu schlagen; hinter ihnen tröpfelte ein dünnes Rinnsal aus einer Felsspalte über den Berg hinab. Duncan Mor schob die Bäume zur Seite, und ich bemerkte, daß sie einen tiefen Spalt im Fels verbargen. Er quetschte sich durch den Spalt und bedeutete mir, es ihm gleichzutun.

Die Öffnung in dem Felsen weitete sich zu einer Höhle, und ich schüttelte mich in der naßkalten Luft. Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich, daß wir uns in einer gigantischen Höhle im Herzen des Berges befanden. Eine Quelle sprudelte aus dem Fels hervor und rann über den abschüssigen Boden dem Eingang der Höhle zu. Ich tauchte die Finger in das Wasser und zog sie schnell wieder zurück. Es war eiskalt.

»Alasdair Dubh war außer mir der einzige Mensch auf Skye, der diese Höhle kannte«, sagte Duncan Mor.

Ich hörte ihm nicht richtig zu, weil ich einen großen, schwarzen Kessel entdeckt hatte, der umgekippt in einer Ecke der Höhle lag. Ein verbogenes Stück Kupferrohr lag hinter dem Kessel neben einem Haufen von Torfsoden, auf denen sich eine grünweiße Schimmelschicht gebildet hatte.

Duncan Mor lachte sein gewaltiges, dröhnendes Lachen, das auf unheimliche Weise von der Decke der Höhle widerhallte.

»Hier haben die alten Bodachs früher den weißen Whisky gebrannt«, sagte er. »Es gibt keine bessere Brennerei im ganzen Westen, außer vielleicht einer

einzigen, die ich drüben in der Gegend von Gairloch gesehen habe. Hier kannst du ein Feuer machen; und kein Mensch sieht den Rauch; es weiß auch keiner, wohin der Rauch abzieht.«

Seine Worte hallten von den Wänden der Höhle wider. Ich wölbte die Hände und legte sie an den Mund. Dann rief ich: »Alasdair Cameron!«

Von den Wänden hallte es wider: Alasdair Cameron.

»Hier würdest du dich nie langweilen«, sagte Duncan Mor lachend. »Du hättest immer eine Stimme zur Gesellschaft.«

Ich schüttelte mich vor Kälte. »Mann, ist das kalt hier«, sagte ich.

»Ja, ja, kalt ist es hier drin«, gab er zu. »aber mancher arme Hund hat sich in den alten Tagen hierher geflüchtet. Die Kälte hat einem Mann, dem das Gesetz auf den Fersen war, noch nie etwas ausgemacht. Außerdem, man könnte es sich ja auch warm und bequem machen. Ich brauchte bloß ein Kaninchen vom Berg, eine Forelle aus dem Loch und dazu ein Säckchen Mehl, dann könnten sich sämtliche Männer aus dem Westen die Füße wundlaufen — sie würden mich nie finden.«

»Also ich würde es hier nicht aushalten«, sagte ich und ahnte damals nicht, daß ich mich eines Tages mit einem Seufzer der Erleichterung an seine Worte erinnern würde.

Manchmal saß ich auf der Mauer vor Duncan Mors Haus und übte auf dem Feadan, wie die Melodiepfeife des Dudelsacks auf gälisch heißt, denn Duncan hatte gesagt, er würde einen Dudelsackpfeifer aus mir machen. Er lehnte dann meist neben mir an der Mauer, seine Pfeife im Mund, und gab mir Anweisungen zu den Griffen, die ich gerade übte.

Eines Tages gelang mir beim Spielen überhaupt nichts, und ich warf die Pfeife voller Abscheu auf den Boden.

Duncan Mor zog bedächtig an seiner Pfeife und sah mich eine ganze Weile schweigend an. Dann sagte er langsam:
»Wie lange übst du jetzt schon?«

Ich dachte kurz nach und antwortete: »Seit sieben Tagen. Heute ist der siebte Tag, und ich spiele noch kein bißchen besser als am Anfang.«

Er fing an zu lachen und lachte, bis ihm die Tränen übers Gesicht liefen. »O Alasdair Beag, Alasdair Beag«, seufzte er und wischte sich die Tränen aus den Augen. »Hast du noch nie die alte Weisheit gehört? Zu einem guten ›Piper‹

gehören sieben Jahre harter eigener Arbeit und sieben Generationen von Dudelsackspielern vor ihm. Aber nach den sieben Jahren hat natürlich nur ein wahres Naturtalent die Aussicht, einmal wirklich gut zu spielen — aber nicht früher, *a bhalaich*, nicht früher.«

Ich lachte und hob die Pfeife auf und versuchte es noch einmal.

Das war Duncan Mor.

Ein andermal, als wir in den Bergen waren, machte er mich auf die Kaninchenröhren aufmerksam und zeigte mir, wie man Schlingen legte.

»Dafür ist ein kräftiger Nordwind immer gut«, erklärte er, »dann verschwindet nämlich die Schlinge im Gras, sobald der Wind darüberfegt, und so ein dämliches Kaninchen sieht sie nicht.«

»Aber warum ein Nordwind?« fragte ich.

»Nun, im Herbst und im Winter bringt der Nordwind Hagelschauer«, erklärte er weiter, »und in einer Nacht mit Hagel gehen dir viele Kaninchen in die Schlingen. Sobald die Hagelschauer beginnen, suchen die Kaninchen Schutz in ihren Höhlen, aber sie sind so blöd, daß sie auf dem Weg dorthin nicht eine Sekunde lang an die kleinen

Schlingen denken, die über ihren Röhrengängen hängen.«

Es folgte eine Periode mit drückendem Wetter, und Duncan Mor hob den Blick zu dem heißen, bleiernen Himmel und sagte: »Am ersten schönen Tag, an dem wieder ein leichter Wind weht, müssen wir uns an die Schafsschur machen.«

»Aber warum scheren wir sie dann nicht gleich?« wollte ich wissen. »Warum müssen wir auf Wind warten?«

»Vergiß nicht, daß die Tiere zunächst von den Hunden zusammengetrieben werden«, erwiderte Duncan Mor. »Und dann müssen sie zur Schur den ganzen Weg hinauf bis zum Pferch in den Bergen getrieben werden. Wenn da nicht wenigstens ein leichter Wind weht, der ein bißchen kühlt, dann sind die Schafe fast tot, bevor sie am Pferch angekommen sind. Na ja, und dann würden außer den Schafen auch noch andere unter der Schwüle leiden.« Er grinste. »Denn bei der Schafsschur geht es heiß zu.«

Ich weiß nicht, wann mir der Einfall kam, Main einen Schreck einzujagen: einer von jenen Einfallen, denen man ohne viel zu überlegen nachgibt. Jedenfalls blieb ich, als ich an jenem Abend nach Hause kam, vor dem Küchenfenster stehen und preßte das Gesicht gegen die

Scheibe.

Von Main war nichts zu sehen, dafür saß Murdo Beaton mit dem Rücken zum Fenster am Tisch. Neben seinem Ellbogen war eine Blechdose, die etwas mehr als zur Hälfte mit Einpfundscheinen gefüllt war. Auf dem Küchentisch war in Bündeln geordnet mehr Geld ausgebreitet, als ich je in meinem Leben gesehen hatte. Ich beobachtete, wie er das Gummiband von einem der Bündel streifte und die Geldscheine aufmerksam zu zählen begann.

Ich weiß nicht, wie lange ich dagestanden und ihn beobachtet hatte, aber als ich mich eben auf Zehenspitzen fortschleichen wollte, drehte er den Kopf um und entdeckte mein Gesicht am Fenster.

Wir starrten einander lange an. und diesmal hielt sein Blick dem meinen stand. Plötzlich drehte er sich um, strich die Geldscheine auf dem Tisch zusammen und stopfte sie in die Blechdose. Ich ging die paar Schritte bis zur Tür und drückte die Klinke, aber die Tür war verschlossen.

Ich wartete voller Angst vor dem Haus und verwünschte mich für meinen Einfall. Jetzt würde er glauben, daß ich

ihm nachspionierte, und natürlich eine rechte Wut haben. Ich überlegte, woher er all das viele Geld haben mochte. In der Dose mußten Hunderte von Scheinen sein. Murdo Beaton lief in Lumpen herum und hatte vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an ärmlich getan, und dann hatte er mehr Geld im Haus, als ich jemals gesehen hatte - und ich hatte oft zugesehen, wie Tante Evelyn die Einnahmen der Woche zählte.

Ich hörte, wie sich der Schlüssel mit einem schabenden Geräusch im Schloß drehte, und mein Herz tat einen Sprung. Die Tür wurde mit einem Ruck geöffnet, und Murdo Beaton winkte mich zu sich hinein. Er folgte mir in die Küche und schloß die Tür hinter sich. Ich blieb vor dem Kamin stehen und wußte, daß ich mich jetzt rechtfertigen mußte. Er lehnte mit dem Rücken gegen die Tür. Sein Gesicht war gerötet, und ein Muskel seiner linken Backe begann zu zucken.

Ehe ich recht begriff, was vor sich ging, hatte er sich auf mich gestürzt und mich am Hemd gepackt.

»Wer hat dir gesagt, daß du mir nachspionieren sollst?« zischte er.

»Ich hab Ihnen nicht nachspioniert«, sagte ich voller

Entrüstung. »Ich wollte Main einen Streich spielen.«

»Eine feine Ausrede«, knurrte er, »wo du genau weißt, daß Main und die Cailleach in der Betstunde sind.« Er schüttelte mich wütend, wobei er mir seine spitzen Knöchel in die Brust bohrte. »Ich will die Wahrheit hören. Los, wer hat dir gesagt, du sollst mir nachspionieren?«

»Ich hab Ihnen nicht nachspioniert«, wiederholte ich. »Ich wollte Main erschrecken. Ich hab nicht gewußt, daß sie nicht da ist.«

»Du weißt ganz genau, daß sie jeden Mittwochabend mit der Cailleach zur Betstunde geht«, sagte er hartnäckig.

»Das hatte ich vergessen«, sagte ich. »Ich hab nicht einmal gewußt, daß heute Mittwoch ist. Außerdem, wenn ich gewußt hätte, daß Sie gerade Ihr Geld zählen, dann hätte ich nicht durchs Fenster geschaut.«

Als ich das Geld erwähnte, wurde er puterrot im Gesicht und holte mit der rechten Faust aus. Ich dachte, er würde mich schlagen, aber er ließ den Arm sinken und nahm die andere Hand von meinem Hemd. Ich schaute hinüber zu dem Tisch, aber die Blehdose war nirgends mehr zu sehen.

»Es tut mir leid, Junge«, sagte er langsam, »aber als ich

dein Gesicht im Fenster sah, packte mich eine richtige Wut. Das Geld, weißt du, das versteck ich nicht vor dir, das mußt du nicht denken. Aber hier im Ort gibt es einen Haufen Leute, die gerne wüßten, was ich mir im Lauf der Jahre alles zusammengespart habe; Leute, die ihr Geld bis auf den letzten Pfennig zum Fenster rauschmeißen und sich dann auch noch über andere aufregen, die wissen, was es heißt, sparsam zu sein.« Er sog an seiner langen Oberlippe und fügte dann hinzu: »Nicht, daß viel in der Dose drin wäre, aber was drin ist, das hab ich im Schweiße meines Angesichts verdient.«

Er beobachtete mich aufmerksam, zweifellos, um zu sehen, welche Wirkung seine Worte auf mich hatten, aber ich starrte auf meine Füße und schwieg.

»Na ja, Alasdair, jedenfalls können wir beide uns jetzt mal in aller Ruhe miteinander unterhalten«, sagte er mit plötzlicher Herzlichkeit. »Die Cailleach und Mairi sind nicht im Haus, da müssen wir Männer uns eben selber versorgen, hm? Setz dich nur, Junge. Die Kartoffeln sind fertig, und im Schrank ist kalte Makrele. Ein vorzüglicher Fisch, die Makrele. Ich sage immer, zwischen kalter Makrele und kaltem Lachs gibt es nur einen einzigen

Unterschied, Alasdair. Und weißt du, was das ist? Ich will es dir sagen: Der Preis, Alasdair, einzig und allein der Preis. In London gibt es Idioten mit mehr Geld als Verstand, die zehn Schilling und mehr für ein Pfund bezahlen. Stell dir das bloß vor, Alasdair. Mehr als zehn Schilling für ein Pfund! Aber wir beide sind nicht so blöd, hm? Alasdair Cameron und Murdo Beaton essen keinen Lachs für zehn Schilling das Pfund. Wir nicht! Wir begnügen uns mit Makrele — dem Lachs des armen Mannes. Und was bezahlen wir dafür?« Er schnalzte mit dem Finger. »Nicht so viel, Junge, nicht einen Penny, Alasdair. Und haben obendrein noch eine vorzügliche Mahlzeit.«

Es war das erstemal, daß er mich mit meinem Namen anredete, und ich konnte mir seine plötzliche Freundlichkeit nicht erklären. Er schwatzte unablässig weiter, während er die Kartoffeln abgoß, den Tee aufbrühte und den Fisch aus dem Schrank holte. Als er sich an den Tisch setzte, machte er keinerlei Anstalten zu beten, sondern schob mir die Kartoffeln hin und forderte mich auf, mich zu bedienen.

»Nimm dir genug Kartoffeln, Alasdair«, sagte er. »Du

bist bestimmt ausgehungert nach dem langen Tag im Freien, und es gibt nichts Besseres als Kartoffeln, um einen wieder auf die Beine zu bringen. Das ist eine Kerrs Pink, eine herrliche Kartoffel. Fest und trocken. Ich glaube kaum, daß du so etwas in London bekommst, Alasdair.«

»Nein«, sagte ich kauend, ohne recht darauf zu achten, was ich aß. Ich überlegte die ganze Zeit, worauf er wohl hinauswollte.

»Jaja, das dachte ich mir«, fuhr er fort. »Es ist eine wahre Schande, wie die armen Leute in der Stadt übers Ohr gehauen werden.« Er schob die Schüssel zu mir herüber. »Iß noch was, Junge. Nimm dir nur. Wir müssen dich doch herausmästen, damit dich deine Mutter nicht wiedererkennt, hm?«

Ich murmelte, ich sei satt, aber er redete weiter, als habe er mich überhaupt nicht gehört, und während er redete, schaufelte er sich riesige Mengen von Kartoffeln und Fisch in den Mund.

Dann schob er seinen leeren Teller von sich und begann gemütlich, mit seinem Stuhl zu kippeln, wobei er sich mit einem Fuß am Tischbein einhakte.

»Ich nehme an, du wirst nun jeden Sommer zu uns

kommen wollen«, sagte er.

Ich hatte gerade einen Schluck von dem starken, süßen Tee im Mund und nickte.

»Duncan Mor hat gesagt, daß wir im nächsten Jahr den Storr zusammen besteigen.«

Die Worte waren mir herausgerutscht, bevor mir einfiel, daß die beiden ja miteinander verfeindet waren, aber es schien völlig ungerührt.

»Nun, das ist sehr nett von dem Großen«, sagte er, »wirklich sehr nett.« Wahrscheinlich sah er die Überraschung auf meinem Gesicht, denn er fügte schnell hinzu: »Na ja, ich hab mit Duncan Mor mal Streit gehabt, aber eigentlich ist er ein prima Kerl.«

Die Tatsache, daß er von Duncan Mor in diesen Tönen sprach, stimmte mich so froh, daß ich in diesem Augenblick bereit war, ihm sein mürrisches Verhalten während der letzten paar Wochen zu verzeihen. Vielleicht hatte ich ihn ja tatsächlich falsch eingeschätzt. Vielleicht gab es eine ganz einfache Erklärung für das mitternächtliche Treffen unten bei der Fischerhütte und den Umstand, daß das Boot mit einem Passagier weniger wieder in die Bucht zurückgekehrt war. Ich war drauf und

dran, ihn direkt danach zu fragen, und es gelang mir gerade noch rechtzeitig, an mich zu halten. Wenn er ohnehin glaubte, daß ich ihm vorhin, als er sein Geld zählte, nachspioniert hatte, dann wäre es nicht besonders schlau, ihm jetzt zu gestehen, daß ich ihm durch das Moor zur Schlucht gefolgt war.

»Jetzt kommt doch Mairi bald nach Hause«, sagte ich und stellte mir vor, wie froh sie sein würde, daß ich mich mit ihrem Vater plötzlich so gut verstand.

»Ach, ich hab der Cailleach gesagt, sie soll einen Besuch bei Willie machen«, sagte er. »Willies Mutter und sie sind Kusinen. Aber laß dich's nicht verdrießen, Alasdair. Was hältst du davon, wenn wir beide angeln gehen, unten auf den Felsen?«

»Prima«, rief ich voller Begeisterung, »wenn Sie nicht finden, daß es dafür bereits zu dunkel ist?«

»Absolut nicht«, versicherte er. »Vom Meer her zieht ein leichter Dunst, aber es ist ein prächtiger Abend für die Felsen!«

Ich zog Regenmantel und Gummistiefel an und folgte ihm in den Stall, wo er seine lange Angel von der Decke nahm.

»Wollen Sie denn nicht zu der Versammlung wegen der Kanalisation für den Bezirk gehen?« fragte ich. »Ich hörte, wie die Männer darüber sprachen. Sie wollen sich bei Hector MacLeod treffen.«

»Nein, Alasdair«, sagte er nachdenklich. »Dort hab ich nichts verloren. Du bist hier der Besitzer, ich kann also für diesen Hof nicht sprechen. Ich sitze ja nur mit deiner Erlaubnis hier.«

Ich fühlte, wie mich diese Worte mit geheimem Stolz erfüllten, aber ich hielt es für besser, nichts darauf zu antworten. Noch immer munter drauflosschwatzend, setzte er sich in Richtung Moor in Bewegung und schlug dann den Weg zur Küste ein.

Es war Flut, und das Wasser rollte mit Macht heran. Murdo Beaton steuerte auf einen großen schwarzen Felsblock zu, der an einen riesigen Tisch erinnerte und schon beinahe wieder vom Wasser bedeckt war.

Er gab mir die Angel und sagte: »Wirf sie seitwärts aus, und zieh sie schnell durchs Wasser. Aber paß auf, wo du hintrittst. Die Flut kommt schnell herein, man kann hier auf den Felsen sehr leicht abgeschnitten werden.«

Seine Warnung war überflüssig, denn mir war die Stelle

ohnehin unheimlich. Es war jetzt fast dunkel, und das Wasser, das über den Fels schlug, schien im Zurückweichen begierig an meinen Beinen zu saugen. Dann schäumte die nächste Welle heran, brach sich am Fels und schwuppte mit Wucht gegen meine Beine.

Es hatte etwas Düsteres und Unheimliches, der schwarze Fels, das Branden und Gurgeln des Wassers und dazu die klagenden Schreie der Möwen in der Luft.

Ich warf die Angel ein paarmal zaghafte aus und fing schließlich zu meiner eigenen Überraschung einen kleinen Köhler.

»Gut gemacht, Alasdair!« rief Murdo Beaton und beeilte sich, den Fisch für mich von der Angel zu befreien.

Das Wasser war inzwischen sehr schnell gestiegen, so daß der ganze Fels jetzt unter Wasser war. Ich hatte Angst, ich könnte auf der schlüpfrigen Oberfläche den Halt verlieren. »Ich hab das Gefühl, wir sollten zurückgehen«, sagte ich unsicher.

»Ja, das Wasser steigt jetzt schnell«, stimmte er mir zu.

Wir gingen auf dem vom Wasser überfluteten Felsrücken zum Ufer zurück, und ich muß sagen, ich war erleichtert, als meine Füße wieder festen, trockenen Boden unter sich

spürten. Der Nebel zog langsam vom Meer her über die Insel, und die vorspringende Klippe war nur noch ein dunkler Schatten in dem verblassenden Licht des Abends.

»Gib mir die Angel«, sagte Murdo Beaton. »Es geht natürlich nicht, daß wir nur mit einem einzigen, winzigen Fischchen wieder nach Hause gehen.«

Er nahm die Angel und wagte sich noch einmal hinaus auf einen Felsen, der noch nicht ganz vom Wasser überspült war. Jedesmal, wenn er einen Fisch gefangen hatte, nahm er ihn vom Haken und warf ihn herüber zum Strand, wo ich auf ihn wartete. Ich sah ihm mit Besorgnis zu; ich fürchtete jeden Augenblick, daß er den Halt verlieren und von der Flut mitgerissen würde, denn das Wasser reichte ihm jetzt schon bis an die Knie. Aber er fischte weiter, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, bis über ein Dutzend Fische aufgereiht vor mir im Sand lagen.

Schließlich kletterte er über die Felsen zurück zum Ufer und sagte: »Ich glaube, wir sind tatsächlich ein bißchen spät dran, Alasdair. Na ja, was wir erwischt haben, gibt eine schöne Pfanne voll; die kleinsten Fische schmecken in aller Regel am besten.«

Mit der Angel über der Schulter ging er vor mir her die Klippe hinauf. Ich stapfte mit den Fischen hinterher. Inzwischen hatte ein leichter Regen eingesetzt, und als ich mich umdrehte, war das Meer bereits von der Dunkelheit verschluckt.

Wir hatten schon die Landstraße überquert, als er plötzlich stehenblieb und mich ansah. »Hol's der Kuckuck!« rief er. »Ich hab dem Major Cassell versprochen, ich würde heute noch bei der Fischerhütte vorbeigehen und nachsehen, ob die Tür auch richtig verschlossen ist. Der Major ist gestern abend selber unten gewesen und hat festgestellt, daß nicht abgeschlossen war. Das Gerät, das da unten aufbewahrt wird, ist ein kleines Vermögen wert.« Er zögerte einen Augenblick und fügte dann hinzu: »Du bist sicher müde, also nach Hause mit dir.«

Ich war mir nicht sicher, ob er nur einen Vorwand suchte, um mich loszuwerden, und plötzlich erwachte der ganze Argwohn der letzten Wochen wieder in mir. »Ich bin kein bißchen müde«, sagte ich, »ich komme mit.«

Irgendwie schien er ganz froh darüber, daß ich ihn begleiten wollte. Er schlug jetzt denselben Weg ein, den er

in jener Nacht, in der ich ihm gefolgt war, genommen hatte.

Als wir oberhalb der Schlucht angekommen waren, blieb er stehen und sagte: »Vielleicht wird dir dies alles hier fad und langweilig vorkommen, wenn du erst wieder in der Stadt bist, Alasdair. Vielleicht sehen wir dich nie mehr wieder hier oben in Skye.«

»Nein, im Gegenteil«, sagte ich. »Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, wie ich London ein ganzes Jahr lang bis zu den nächsten großen Ferien ertragen soll.«

»Aha, so also liegen die Dinge«, sagte er leise und setzte seinen Weg fort, ehe ich etwas darauf erwidern konnte.

Ein schmaler Pfad, nicht breiter als ein Fuß, führte an der Klippenwand hinab. Wäre er nicht vorausgegangen, ich hätte den Weg nie alleine in der Dunkelheit gefunden.

Plötzlich stolperte er und schrie vor Schmerz auf. Ich war aus Vorsicht mehrere Schritte hinter ihm geblieben, und als ich ihn eingeholt hatte, lag er auf dem schmalen Pfad und wand sich vor Schmerzen.

»Was ist passiert?« rief ich.

»Ich hab mir den Knöchel verstaucht«, knurrte er mit zusammengebissenen Zähnen; »ich glaube, ich kann mit

dem Fuß nicht mehr gehen.« Er erhob sich mit Mühe und legte mir beide Hände auf die Schultern. »Hilf mir hinauf«, ächzte er. »Ich humpele hinter dir her, so gut ich kann.«

Als wir wieder oberhalb der Schlucht angelangt waren, ließ er sich auf den Boden fallen und hielt sich seinen Knöchel mit beiden Händen.

»Vielleicht lässt der Schmerz ja bald nach«, sagte er. »Solange ich bloß da runterkomme, und sei's auf allen vieren. Wenn es nicht für den Major wäre, würde ich es bei der Finsternis nie probieren, aber der gute Mann verläßt sich auf mich, und ich hab ihm versprochen, ich würde nachsehen, ob die Hütte auch wirklich verschlossen ist.«

Er versuchte aufzustehen, stöhnte aber vor Schmerz, als er mit seinem vollen Gewicht auftrat.

»Das schaffen Sie nie«, sagte ich. »Soll ich nicht für Sie runtergehen?«

»Bist du denn schon mal da unten gewesen?« fragte er.

»Nein, aber das wird doch nicht so furchtbar schwierig sein«, sagte ich.

»Nein, überhaupt nicht«, sagte er. »Du brauchst bloß

dem Pfad zu folgen, das ist alles. Du kommst dann an eine Brücke, die du überqueren mußt. Die Hütte ist etwa fünfzig Meter unterhalb der Brücke am Fluß. Ich bin dir ganz unheimlich dankbar, Alasdair, denn ich hätte einfach kein ruhiges Gewissen, bevor ich nicht wüßte, daß da unten alles in Ordnung ist.«

Ich machte mich vorsichtig auf den Weg. Ich trat besonders sorgfältig und fest mit den Füßen auf, um ja nicht den Halt zu verlieren und auszurutschen.

Der Abstieg erinnerte mich an das Schlangen-und-Leitern-Spiel, denn kaum war ich ein paar Schritte in der einen Richtung gegangen, machte der Pfad eine scharfe Wendung, so daß ich mich fortwährend in der entgegengesetzten Richtung vorwärts tastete.

Je weiter ich hinabstieg, desto lauter wurde das Tosen des in die Tiefe stürzenden Wassers, aber alles, was ich sehen konnte, waren die dunklen Umrisse der Schlucht über mir und ein paar Schritte des Pfades vor mir. Ich war halb benommen vom Lärm des Wasserfalls und hatte das Gefühl, daß ich gleich ausrutschen und in den schäumenden Wirbel des Flusses unter mir stürzen müßte, und verwünschte die Tollheit, mit der ich mich freiwillig

in diese Lage gebracht hatte.

Der lose Boden unter meinen Füßen hörte auf; ich ging jetzt auf dem nackten Fels und wäre beinahe ausgerutscht und gefallen. Nachdem ich mein Gleichgewicht wiedergewonnen hatte, richtete ich meine Augen ganz scharf auf meine Umgebung, um festzustellen, wohin der Pfad führte. Die Klippenwand ragte senkrecht vor mir auf, und der Pfad schien nur noch ein schmales Band, das in den Fels gehauen war. Er fiel jetzt fast senkrecht vor mir in die Tiefe, und ich bewegte mich ganz langsam vorwärts, bis ich auf zwei Eisenstangen stieß, die im Abstand von etwa einem halben Meter in einem schrägen Winkel nach oben über den Fluß ragten. Ein Geflecht aus dickem Seil, das die beiden Stangen miteinander verband, bildete eine Art Steg hinauf zu der schmalen Brücke, die inzwischen ganz deutlich aus dem Nebel und der Finsternis ragte.

Ich kroch auf Händen und Füßen über den Steg auf die Brücke zu, erhob mich ganz langsam und machte zwei unsichere Schritte vorwärts — und dann verließ mich der Mut. Ich stand wie angewurzelt da und wußte, daß ich weder vorwärts noch rückwärts gehen konnte. Alles

begann sich mir im Kopf zu drehen. Das Tosen des Wasserfalls war ohrenbetäubend, und ich hörte, wie das Wasser tief unter mir schäumte und am Fels zerstiebte. Mit erschreckender Klarheit begriff ich plötzlich, daß zwischen dem Fluß und mir nichts weiter war als ein paar schmale, glitschige Holzplanken ohne Geländer.

Ich blinzelte mir den Regen aus den Augen und versuchte, einen klaren Kopf zu behalten. Eine einzige falsche Bewegung, und ich sauste in die Tiefe.

Mein erster Gedanke war, umzukehren und zurückzukriechen, aber ich wußte, daß es unmöglich war, sich auf diesem glitschigen Holz umzudrehen. Ich versuchte mir einzureden, daß ich auf dem Bordstein des Bürgersteigs stand und nur weiterzugehen brauchte, wie ich es in London so oft getan hatte, ohne auch nur ein einziges Mal abzurutschen. Meine Zähne gruben sich in die Unterlippe, bis ich den salzigen Geschmack von Blut im Mund spürte, und ich begann, mich Zentimeter um Zentimeter auf der Brücke voranzuarbeiten.

Nie werde ich das Grauen vergessen, das mich auf dem Steg packte. Am schlimmsten war das Tosen des Wassers und die Finsternis und das Gefühl, nicht zu wissen, was

unter mir lag. Ich hielt den Blick auf die Füße geheftet, bis mir einfiel, daß es am besten war, geradeaus zu sehen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Ich zwang mich also, die Augen zu heben, und tastete mich behutsam weiter.

Ich habe keine klare Erinnerung an das, was dann geschah. Ich weiß nur, daß ich mich mit einem Fuß vorwärts tastete und plötzlich keinen festen Halt mehr unter mir spürte. Ich versuchte zurückzuweichen und verlor dabei das Gleichgewicht. Mir war, als fiel ich sehr langsam, und im Fallen suchte ich verzweifelt einen Halt. Meine Finger klammerten sich um eine der Eisenstangen, und ich empfand einen stechenden Schmerz in den Achselhöhlen, als der Fall meines Körpers gebremst wurde.

Ich hielt mich verbissen an der Stange fest, aber meine Hände waren kalt und taub, und die runde Stange bot keinen soliden Halt. Langsam, so langsam, daß ich einen Augenblick lang nicht wußte, ob ich mir dies nur einbildete, fühlte ich, wie die Stange meinen Händen entglitt. Ich weiß nur noch, daß ich völlig stumpfsinnig dachte, wie wohltuend es sein müßte, wenn dieses

furchtbare Zerren an meinen Armen aufhörte.



in stählerner Griff schloß sich um meine Handgelenke. Ich wurde in die Höhe gezogen und über einen breiten Rücken geworfen. Dort blieb ich schlaff und völlig erschöpft mit dem Kopf nach unten liegen und hoffte, daß ich am nächsten Morgen in der wohligen Geborgenheit meines Bettes wieder erwachen würde. Ich merkte nicht, wie ich über die Brücke getragen und in den Schutz eines Felsens auf der anderen Seite des Flusses gebracht wurde. Alles, was ich weiß, ist, daß ich behutsam wie ein Säugling auf den Boden gelegt wurde und daß mich ein kräftiger Arm hielt.

»Ich bin's«, flüsterte eine Stimme, »Duncan Mor. Bist du verletzt, Alasdair?«

Ich hörte jemanden antworten: »Nein, mir fehlt nichts«, und begriff dunkel, daß es sich um meine eigene Stimme handeln mußte.

»Sei still und ruh dich ein bißchen aus«, sagte Duncan Mor leise, und sein Arm faßte mich fester um die Schultern.

Dankbar schloß ich die Augen. Meine Arme fühlten sich

an, als seien sie aus den Gelenken gerissen worden, aber der stechende Schmerz hatte nachgelassen. Das Tosen des Wasserfalls war hier nicht so laut zu hören wie auf der Brücke, ich hörte nur, wie ein Stein, der sich gelöst hatte, mit Getöse den Hang herabpolterte.

In diesem Augenblick hörte ich die Schritte - schnelle Schritte—, die den Pfad herunter auf die Brücke zugerannt kamen; ich hörte, wie die Brücke unter dem Gewicht eines Mannes knarrte und ächzte. Das konnte nur Murdo Beaten sein, dachte ich, der nachsehen wollte, wo ich

geblieben war. Ich wollte ihm schon zurufen, daß ich ganz in der Nähe sei, als mir Duncan Mor die Hand auf den Mund legte. Ich frage mich heute noch, was wohl geschehen wäre, wenn er nicht so schnell gehandelt hätte. »Pst«, zischte er an meinem Ohr.

Der Strahl einer Taschenlampe leuchtete auf und tanzte nervös über das tobende Wasser des Flusses. Wir duckten uns hinter den Felsen. Nach einer Weile erlosch die Lampe, und wir hörten eilige Schritte, die sich in entgegengesetzter Richtung auf dem Pfad davonmachten.

Es schien eine Ewigkeit, bis Duncan Mor mir die Hand vom Mund nahm. »So«, sagte er voller Grimm, »nun

erzähl mal, was passiert ist.«

Ich erzählte ihm, wie ich durch das Küchenfenster geschaut hatte, weil ich Main erschrecken wollte, dabei aber Murdo Beaton mit seinem Geld am Tisch überrascht hatte; daß er außer sich vor Zorn war, als er mich entdeckte, dann aber plötzlich ganz freundlich wurde, so freundlich, daß er mit mir angeln gehen wollte.

»Ich weiß, daß er mit dir runter zu den Felsen gegangen ist. Aber als ich euch beide auf dem Heimweg nach Achmore sah, dachte ich, du seist nun in Sicherheit«, sagte Duncan Mor. »Warum bist du mit ihm hier herunter gegangen?«

Ich erklärte ihm, Murdo Beaton habe versprochen, nachzusehen, ob die Hütte über Nacht verschlossen war, und daß er sich den Fuß verstaucht habe, so daß ich ihm angeboten hätte, für ihn zu gehen.

Ich hatte an dem Abend so viel erlebt, daß ich dachte, mich könne nun nichts mehr erschrecken, aber Duncan Mors Reaktion auf meinen Bericht war so heftig, daß ich vor lauter Überraschung hochschnellte.

»Ich brech diesem langen Kerl sämtliche Knochen, das schwör ich«, sagte er, und irgendwie klangen die Worte

noch unheimlicher, weil er sie nicht wie gewöhnlich mit dröhrender Stimme, sondern ganz leise vor sich hin gesagt hatte. »Ich reiß ihm sein schwarzes Herz aus dem elenden Leib, und wenn ich es mit meinen bloßen Händen tun muß.«

»Aber er konnte wirklich nichts dafür«, stotterte ich, noch immer zu benommen, um zu begreifen, was die schnellen Schritte, die ich gehört hatte, in Wahrheit bedeuteten. »Ich bin von der Brücke gefallen.«

Aber er tobte weiter und hörte mich nicht. Ich war froh, daß es Nacht war und ich den furchtbaren Zorn in seinem Gesicht nicht zu sehen brauchte. Es war genug, seine Stimme zu hören.

»Der Rote hat dich auf die Felsen hinausgelockt, ohne zu ahnen, daß ich oben auf der Klippe war und jede einzelne seiner Bewegungen genau verfolgte«, tobte er. »Der unverschämte Kerl stand hinter dir. Ein Schubs von hinten, und du wärst hin gewesen. Aber nein. Das wäre ja Mord gewesen, und obendrein mit eigener Hand begangen, und Murdo Ruadh würde nie sein Gewissen mit einem Mord belasten. Also lockt er dich in die Schlucht mit dem Märchen von der Hütte, die nicht abgeschlossen

ist. *A chruthaidhear!* So ein hinterhältiger Schurke! Seit neun Jahren ist Neill ROSS als Lachsfischer da unten und hat nicht ein einziges Mal versäumt, die Hütte abzuschließen. Aber dem Kerl ist freilich jede Geschichte recht. Ja, der Rote würde sich nie sein Gewissen besudeln. Aber so tun, als habe er sich den Knöchel verstaucht, damit er selber hübsch im Hintergrund bleiben kann! Ja, ja, er hat oben im Gras gelegen und dabei ganz genau gewußt, daß er dich in den Tod schickt.«

»Aber das stimmt alles nicht!« rief ich. »Ich sagte doch, ich bin ausgerutscht und dann abgestürzt.«

Duncan Mor hob mich auf den Arm wie einen Säugling und kletterte über die Felsen zurück zur Brücke. Auf der Mitte des Steges etwa setzte er mich ab, hielt mich aber mit dem linken Arm fest an seiner Seite. Er suchte in seiner Tasche nach Streichhölzern und zündete eines an.

Das Feuer des Streichholzes erhellt die Dunkelheit um uns herum, und plötzlich drehte sich mir der Magen vor Entsetzen: ein Teil der Brücke fehlte. Ich starre fassungslos auf das tobende Wasser des Flusses tief unter mir. Dann zuckte die Flamme und ging aus. Aber die Dunkelheit vermochte nicht das Bild in meiner Erinnerung

auszulöschen. Die Brücke bestand aus zwei horizontalen Eisenträgern. Über diesen Trägern lagen Holzbretter von etwa einem Fuß Breite und zwei Fuß Länge -und vier dieser Bretter fehlten.

Ohne ein Wort nahm mich Duncan Mor wieder auf den Arm und ging zurück zum Fluß.

Als *wir* wieder hinter dem Fels waren, sagte er: »Begreifst du jetzt? Diese Bretter fehlen schon seit geraumer Zeit. Für jemanden, der sich hier auskennt, ist der Steg vielleicht gerade sicher genug, aber du, was meinst du, welche Chance du gehabt hättest, sicher auf die andere Seite zu gelangen?«

Ich wollte etwas sagen, aber meine Lippen bewegten sich nur, ohne irgendwelche Worte zu formen. Ich merkte, daß ich völlig unkontrolliert am ganzen Leib zitterte, und schämte mich.

Duncan Mor klopfte mir auf die Schulter. »Das ist der Schock, *a bhalaich*, und wirklich nicht verwunderlich«, sagte er. »Aber warte nur. Wenn ich den Roten in die Finger kriege!«

»Aber warum sollte er mich denn umbringen wollen?« stieß ich hervor.

»Ich hab dir doch einmal gesagt, daß es gefährlich werden könnte, wenn man zuviel weiß; trotzdem hab ich geglaubt, du seist hier in Sicherheit«, sagte er langsam.
»Ich hab das Gefühl, daß der Rote nicht der einzige Beteiligte bei der Geschichte ist. Er hätte Angst, auf eigene Faust etwas zu unternehmen; aber wenn jemand in der entsprechenden Stellung ihm nun nahelegte, daß es besser wäre, dich aus dem Weg zu räumen, dann würde so ein Kerl wie Murdo Ruadh wohl recht bereitwillig darauf eingehen. Und wenn du erst mal aus dem Weg geräumt wärst, Alasdair, dann gäbe es niemanden mehr, der ihm den Croft in Achmore wegnehmen könnte. Ja, so etwa liegen die Dinge. Der Rote würde sich in mehr als einer Hinsicht einen Gefallen tun.«

»Wenn er es einmal versucht und nicht geschafft hat«, wandte ich verstört ein, »dann liegt es doch nahe, daß er es noch einmal versucht.«

»Von heute an wohnst du bei mir«, sagte Duncan Mor kurz. »Murdo Ruadh wird jetzt zusehen müssen, daß er seine eigene Haut rettet.«

Er verstummte, und ich ahnte, daß er scharf nachdachte. Schließlich sagte er langsam und wie zu sich selbst:

»Merkwürdig, daß sie nicht versucht haben, auch mich aus dem Weg zu räumen.«

»Vielleicht wollte Murdo Beaton mich umbringen, weil ich ihn mit dem vielen Geld überrascht habe«, schlug ich vor.

»Du kannst Gift darauf nehmen, daß er nicht hocherfreut war darüber«, sagte Duncan Mor trocken; »aber die Sache von heute abend war von langer Hand geplant, denke ich. Überleg mal, Alasdair, der hinterhältige Schuft sucht sich einen Abend aus, an dem alle Männer des Dorfes irgendwo bei einer Versammlung sitzen, und die Cailleach und Main sind in der Kirche. Niemand ist in der Nähe, der sieht, wie er mit dir zu den Felsen runtergeht. Das heißt doch, daß er sich ins Haus zurückschleichen konnte und dann behaupten, er habe dich den ganzen Abend überhaupt nicht gesehen. Ich kenne ihn nur zu genau.«

»Aber Sie haben ihn doch gesehen«, sagte ich.

»Ja, ganz recht, ich habe ihn gesehen«, sagte Duncan Mor zustimmend. »Aber ich war der einzige Mann des Ortes, der nicht bei der Versammlung war, und ich habe ihn gesehen, weil ich hinter ihm her war.«

»Das versteh ich nicht«, stammelte ich.

»Erinnerst du dich an den Tag, an dem du festgestellt hast, daß die Botschaft aus deiner Brieftasche verschwunden war?« sagte Duncan Mor mit seiner tiefen, mächtigen Stimme.

»Natürlich erinnere ich mich«, sagte ich.

Jenen Tag würde ich nie vergessen. Es war der Tag, an dem ich mit ihm zum erstenmal durch das Heidekraut gewandert war. Es war der Tag, an dem er mit mir zum Loch Liuravay hinaufgestiegen war und wo wir abends zusammen die schönen braunen Forellen gegessen hatten.

»Seit dem Tag«, fuhr er langsam fort, »hat der Rote zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang keinen Schritt aus dem Haus getan, ohne daß ich ihn nicht dabei beobachtet hätte.«

»Aber ... wie denn?« stammelte ich.

»Ich war auf dem Hügel hinter dem Haus«, sagte er schlicht, »flach ins Gras gedrückt. Es ist ziemlich einfach, vor allem, wenn du weißt, wie man sich an Wild heranpirscht.«

Ich stellte mir die Nächte vor, in denen der Wind über die frei dastehenden Häuser hinweggefegt war und den Regen in wirbelnden, heftigen Güssen vor sich hergetrieben

hatte. Ich stellte mir vor, wie Duncan im nassen Gras lag, starr vor Kälte. Ich wußte natürlich sehr wohl, daß seine nächtliche Wache mir und nicht Murdo Beaton gegolten hatte, und war um eine Antwort verlegen.

»Auf diese Weise habe ich euch beide heute abend aus dem Haus gehen sehen«, fuhr er fort. »Ich bin euch gefolgt, aber als ihr von den Felsen zurückgekommen seid, da hab ich nur noch gewartet, bis ihr die Landstraße überquert hattet, denn ich dachte, jetzt sind sie auf dem Heimweg nach Achmore, jetzt ist Alasdair in Sicherheit. Ich bin dann direkt hier runter gegangen.«

»Aber woher haben Sie gewußt, daß ich über den Steg kommen würde?« fragte ich.

»Ich hab nicht einen Augenblick gedacht, daß du auf der Brücke sein könntest«, sagte er grimmig. »Meine Güte, Alasdair. wenn ich geahnt hätte, daß du über die Brücke wolltest, dann hätte ich auf der anderen Seite gestanden und auf dich gewartet. Nein, nein, wenn nicht bei Alec Nicolsons Lastwagen eine Dichtung kaputt gewesen wäre, dann, mein Junge, wärst du jetzt da unten im Fluß.«

Ich dachte, er mache Spaß, aber er fuhr fort und erklärte:
»Ich habe für Alec Nicolson ein paar Lachse. Er wollte sie

gestern abend abholen, aber dann ging sein Lastwagen kaputt. Willie hat mir gesagt, Alec käme heute spätabends vorbei, und als ich dich dann auf dem Heimweg nach Achmore sah, bin ich hier runter gegangen, um die Fische zu holen. Ich habe deinen Schrei gehört, als du gefallen bist, und bin dann zur Brücke gerannt. Ich kann dir sagen, eine Minute später, und es wäre aus mit dir gewesen.«

Der Gedanke an das Grauen, das mich auf der Brücke gepackt hatte, ließ mich aufs neue erschaudern, und ich sagte schnell: »Der Lastwagen hat mir also sozusagen einen Dienst erwiesen.«

»Das ist die richtige Haltung«, sagte Duncan Mor anerkennend. Er erhob sich und sagte aufmunternd: »Denk nicht mehr dran, Alasdair. Das war zwar ein harter Schlag für dich, aber so ist halt das Leben. Dein Vater hat manchen Schlag einstecken müssen, aber ich hab ihn nie verzagt erlebt. Er hat bloß immer gesagt: ›Macht nichts, Duncan, wir sind bisher noch jedesmal ungeschoren durch den Winter gekommene«

Ich erhob mich ebenfalls und stand steif und wund neben ihm. Er faßte mich unterm Arm und ging mit mir am Flussufer entlang. Die gewaltigen Wände der Schlucht

ragten auf beiden Seiten in die Höhe, und ich hatte das Gefühl, ich könnte erst wieder frei aufatmen, wenn ich dem dunklen Gefängnis der Schlucht entkommen war.

Wir gingen zunächst über weiches Gras. Bald hörte das Gras jedoch auf, und wir mußten über Steine und Felsbrocken klettern. Als ich wieder in die Höhe schaute, standen wir fast direkt unter dem Wasserfall. Ich sah die silberne Gischt des Flusses, der über die schwarzen Felsen schoß und in das Becken direkt vor uns herunterstürzte. Das Getöse war gewaltig; ein unaufhörliches Hämmern gegen das Trommelfell, während Tausende von Litern Wasser in die Tiefe donnerten.

Duncan Mor beugte sich über eine Öffnung im Boden und zog einen großen Sack heraus. Auf dem Felsblock neben mir lag ein sauber zusammengerolltes Netz; er schob es in die Öffnung und rief mir etwas zu.

Das Tosen des Wasserfalls war so ohrenbetäubend, daß er mir ganz laut ins Ohr schreien mußte, ehe ich verstand, was er wollte: »Steh auf, Alasdair!«

Ich saß auf einem großen, flachen Felsbrocken, und ich hielt es für unmöglich, daß ein Mann alleine einen solchen Koloß von der Stelle bewegen könnte. Aber Duncan Mor

packte ihn und drehte ihn mit einer Leichtigkeit, als sei es ein Küchenstuhl, bis er über seinem Versteck lag.

Er bückte sich und warf den Sack über die Schulter. Ich war froh, daß ich laut schreien mußte, um mich verständlich zu machen. So konnte er das Zittern in meiner Stimme nicht hören.

»Müssen wir über die Brücke zurück?« schrie ich.

»Nein, es gibt einen Pfad auf dieser Seite, der direkt auf die Straße führt«, brüllte er zurück, »aber für deine Beine ist der heute abend nichts mehr!«

Bevor ich protestieren konnte, bückte er sich und hob mich auf seine linke Schulter, als sei ich ein Sack Distelwolle. Mit dem Sack voller Fische über der einen und meinem Körper über der anderen Schulter begann er den mühsamen Aufstieg aus der Schlucht.

Wir kamen auf die Landstraße in der Nähe der Brücke, die über den Fluß führte, und ich rutschte auf die Erde. Duncan Mor versteckte den Sack in dem dichten Farngestrüpp neben der Straße und holte seine Pfeife aus der Tasche.

Ich hörte das Geräusch eines Autos als erster, und als ich ihn darauf aufmerksam machte, zog er mich herunter in

das Farngestrüpp.

»Vielleicht ist es ja gar nicht Alec«, sagte er leise, »und dann würde es dumm aussehen, wenn wir um diese Zeit hier gesehen würden.«

Ich sah die schwachen Lichter eines Autos, das an der Einfahrt von Achmore Lodge vorbei den Berg herab auf die Brücke zufuhr.

»Es ist schon Alec«, sagte Duncan Mor. »Erfährt nur mit den Seitenlichtern.«

Er erhob sich. Der Lastwagen fuhr an den Straßenrand und hielt. Sie verschwendeten keine Zeit. Der Fahrer sprang vom Führerhaus und rannte auf Duncan Mor zu. Ich hörte ein kurzes Geflüster auf gälisch; dann öffnete der Fahrer die rechte Tür des Führerhauses und schob den Sitz nach vorne. Unter dem Sitz war eine Klappe, die ein geräumiges Fach verdeckte. Er öffnete sie, und Duncan Mor hob den Sack mit den Lachsen in die verborgene Kammer; der Fahrer schloß die Klappe und schob den Sitz wieder zurück.

Ich verfolgte die roten Schlußlichter des Lastwagens, die sich langsam in der Ferne verloren, und merkte erst jetzt, wie müde ich war. Duncan Mor legte mir die Hand auf die

Schulter, und wir setzten uns auf der Straße in Bewegung. Auf der anderen Seite der Brücke verließen wir die Straße und schlügen einen Weg ein, der am Fluß entlang zu seinem Haus führte.

Wir waren fast bei dem Haus angekommen, als ich schließlich fragte: »Und wie geht es jetzt weiter?«

»Wir müssen noch ein paar Tage abwarten«, sagte Duncan Mor langsam. »Wir sind da in eine ganz, ganz üble Geschichte hineingeraten, und wir müssen wirklich sicher sein, daß wir das Richtige unternehmen.«

»Sie wissen viel mehr darüber, als Sie mir erzählt haben«, sagte ich leicht gekränkt.

»Schon möglich, Alasdair«, war alles, was er sagte.

»Warum gehen Sie dann nicht zur Polizei?« fragte ich.

»Es hat keinen Zweck, wenn ich zur Polizei gehe«, sagte er mit Entschiedenheit. »Ich weiß vielleicht mehr als du, Alasdair, aber das meiste beruht nur auf Vermutungen. Und eine so unwahrscheinliche Geschichte, und dann noch von mir, die würden sie nie ernst nehmen.«

Wir gingen schweigend weiter und betraten das Haus. Die Glut der Torfscheite im Kamin erleuchtete den Raum mit mattem, wohligem Schein. Glen empfing uns knurrend

an der Tür, aber den Mann im Stuhl bemerkte ich erst, als er aufstand.

Die Knöpfe seiner Jacke funkelten im Schein des Feuers.
Duncan Mors nächtlicher Besucher war ein Polizist.



enn Duncan Mor überrascht war, dann zeigte er es nicht. Er ging hinüber zum Kamin und drückte ein paar Torfscheite in die rote Glut des sterbenden Feuers; dann zündete er die Lampe an. Als die

Lampe sich etwas erwärmt hatte, drehte er den Docht höher, und ich kniff die Augen zusammen vor der plötzlichen Helle.

Der Polizist blieb stehen. Er räusperte sich und sagte:
»Sind Sie Duncan MacDonald?«

»Ja, der bin ich«, sagte Duncan Mor.

Er saß auf der Ecke des Küchentisches und stopfte sich in aller Ruhe seine Pfeife, doch ich bemerkte, daß seine Augen wachsam waren.

Ich stand mit dem Rücken an der Tür und spürte, wie mich der Polizist neugierig musterte. Ich sah an mir hinunter und entdeckte eine ziemlich üble Schnittwunde am rechten Knie. Das Blut war geronnen, und die Haut um die Wunde herum war aufgeschwollen und hatte sich verfärbt. Ich mußte mit dem Knie gegen den Eisenträger, der die Brücke trug, geschlagen sein, aber im Fallen hatte

ich vor lauter Entsetzen nichts gespürt.

»Was ist mit dem Jungen passiert?« fragte der Polizist.
»Er hatte einen Unfall«, antwortete Duncan Mor kurz.
Ohne ein weiteres Wort ging er zum Spülstein in der Ecke
und kam mit einer Schüssel Wasser und einer Mullbinde
zurück. Er säuberte und wusch mein Bein und legte mir
einen Verband an, dann setzte er mich in den alten
Lehnstuhl am Feuer. Ich saß nur halb in dem Stuhl, und
während ich mit den Fingernägeln über den abgewetzten
Bezug der Armlehnen fuhr, beobachtete ich den
Polizisten. Duncan Mor nahm seinen Platz auf dem Tisch
wieder ein. Seine Pfeife war inzwischen ausgegangen, und
so zündete er sie wieder an. Er schien recht unbesorgt.

Der Polizist studierte ein dickes schwarzes Notizbuch. Er
schlug es demonstrativ zu. ließ das Gummiband
geräuschkvoll darüber schnappen und steckte es wieder in
die Tasche seiner Uniformjacke. Warum sagte er bloß
nichts? Das Schweigen war entnervend. Ich hatte damals
keine Ahnung, daß genau dies seine Absicht war.

Schließlich sagte er: »Können Sie mir sagen, wo Sie am
letzten Dienstagabend zwischen neun und zehn Uhr
waren?«

»Weshalb sollte ich?« sagte Duncan Mor ruhig.

Der Polizist kniff die Lippen zusammen. »Ich sollte Sie vielleicht davon in Kenntnis setzen«, sagte er kalt, »daß gegen Sie ein schwerwiegender Verdacht vorliegt. Sie tun sich also keinen Gefallen, wenn Sie sich weigern, meine Fragen zu beantworten.«

»Was wirft man mir vor?« sagte Duncan Mor.

Der Polizist räusperte sich. »Diebstahl«, sagte er. »Eine beträchtliche Geldsumme wurde am letzten Dienstagabend in Achmore Lodge gestohlen, und ich habe Grund zu der Vermutung, daß Sie mit der Sache etwas zu tun haben.«

Ich wollte aufspringen. Diebstahl! Der bloße Gedanke war lächerlich. Als würde Duncan Mor in Achmore Lodge oder überhaupt irgendwo etwas stehlen! Die Worte des Polizisten standen jedoch mit furchtbarer Unabänderlichkeit im Raum, und mich überkam ein Gefühl von Hilflosigkeit.

»So, so«, sagte Duncan Mor langsam. »Diebstahl, hm? Ich fürchte, da haben Sie ein Stück harter Arbeit vor sich, um das zu beweisen.«

»Wo waren Sie am Dienstagabend um neun Uhr?« fragte der Polizist.

»Ich war gerade mit dem Melken fertig und saß in der Küche über der Zeitung, und zwar las ich einen Artikel im *People's Journal* über unsere Polizei«, antwortete Duncan Mor. »Wie es aussieht, kostet uns die Polizei ein Heidengeld, was ja auch kein Wunder ist, wenn sie sich auf so schwachsinnige Unternehmungen einläßt und dafür meilenweit von Portree hierherfährt. Sagen Sie mir bloß, wer mich angezeigt hat, dann kann ich Ihnen die ganze Arbeit abnehmen. Ich würde ihn in der Mitte durchbrechen und Ihnen die Stücke überreichen.«

»Sie waren also am Dienstagabend um neun Uhr zu Hause?« fragte der Polizist noch einmal. »Ja oder nein?«

»Ja.«

»Hatten Sie Besuch von der Lodge?«

»Ja, dieser arme Teufel von einem Wildhüter war hier«, sagte Duncan Mor. »Der arme Kerl ist so fett, daß er kaum durch die Tür paßt. Aber glauben Sie bloß nicht, daß er hier war, um mir einzuhiezen. O nein. Die ganze Zeit hieß es bloß ›Duncan hier‹ und ›Duncan da‹ und: ›Duncan, würdest du so gut sein und mit mir zur Lodge kommen?‹ Ich kann Ihnen sagen, ich hab gar manchen Wildhüter in meinem Leben kennengelernt, aber keiner war wie dieser

Bursche.«

»Sie hatten also Besuch von Mr. Judge, dem Wildhüter?«

»Ja.«

»Und um welche Zeit war das?«

»Ungefähr neun Uhr.«

»Warum sollten Sie zur Lodge kommen?«

Duncan Mor kratzte sich am Kopf. »Nun, er drückste eine ganze Weile herum und sagte dann schließlich, der Major wolle sich mit mir unterhalten. «

»Sagte er Ihnen, worüber sich der Major mit Ihnen unterhalten wollte?«

»Ja, er sagte, der Major mache sich Sorgen wegen seiner Lachse.«

»Aber Sie wußten natürlich nichts darüber«, sagte der Polizist sarkastisch.

»Ich werd nicht bezahlt, um auf die Fische des Majors aufzupassen«, erwiderte Duncan Mor kühl. »Dafür hat er den Wildhüter, das hab ich ihm auch gesagt.«

»Und was hat er geantwortet? «

»Oh, er sagte, er wolle nicht behaupten, daß ich wildere, aber er meinte, es sei vielleicht besser, wenn ich mich mit dem Major einmal ein bißchen unterhielte, weil der arme

Mann sich schreckliche Sorgen wegen der Wilderei mache.«

»Sie sind also mit Mr. Judge zur Lodge gegangen?«

»Ja.«

»Um welche Zeit sind Sie dort eingetroffen?«

»Gegen halb zehn, vielleicht auch ein kleines bißchen später.«

»Hat man Sie gleich zu Major Cassell geführt?«

»Nein«, sagte Duncan Mor nachdenklich. »Der Wildhüter hat mich ins Arbeitszimmer des Majors geführt. Er bat mich zu warten, während er hinausging und dem Major Bescheid sagte.«

»Sie waren ganz allein in dem Arbeitszimmer?«

»Ja.«

»Niemand kam herein, während Sie da waren, außer Major Cassell?«

»Nein, aber Murdo Ruadh kam gerade heraus, als ich hineinging«, sagte Duncan Mor, und seine Zähne schlössen sich so fest um seine Pfeife, daß ich glaubte, er habe den Stiel durchgebissen.

Ich war dem schnellen Abtausch von Frage und Antwort mit Besorgnis gefolgt und ahnte mehr, als daß ich es

wußte, daß der Polizist versuchte, Duncan Mor in eine Falle zu locken, aus der er sich nicht mehr würde herauswinden können. Aber alle meine Befürchtungen verflogen, als der Name Murdo Beaton fiel. Nun würde sich alles gleich aufklären. Denn wenn Murdo Beaton am Dienstagabend in der Lodge war, dann bestand kein Zweifel daran, daß *er* das Geld gestohlen hatte. Hatte ich nicht selbst gesehen, wie er Geldscheine zählte, als ich durchs Küchenfenster hineinschaute? Kein Wunder, daß er so wütend geworden war und versucht hatte, mich umzubringen.

»Murdo wie?« fragte der Polizist.

»Murdo Beaton«, antwortete Duncan Mor. »Er hat einen Pachthof in Achmore, im Nachbarbezirk.«

»Und Sie haben diesen Beaton tatsächlich aus Major Cassells Arbeitszimmer herauskommen sehen?«

»Nein, nicht aus dem Arbeitszimmer. Aber er kam aus der Richtung. «

»Haben Sie gesehen, wie er die Tür zum Arbeitszimmer zumachte?«

»Nein, aber er stand knapp einen Meter von der Tür entfernt.«

»Wo ist das Arbeitszimmer?«

Duncan Mors scharfe graue Augen musterten den Polizisten vorsichtig. »Ich wette, Sie wissen selber ganz genau, wo es liegt«, sagte er.

Ich beobachtete den Polizisten aufmerksam, aber er zeigte keine Überraschung.

»Die Tür zum Arbeitszimmer ist in der Mitte des Flurs«, sagte er, »und am Ende des Flurs ist die Tür zur Bibliothek. Stimmt's?«

»Ja.«

»Der Mann, den Sie sahen, dieser Beaton, hätte also auch aus der Bibliothek kommen können?«

»Ja. Trotzdem würde ich sagen, daß er aus dem Arbeitszimmer kam.«

»Aber das ist lediglich Ihre Meinung.«

»Nun ja. Das ist meine Meinung, und ich zweifle keine Sekunde daran, daß der Kerl Stein und Bein schwören würde, daß er das Arbeitszimmer nicht einmal von außen gesehen hat.«

Der Polizist zog wieder sein Notizbuch zu Rate. »Als Mr. Judge Sie in das Arbeitszimmer geführt hatte, wie lange waren Sie da allein, bis Major Cassell kam?«

Duncan Mor überlegte einen Augenblick. »Ich denke, ein paar Minuten«, sagte er schließlich.

»War es nicht eher eine Viertelstunde?«

»Schon möglich. Ich schau für gewöhnlich nicht auf die Uhr, wenn ich auf jemanden warte.«

»Ist Ihnen in dem Zimmer ein Rollschreibtisch aufgefallen?«

»Ja.«

»War er offen oder zu?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Sie wollen behaupten, daß Sie fünfzehn Minuten in dem Arbeitszimmer waren und sich nicht erinnern können, ob der Schreibtisch offen oder zu war?«

»Ja.«

»Was haben Sie denn die ganze Zeit allein in dem Arbeitszimmer gemacht?«

»Ich hab gewartet.«

»Und sich umgesehen?«

»Vermutlich.«

»Aber Sie haben nicht bemerkt, ob der Schreibtisch offen oder zu war?«

»Nein.«

Der Polizist betrachtete eine Zeitlang seine Fingernägel und sagte dann plötzlich: »Wie viele Fangstationen hat Major Cassell auf Skye?«

Ich begriff nicht, was er mit der Frage bezweckte, doch das wurde mir nur allzu schnell klar.

»Er hat fünf in Skye und eine in Raasay«, sagte Duncan Mor.

»Wie viele Leute beschäftigt er Ihrer Meinung nach darauf?«

»Etwa dreißig.«

»So daß er mit seinen Hausangestellten zusammen jede Woche etwa vierzig Leute zu bezahlen hat?«

»Vermutlich.«

»Wissen Sie, wann sie ihren Lohn bekommen?«

»Wer? Die Lachsfischer?«

»Ja.«

»Mittwoch ist ihr Zahltag.«

»Sie wußten also, daß am Dienstagabend eine beträchtliche Geldsumme im Haus sein mußte?«

Ein zorniges Blitzen trat in Duncan Mors Augen, und er trat einen Schritt auf den Polizisten zu. Einen Augenblick lang dachte ich, er würde den Polizisten am Kragen

packen, und ich fuhr hoch aus meinem Stuhl, aber er faßte sich wieder und blieb gegen den Tisch gelehnt stehen.

»Sie wußten, daß am Dienstagabend eine beträchtliche Geldsumme im Haus sein mußte?« beharrte der Polizist.

»Jetzt aber langsam«, bellte Duncan Mor, und ich fragte mich, ob der Polizist begriff, wie nahe er der Gefahr war, hochkantig zur Tür hinausgeworfen zu werden. »Ob einer weiß, wann die Männer ihr Geld bekommen, ist ja wohl etwas anderes, als wenn er sich überlegt, woher sie es bekommen. Die Frage hat mich bisher noch nicht eine Sekunde lang interessiert, und das ist bei Gott die reine Wahrheit.«

»Was würden Sie nun sagen, wenn ich Ihnen erzählte, daß in der Schublade des Schreibtischs vierzig Fünfpfundscheine sowie ein paar kleinere Scheine und zwei Beutel mit Kleingeld lagen?«

»Was erwarten Sie denn?« erwiderte Duncan Mor wütend. »Daß ich das ganze Geld eingesteckt hab und aus dem Haus marschiert bin? Blödsinn, Mann, meinewegen hätten in dem Schreibtisch tausend Pfund liegen können.«

»Wo standen Sie, als Major Cassell in sein Arbeitszimmer zurückkam?«

»Ich glaube, ich stand mit dem Rücken zum Schreibtisch. Ja, ich schaute hinüber zur Tür, als ich hörte, wie jemand die Klinke herunterdrückte.«

»Hatten Sie eine Hand auf dem Schreibtisch?«

»Das könnte schon sein.«

»Aber Sie haben nicht bemerkt, ob der Schreibtisch offen oder zu war?«

Die Worte kamen blitzschnell wie ein Degenstoß, aber Duncan Mor ließ sich nicht beirren.

»Nein«, sagte er ruhig.

»Was hat Ihnen Major Cassell denn gesagt?«

»Er meinte, er habe Beweise, daß ich ihm seine Lachse aus dem Becken fische und daß ich keine Gnade zu erwarten hätte, wenn ich erwischt würde.«

»Und was haben Sie dazu gesagt?«

Duncan Mor lachte. »Ich habe ihm gesagt, wenn sein Wildhüter versuchen würde, zur Abwechslung mal seine Beine zu benutzen statt seiner Zunge, dann müßte er sich vielleicht nicht solche Sorgen um seine Lachse machen.«

»Sie waren zu Major Cassell unverschämt.«

»Nein, gar nicht, ich hab ihm nur gesagt, was ich dachte.«

»Sie sind im Streit auseinandergegangen?«

»Nun, ich würde nicht sagen, daß der Major hocherfreut war, aber mich hat die Sache letzten Endes kaltgelassen.«

»Um welche Zeit sind Sie von der Lodge weggegangen?«

»Ich vermute so gegen zehn.«

»Und um zehn Uhr«, sagte der Polizist betont, »entdeckte Major Cassell, daß zweihundert Pfund in Fünfpfundscheinen aus seinem Schreibtisch im Arbeitszimmer fehlten. Bleiben Sie weiterhin bei der Behauptung, daß Sie die Lodge ohne das Geld verlassen haben?«

»Aber gewiß«, erklärte Duncan Mor. »Ich kam aus der Lodge genauso heraus, wie ich hineinging, und Sie werden mich nie dazu bringen, etwas anderes zu sagen.«

»Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Nummern der Scheine bekannt sind. Sie brauchen sich also überhaupt keine Hoffnungen zu machen, daß Ihre Rechnung aufgehen könnte.«

»Es gibt gar keine Rechnung, die aufgehen könnte«, erklärte Duncan Mor kategorisch. »Sie verschwenden hier Ihre Zeit, lassen Sie sich das gesagt sein.«

»Ich habe Grund zu der Vermutung, daß Sie das Geld hier im Haus versteckt haben«, sagte der Polizist.

»Na schön«, sagte Duncan Mor ruhig. »Ich nehme an, Sie denken, ich schlendere in aller Seelenruhe wie der letzte Schwachkopf zu meinem Haus zurück und tue dann das Geld in die Teedose, damit es auch ja für jemanden wie Sie leicht zu finden ist. Sehen Sie doch nach«, fuhr er höhnisch fort, »ich bewahre meine vielen Fünfpfundscheine immer da drin auf.«

Er zeigte auf die große Blechdose, die in der Mitte des Sims über dem Kamin stand. Ein Bild von König Georg V. zierte die Vorderseite, und der Deckel schloß nicht richtig.

»Wenn Sie glauben, daß Sie mich mit diesem Uraltrick reinlegen können, dann sind Sie gewaltig auf dem Holzweg«, sagte der Polizist kurz angebunden. Er hob die Teedose von dem Sims und nahm sie mit hinüber zum Tisch.

»Haben Sie irgendwelche Einwände dagegen, daß ich die Dose öffne?« fragte er.

»Absolut nicht«, sagte Duncan Mor. »Aber Sie werden nichts darin finden, außer ein paar Rechnungen und ein

Antragsformular für den Zuschuß für das Kalb.«

Die Rechnungen und das Formular waren tatsächlich in der Dose, aber darunter lagen zwei Bündel ganz neuer Geldscheine. Der Polizist breitete sie auf dem Tisch aus und verglich ihre Nummern sorgfältig mit einer maschinegeschriebenen Liste, die er aus der Tasche holte.

Ich war fassungslos. Ich saß da und starre auf das Geld. Selbst Duncan Mor war etwas aus der Fassung gebracht. Die Falten auf seiner Stirn verrieten Besorgnis, und ich sah, wie er sich auf die Unterlippe biß.

Der Polizist steckte die Geldscheine sorgfältig in die Brusttasche seiner Uniform und stand auf. Es gelang ihm nicht, den Triumph in seiner Stimme zu unterdrücken. »Die Nummern stimmen überein«, sagte er. »Es sind die Geldscheine, die in der Lodge gestohlen worden sind. Bestreiten Sie noch immer, daß Sie mit der Sache etwas zu tun haben?«

»Ja«, sagte Duncan Mor, ohne zu zögern.

»Wie erklären Sie sich dann die Tatsache, daß das Geld in diesem Haus versteckt war?«

»Das kann ich nicht erklären«, sagte Duncan Mor langsam, »aber ich habe da so eine Ahnung, und wenn ich

den Burschen, der das gemacht hat, erwische, dann wird er uns alles ganz genau erzählen.«

»Holen Sie Ihren Mantel«, sagte der Polizist barsch.
»Wir gehen zusammen nach Portree, und da bleiben Sie bis zur Gerichtsverhandlung in Untersuchungshaft.«

Duncan Mor sah an seiner blauen Drillichjacke hinunter. Die Beine waren von den Knien abwärts schwarz vom Regen.

»So kann ich nicht nach Portree gehen«, sagte er, »selbst wenn es bloß ins Gefängnis geht. Ich muß mir vorher noch einen ordentlichen Anzug mit Kragen und Krawatte anziehen.«

Er durchschritt den Raum und öffnete die Tür zu seinem Schlafzimmer. Es tat mir weh zu sehen, wie niedergeschlagen er die Schultern hängen ließ.

»Fünf Minuten«, sagte der Polizist, »nicht länger.«

»Gut«, sagte Duncan Mor und schloß die Tür folgsam hinter sich.

Ich war von dem plötzlichen Schlag und Duncan Mors ergebener Bereitschaft, alles zu akzeptieren, wie benommen. Ich hatte erwartet, er würde wüten und toben; es hätte mich überhaupt nicht überrascht, wenn er auf den

Polizisten losgegangen und ihn niedergeschlagen hätte, aber ich hätte nie geglaubt, daß er sich ohne jeden Widerstand ergeben würde. Ich sah den Polizisten an und überlegte, ob ich ihm meine Geschichte erzählen sollte. Aber was hätte das genützt? Ich besaß keinerlei Beweise, und er würde lediglich glauben, daß ich log, um Duncan Mor zu helfen.

Der Polizist zündete sich eine Zigarette an und ging im Zimmer auf und ab. Er war ein junger Mann mit einem roten Gesicht und kalten blauen Augen; die offenkundige Wichtigtuerei, die er in seinem Gang hatte, war mir entschieden unsympathisch.

Er bemerkte, daß ich ihn beobachtete, und fragte: »Bist du sein Sohn?«

»Nein, ich bin hier in Ferien«, sagte ich.

»Wo kommst du her?«

»Aus London.«

»Wo hast du dir die Wunde am Knie geholt?« fragte er.

»Unten auf der Straße«, sagte ich ausweichend.

»Wohl eher unten in der Schlucht«, meinte er darauf.

»Wenn deine Eltern vernünftig gewesen wären, dann hätten sie dich besser zu Hause in London behalten. Hier

oben hat kein Mensch Achtung vor dem Gesetz. Die Leute glauben, sie können tun, was sie wollen, und wie ich sehe, bist du auf dem besten Wege, genauso zu werden.«

Ich schaute auf den Boden und sah das bunte Etikett einer Tabakpackung. Es lag vor der Schlafzimmertür und begann nun leicht zu flattern. Auch der Polizist sah es, fuhr aber fort, im Zimmer hin und her zu gehen. Es erfüllt mich noch heute mit Genugtuung, daß ich vor ihm begriffen hatte, was geschehen war. Er ging noch zweimal im Zimmer hin und her, ehe ihm klar wurde, was das Stück Papier, das sich auf dem Boden bewegte, bedeutete.

Mit wenigen Schritten war er beim Schlafzimmer und riß die Tür auf. Ich schoß hinter ihm her. Das Fenster des Schlafzimmers stand weit offen, und die Vorhänge bauschten sich im Wind.

Das Zimmer war leer. Duncan Mor war verschwunden.



er Polizist blieb wie angewurzelt stehen und rührte sich eine volle Minute lang nicht von der Stelle. Sein rotes Gesicht hatte sich noch mehr gerötet. Als er sich umdrehte, wich ich einen Schritt zurück. Er sah mich voller Wut an.

»Wenn ich den erwische, bekommt er ein Paar Handschellen verpaßt«, sagte er gallig. Ich sagte nichts darauf, und er stürzte aus dem Haus und ließ die Tür sperrangelweit hinter sich offen. Ich schloß die Tür und ging in das Schlafzimmer. Ich beugte mich aus dem Fenster und sah den Polizisten mit seiner Taschenlampe, wie er Hof und Stall absuchte. Der Regen hatte aufgehört, im Osten war der Himmel von Blitzen erleuchtet.

Dann hörte ich, wie die Tür eines Autos zugeschlagen wurde und der Anlasser surrete. Der Motor sprang an, und die beiden Scheinwerfer durchbohrten die Dunkelheit.

Ich machte das Schlafzimmerfenster zu und ging hinaus in den Stall, um Glen zu suchen. Die Stalltür war offen, und obgleich ich rief und pfiff, kam der Hund nicht. Er mußte seinem Herrn gefolgt sein.

Ich ging wieder zurück in die Küche, setzte mich in den Sessel und sah mich in dem Raum um. Es war ein merkwürdiges Gefühl, allein und ohne Duncan Mor vor dem Feuer zu sitzen, aber all die Dinge, die er am meisten schätzte, lagen um mich herum verstreut. Es war ein unordentliches Zimmer, und Tante Evelyn hätte wohl gesagt, daß es vollgestopft war mit Gerumpel, aber ich liebte es, weil es das Zimmer eines solchen Mannes war. Mir fiel ein, daß mir Duncan Mor einmal gesagt hatte, daß er das Feuer nie ausgehen lasse. Ich ging also hinaus zum Torfstoß und nahm zwei feuchte Torfstücke von oben. Ich legte sie flach auf die rotglühenden Torfscheite im Kamin und zog den alten Lehnstuhl noch etwas näher ans Feuer heran. Ich löschte die Lampe, rollte mich in dem Stuhl zusammen und schloß die Augen.

Etwas bohrte sich mir in den Rücken. Ich faßte hinter mich und zog einen spitzen kleinen Holzpflock hervor. An dem Holzpflock war ein Stück Draht befestigt; ich befühlte ihn und stellte fest, daß er zu einer Schlinge gebogen war. Es war eine Kaninchenschlinge. Ich steckte sie in die Hosentasche und machte die Augen wieder zu.

Es ist merkwürdig, daß man körperlich todmüde sein und

doch nicht eine Sekunde schlafen kann, weil das Bewußtsein so wach und überaktiv ist. Alle Ereignisse des Tages zogen an mir vorüber in einer Serie von lebhaften Bildern. Die Entscheidung konnte nicht mehr fern sein. Früher oder später würden wir offen gegen Murdo Beaton vorgehen müssen, und zwar je eher, desto besser, wenn wir erreichen wollten, daß Duncan Mor von dem Verdacht, der auf ihm lag, freigesprochen wurde.

Ich staunte über Murdo Beatons Gerissenheit. Erst hatte er versucht, mich umzubringen, und dann hetzte er Duncan Mor die Polizei auf den Hals, um auch ihn auszuschalten. Duncan Mor vermutete mit Recht, daß die Polizei ihm nicht glauben würde, und mit Sicherheit würden sie ihm seine Geschichte nicht abnehmen, solange sie überzeugt waren, daß er den Diebstahl in der Lodge begangen hatte. Ich würde meine Geschichte jetzt wohl Major Cassell erzählen müssen. Egal, wie gut oder schlecht er auf Wilddiebe zu sprechen war, er mußte einfach einsehen, daß Duncan Mor unschuldig war, wenn er meine Geschichte erfuhr. Als erstes würde ich am nächsten Morgen zur Lodge gehen. Wenn Major Cassell meine Geschichte erst einmal kannte, würde es nicht lange

dauern, bis das Geheimnis um den Berg des Roten Fuchses aufgeklärt war und Murdo Beaton sicher hinter Schloß und Riegel saß.

Mit diesen beruhigenden Gedanken sank ich in Schlaf.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war ich ganz steif und fror und hatte einen Krampf im rechten Arm und im Bein. Das Feuer war ausgegangen, und dies beunruhigte mich weit mehr als meine eigene Unbehaglichkeit. Das Feuer eines Crofters geht nie aus: das hatte Duncan Mor mir gesagt; die Vorstellung hatte etwas Erhabenes, etwas Herzerwärmendes und Anrührendes. Die toten Torfscheite in dem Kamin sahen mich an wie ein böses Omen. Ich versuchte, darüber zu lachen. Mairi würde sagen, ich sei abergläubisch wie die Cailleach.

In der Ecke beim Spülstein stand ein Eimer Wasser. Ich goß ein wenig in die Schüssel und wusch mir in aller Eile das Gesicht. Das Feuer würde warten müssen, bis ich wieder von der Lodge zurück war. Mit einem letzten Blick auf die erloschene Feuerstelle ging ich aus dem Haus.

Achmore Lodge war, wenn man das Haus aus der Nähe sah, viel größer, als ich es mir vorgestellt hatte. Es war aus

grauem Stein gebaut, dessen kahle Eintönigkeit durch die Kletterpflanzen aufgehellt wurde, die am Gemäuer emporwuchsen. Drei breite Steinstufen führten zu einer geräumigen überdachten Vorhalle; ich stieg die Stufen hinauf und blieb vor der Tür stehen. Neben der Tür war ein altmodischer Klingelzug aus Messing. Ich zögerte einen kurzen Augenblick. Dann streckte ich die Hand aus und zog daran. Ich hörte das Tingelingeling der Glocke durch das Haus hallen und fühlte mich plötzlich unsicher und beklossen.

Die Tür wurde von einem massigen Burschen geöffnet, der wie Humpty-Dumpty aussah. Sein Schädel war völlig kahl und glänzte wie ein blankpoliertes Ei. Er sah mich neugierig an, und ich versuchte, meine Augen von seinem kahlen Schädel loszureißen.

Ich schluckte und sagte: »Kann ich bitte Major Cassell sprechen?«

»Der Major hat noch nicht gefrühstückt«, sagte der Mann an der Tür, »aber wenn du ihm etwas bestellen möchtest, will ich es ihm gerne ausrichten.«

»Ich ... ich muß selber mit ihm sprechen«, sagte ich stotternd. »Es ist wahnsinnig wichtig.« Der Mann schien

davon so wenig beeindruckt, daß ich verzweifelt hinzusetzte: »Es geht um Leben und Tod.«

»Wie heißt du denn?« fragte er widerwillig.

»Alasdair Cameron«, sagte ich. »Ich glaube kaum, daß Major Cassell weiß, wer ich bin, aber Sie können ihm sagen, daß ich zur Zeit bei Murdo Beaton in Achmore wohne. Er kennt Murdo Beaton.«

»Komm rein«, sagte der Mann.

Ich folgte ihm in eine geräumige Diele, die nach frisch gebohnertem Holz roch. Er forderte mich auf zu warten und kam fast umgehend wieder zurück, wobei er sich geräuschlos auf dem mit dicken Teppichen ausgelegten Boden bewegte.

»Der Major will dich gleich sehen«, sagte er.

Ich folgte ihm durch die Diele und über einen Flur, der linker Hand davon abbog. Er öffnete eine Tür auf der rechten Seite und machte mir Platz, damit ich eintreten konnte.

»Der junge Alasdair Cameron, Major«, kündigte er mich an.

Ich war noch nie mit soviel furchterregender Förmlichkeit irgendwo angemeldet worden und schritt

daher langsam über den dicken Teppich. Dabei mußte ich die ganze Zeit an meine dreckbespritzten Gummistiefel und mein verwahrlostes Äußeres denken.

Ein Mann erhob sich aus einem Stuhl beim Feuer und kam mir entgegen. Er war klein und untersetzt; sein schlohweißes Haar und ein sorgfältig gepflegter weißer Schnurrbart verliehen seinem Kopf etwas Vornehmes. Sein Gesicht glänzte hellrosa, er sah aus wie mit Teerseife geschrubbt.

»Guten Tag, Alasdair«, sagte er mit einem Lächeln. »Schon viel von dir gehört. Will was heißen. Beaton ist sonst nicht sehr gesprächig.«

Er sprach in kurzen, abgehackten Sätzen, wobei er die einzelnen Wörter wie Gewehrschüsse abfeuerte.

Ich ergriff seine ausgestreckte Hand. Sein Händedruck war wie seine Sprechweise: knapp und kräftig. Er führte mich zu einem Stuhl und setzte sich ebenfalls wieder.

Jetzt, wo der Augenblick gekommen war, wußte ich nicht, wie ich meine Geschichte beginnen sollte. Major Cassell betrachtete seine gepflegten Fingernägel, und ich bemerkte mit Befriedigung die dünne goldene Uhrkette, die über seiner braunen Weste aus Tweed hing.

»Murdo Beaton plant irgendwie ein krummes Ding«, platzte ich schließlich heraus. »Ich hab das ganze Geld bei ihm gesehen, und dann hat er mit der Botschaft von dem Mann mit der Narbe, der vom Zug gesprungen ist, irgend etwas zu tun.«

»Du meine Güte!« rief der Major. »Was sind denn das für Geschichten? Wohl nichts Erfreuliches, hm? Aber nicht auf einen leeren Magen!« Er lächelte breit. »Weigere mich, dich anzuhören, mein Junge. Erst wird gefrühstückt. Sonst gibt's Magenbeschwerden. Ich wette, du hast auch noch nichts gegessen. Bist wohl sofort zu mir gerannt, hm?«

»Ja, ich bin direkt zu Ihnen gekommen«, gestand ich, »und... und hab einen Bärenhunger.«

»Na prima«, sagte er lächelnd. »Erst gibt's was zu essen, das andere kann warten.«

Er klingelte und sagte seinem Diener, daß ich mit ihm frühstücken würde.

Es gab Haferbrei mit Milch, Schinken, Ei und Würstchen; ich aß, ich weiß nicht mehr, wie viele Scheiben Toast mit dicker Butter drauf, und trank drei Tassen Tee dazu. Der Major plauderte während des Essens

freundlich über einheimische Vögel und ihre Gewohnheiten, und mir fiel wieder ein, daß mir Duncan Mor einmal erzählt hatte, der Major sei Naturforscher.

Das Fenster gab den Blick frei auf die Auffahrt, und ich konnte durch die schmiedeeisernen Flügel des Tores am Eingang bis auf die Landstraße sehen. Auf einem Hügel auf der anderen Seite der Straße sah ich das gedrungene Zelt eines Kesselflickers. An seiner Längsseite stand ein Karren, und daneben graste ein Pferd.

»Ich sehe, du interessierst dich für die Kesselflicker«, sagte Major Cassell. »Sie haben gestern abend ihr Lager hier aufgeschlagen. Morgen abend verschwindet das Gesindel wieder. Wenn nicht, hetz ich ihnen die Polizei auf den Hals. Wenn ich was nicht ausstehen kann, dann sind es Kesselflicker und Wilddiebe. Bringen mich zur Raserei.«

Als wir mit dem Frühstück fertig waren, lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und zündete sich eine Zigarette an; er wartete jedoch, bis der Diener den Tisch abgeräumt hatte, ehe er sprach.

»So, mein Junge«, begann er, »jetzt erzähl mir mal, wo dich der Schuh drückt. Muß ja sagen, daß mich die Sache

interessiert. Kenne Beaton ziemlich gut. Hab immer geglaubt, er sei zuverlässiger als die meisten anderen Leute von hier. Aber erzähl erst mal. Kann ihn nicht von vornherein verurteilen.«

Ich erzählte ihm alles, was mir widerfahren war, bis zu der mißlungenen Verhaftung Duncan Mors.

Major Cassell hörte aufmerksam zu, unterbrach hie und da mit einer wie eine Gewehrsalve abgefeuerten Frage, saß aber die meiste Zeit schweigend da.

»Sie sehen also«, schloß ich, »daß nicht Duncan Mor Ihr Geld gestohlen hat. Es war Murdo Beaton.«

»Ja, das seh ich ein«, sagte er nachdenklich. »Der Mann ist ja ein Halunke durch und durch. Hat keine Grundsätze.«

»War er am Dienstagabend bei Ihnen?« fragte ich.

»Wer? Beaton?«

»Ja«, sagte ich.

Major Cassell nickte. »Wollte ihn als Führer für ein paar Leute haben. Ist 'n guter Bergführer. Schade. Hätte nie gedacht, daß der Mann ein Halunke ist.«

»Er konnte sich also ohne weiteres in Ihr Arbeitszimmer schleichen«, erklärte ich triumphierend.

»Nichts leichter als das«, sagte der Major. »Der Schreibtisch war offen. Das Geld lag für jeden sichtbar darin.«

»Was ist nun mit dem Berg des Roten Fuchses?« sagte ich. »Was werden Sie in der Sache unternehmen?«

Der Major blinzelte plötzlich und sagte: »Was hast du gesagt? Hab dich nicht verstanden, Junge. Hab gerade scharf nachgedacht. Böse Geschichte, wirklich.«

»Was werden Sie wegen der Geschichte am Berg des Roten Fuchses unternehmen?« wiederholte ich. »Und wegen des Mannes, der in jener Nacht im Sund verschwunden ist?«

»ne ganze Menge«, bellte er. »Die Sache muß untersucht werden.

Fall für die Polizei. Muß vorsichtig vorgehen, damit Beaton keinen Verdacht schöpft. Wollen ja nicht, daß seine Komplizen ungeschoren davonkommen. Hoffe, du hast niemandem etwas davon erzählt, mein Junge.«

»Niemand weiß etwas von der Sache«, sagte ich beflissen, »außer Duncan Mor und mir, und er wird kein Sterbenswörtchen sagen. Und ich hab auch in meinen Briefen nach Hause nichts davon geschrieben.«

»Sehr klug«, sagte er anerkennend. »Man kann nie wissen, in wessen Hände so ein Brief geraten kann. Ist bestimmt sicherer, wenn man nichts erzählt.«

Ich wollte gerade antworten, als sich die Tür öffnete und ein Mann das Zimmer betrat. Er war dick und unersetzt, und dichtes, schwarzes Haar fiel ihm unordentlich in sein bleiches Gesicht. Das Auffälligste an ihm war jedoch, daß er hinkte. Er zog das linke Bein mit einer Art schwingender Bewegung aus der Hüfte heraus nach.

Der Mann stand bereits mitten im Zimmer, bevor er mich bemerkte. Er blieb stehen und sah Major Cassell an. Der Major erhob sich schnell, legte dem Hinkefuß den Arm um die Schultern und bugsierte ihn zur Tür.

»Ich bin gleich soweit, bester Mann«, hörte ich ihn sagen, ehe er die Tür hinter ihm schloß.

Er nahm nicht wieder Platz, sondern blieb vor dem Kamin stehen und sah mich nachdenklich an.

»Fühl mich gewissermaßen für dich verantwortlich, Alasdair«, sagte er schließlich. »Denke, du bleibst besser hier in der Lodge. Bist hier sicherer. Man weiß ja nie, was Beaton noch alles anstellt. Außerdem siehst du furchtbar müde aus. Was du jetzt brauchst, ist Schlaf. Und viel

Ruhe.«

»Ich bin müde«, gestand ich. »Ich hab in der letzten Nacht nicht viel Schlaf bekommen.«

Major Cassell klingelte, worauf der Mann mit dem Eierkopf lautlos ins Zimmer glitt.

»Jung Cameron wird bis auf weiteres hier im Haus wohnen, Slater«, sagte der Major. »Machen Sie unser Spezialgästezimmer für ihn fertig. Und, Slater, achten Sie darauf, daß er alles hat, was er braucht. Bei Gott, er ist unser geehrter Guest. Verstanden?«

»Vollkommen, Sir«, sagte der Diener.

Ich stammelte einen Dank, aber Major Cassell wollte nichts davon wissen und schob mich lachend aus dem Zimmer.

Ich folgte Slater zwei Treppen hinauf und einen engen Flur entlang, der nicht mit einem Teppich ausgelegt war. Er schloß die Tür auf und ließ mich an sich vorbei eintreten. Er blieb einen Augenblick in der Tür stehen.

Ich dachte wieder, daß er aussah wie Humpty-Dumpty, und versuchte, keine Miene zu verziehen.

»Wünschen Sie noch etwas, Sir?« fragte er mit gesenktem und voll Ehrerbietung leicht seitwärts

geneigtem Kopf.

Ich bemerkte, daß er sehr viel respektvoller geworden war, seit er wußte, daß ich Gast in der Lodge war, und ich wünschte, Tante Evelyn wäre hier gewesen und hätte ihn eben gehört.

»Nein, danke«, sagte ich.

Er zog sich lautlos zurück und schloß die Tür hinter sich.

Es war ein kleines Zimmer mit einem hohen vergitterten Fenster. Ich schloß daraus, daß es ursprünglich ein Kinderzimmer gewesen sein mußte. Aber es war zweifellos freundlich und hell. Es hatte einen elektrischen Heizofen, einen bequemen Stuhl und einen Nachttisch, der voll stand mit Büchern und Zeitschriften. Ein Transistorradio stand in der Ecke am oberen Ende des Bettes auf einem Regal, und der Fußboden war so blank poliert, daß der Schaffellteppich vor dem Bett unter meinen Füßen wegrutschte, als ich darauf trat.

Das Fenster ging nach hinten hinaus auf einen Hof, und wenn ich mich auf die Zehenspitzen stellte, konnte ich bis zur Garage sehen. Eine schwarze Limousine stand vor dem Garagentor, und ein Mann in Chauffeursuniform war dabei, die Windschutzscheibe zu säubern.

Ich schaltete das Radio ein und setzte mich auf das Bett. Jemand spielte alte Schlager, und ich hörte der Musik schlafbrig zu. Ich fühlte mich todmüde, aber meine nervöse Spannung hatte sich inzwischen gelöst: ich war wieder ruhig und gelassen. Das Bewußtsein, daß ich alles getan hatte, was in meiner Macht stand und was ich mir vorgenommen hatte, erfüllte mich mit Genugtuung.

Ich dachte, was wohl meine Mutter sagen würde, wenn sie alles erfuhr; und Tante Evelyn gegenüber würde ich ganz beiläufig erwähnen: »Natürlich hat Major Cassell darauf bestanden, daß ich als sein Gast in Achmore Lodge wohnte. Ich hatte ein sehr hübsches Zimmer, und die Hausangestellten sagten ›Sir‹ zu mir.« Oder vielleicht würde es noch besser klingen, wenn ich einfach sagte: »Es ist schön, seine Sachen wieder selbst zu erledigen, nachdem man eine Zeitlang hinten und vorne bedient worden ist.«

Jedenfalls konnte mich Tante Evelyn nicht länger als Bücherwurm beschimpfen. Keiner konnte behaupten, ich hätte nicht mehr als genug an Abenteuern erlebt, seit ich in Skye war.

Ich hatte begonnen, mir die schweren Stiefel

auszuziehen, als die Musik im Radio plötzlich verstummte. Es trat eine Pause ein. Ich dachte, der Sender sei gestört, und wollte gerade versuchen, einen anderen Sender einzustellen, als die Stimme des Ansagers kam:

Hier ist die BBC mit ihrem Home Service. Wir unterbrechen unsere Sendung und bitten um Ihre Aufmerksamkeit für die folgende Sondermeldung.

Dr. Ernst Reuter, Leiter des Kernforschungszentrums in Marwell, ist aus seiner Wohnung verschwunden. Nach Beratungen mit dem Kabinett hat der Premierminister beschlossen, diese Nachricht umgehend zu veröffentlichen, um die ganze Nation aufzurufen, bei der Suche nach dem verschwundenen Wissenschaftler mitzuwirken.

Dr. Reuter ist der dritte prominente Atomwissenschaftler, der innerhalb der letzten sechs Monate verschwunden ist. Es wird vermutet, daß die beiden anderen Wissenschaftler außer Landes gegangen sind und inzwischen im Dienst einer fremden Macht stehen.

Alle Häfen und Flugplätze werden überwacht. Es besteht Grund zu der Vermutung, daß es Dr. Reuter bisher nicht gelungen ist, das Land zu verlassen. Dr. Reuter ist achtundvierzig Jahre alt, von kräftigem Körperbau und

mittlerer Größe. Er hat schwarzes Haar und eine sehr blasse Hautfarbe. Bei einem Unfall vor einigen Jahren verletzte er sich das linke Bein und ist seither stark gehbehindert.

Wir erinnern in diesem Zusammenhang, daß vor ein paar Wochen Dr. Reuters Stellvertreter, Mr. Geoffrey Hunt, auf eine ebenso geheimnisvolle Weise verschwunden ist...

Den Rest der Durchsage hörte ich nicht mehr. *Dr. Reuters Stellvertreter, Mr. Geoffrey Hunt*, wiederholte ich lautlos. *Mr. Geoffrey Hunt!* HUNT!* Hunt = englisch für Jagd, Suche

HUNT am Berg des Roten Fuchses. GEOFFREY HUNT am Berg des Roten Fuchses. Das also war der Sinn der Botschaft! Und ich hatte wie so ein beschränkter Bücherwurm nur an Jagd und an vergrabene Schätze gedacht! Was war ich doch bloß für ein Idiot!

Die Gedanken kreisten wie wild in meinem Kopf. *Wir erinnern in diesem Zusammenhang, daß vor ein paar Wochen Dr. Reuters Stellvertreter, Mr. Geoffrey Hunt, verschwunden ist ... inzwischen im Dienst einer fremden Macht...* Die Männer in dem Beiboot, die zu dem Fischerboot hinausgerudert waren. Zwei waren wieder

zurückgekommen. *Inzwischen im Dienst einer fremden Macht...* Aber wie? Ja, richtig, ehe das Fischerboot wieder mit einem Mann weniger zurückgekommen war ... nachdem es im Regen und in dem Nebel, der über dem Sund lag, verschwunden war, hatte Duncan Mor den Kopf zur Seite geneigt... Das war's. Das Geräusch. Das leise, summende Geräusch. Und was verursachte ein leises, summendes Geräusch? Kein Schiff machte so ein Geräusch. Außerdem, ein Schiff wäre zu sehen gewesen. Aber vielleicht ein U-Boot? Natürlich. Ein U-Boot. Es konnte geräuschlos aus der Tiefe auftauchen, einen Mann an Bord nehmen und ebenso geräuschlos wieder untertauchen. *Inzwischen im Dienst einer fremden Macht...*

Jetzt erst fielen mir wieder die ersten Sätze der Sondermeldung ein.

Dr. Ernst Reuter, Leiter des Kernforschungszentrums in Marwell, ist aus seiner Wohnung verschwunden ... hat schwarzes Haar und eine blasser Hautfarbe. Bei einem Unfall vor einigen Jahren verletzte er sich das linke Bein...

Mir wurde schwindlig im Kopf, und ich lehnte mich ans Fenster. Alles war plötzlich auf erschreckende Weise klar. Der Chauffeur stand gegen die Motorhaube des Autos

gelehnt unten im Hof und blickte zu mir herauf. Seine Augen waren hinter einer dunklen Brille verborgen, aber ein Blick auf seine Hände genügte mir, um ihn sofort wiederzuerkennen. Er war damit beschäftigt, sich die Nägel zu feilen.

Noch ehe ich zur Tür rannte und die Klinke niederdrückte, wußte ich, daß sie verschlossen war.



ie Tür war verschlossen und das Fenster vergittert, und ich war sicher, daß die Lodge gut bewacht war. Blauauge, wie Duncan Mor ihn nannte, beobachtete mein Fenster, und vermutlich lauerte draußen im Flur ein zweiter Posten. Ich saß in der Falle.

Ich dachte an all die Bücher, die ich gelesen hatte, in denen der Held, mit einem Messer oder einer Feile bewaffnet, eine dramatische Flucht aus einem Verlies oder einer Turmfestung bewerkstelligte. Wenn man über solche Fluchtaktionen in Büchern las, erschienen sie einem einfach genug, und ich hatte mir bisher nie die Mühe gemacht, zu überlegen, ob sie in Wirklichkeit überhaupt möglich waren. Aber ich hatte weder Messer noch Feile, und selbst wenn ich eins oder gar beides gehabt hätte, bezweifle ich, ob es mir damit gelungen wäre, die Tür aufzusprengen. Ich würde nur durch ein Wunder lebendig hier herauskommen, und in meiner niedergeschlagenen Gemütsverfassung fand ich es unmöglich, an Wunder zu glauben.

Aus dem Radio tönte eine schmissige Marschmelodie;

ich ging hinüber und stellte es ab. Blauauge stand noch immer an das Auto gelehnt im Hof und starre zu meinem Fenster herauf, während er sich die Fingernägel feilte. Ich mußte daran denken, was er mit dem Mann mit der Narbe gemacht hatte, und konnte ein plötzliches Schaudern nicht unterdrücken. Duncan Mor hatte gesagt, daß es gefährlich war, zuviel zu wissen, doch ich hatte die furchtbare Wahrheit, die in diesen Worten lag, bis zu diesem Augenblick nicht begriffen. Ich setzte mich aufs Bett und versuchte, in aller Ruhe nachzudenken.

Vor ein paar Minuten (oder waren es ein paar Jahre?) hatte ich mir noch zu meiner Schläue gratuliert, hatte mir Sprüche ausgedacht, mit denen ich bei meiner Rückkehr Tante Evelyn beeindrucken wollte. Würde ich überhaupt je wieder nach Hause zurückkehren? Mich packte das nackte Grauen. Ich stand auf und taumelte in blinder Panik zur Tür, von der Tür zum Fenster und wieder zurück zum Bett und wartete jeden Augenblick darauf, das furchtbare Geräusch des Schlüssels im Schloß zu hören.

Nach einer Weile, als nichts geschah, beruhigte ich mich wieder. Ich setzte mich auf den Bettrand und versuchte

noch einmal, Klarheit in meine Gedanken zu bringen. Was mich am meisten wurmte, war die Tatsache, daß ich blind in eine Falle getappt war. Ich hatte mich ausgerechnet an den Mann um Hilfe gewandt, der höchstpersönlich für das Verschwinden der Atomwissenschaftler verantwortlich war. Ich hatte ihm buchstäblich alles, was ich wußte, erzählt, und er hatte mir feierlich versichert, daß er der Sache nachgehen wolle. Ich zuckte zusammen bei dem Gedanken an die Schmeicheleien Major Cassells und die Unterwürfigkeit seines Dieners Slater. Wie sie sich wohl ins Fäustchen lachten!

Der Gedanke an die Demütigung, die man mir zugefügt hatte, half mir schließlich, die Panik zu überwinden, die mich gepackt hatte. Duncan Mor lief bisher noch frei herum, selbst wenn er sich in den Bergen versteckt hielt. Sobald ihn die Nachricht erreichte, daß ich vermißt wurde, würde er gewiß etwas unternehmen. Vielleicht würde er gewaltsam in Achmore Lodge eindringen und mich befreien. Es war eine schwache Hoffnung, doch ich klammerte mich begierig daran und fühlte meine Lebensgeister wiedererwachen.

Dann befielen mich Zweifel. Woher nahm ich die

Gewißheit, daß Duncan Mor erraten würde, daß man mich in der Lodge eingesperrt hielt? Hegte er Major Cassell gegenüber tatsächlich irgendeinen Verdacht? Mir fiel seine Äußerung wieder ein, es sei zwecklos, Männer mit goldenen Ketten über dem Bauch bei der Polizei anzuseigen. Gewiß, Major Cassell trug eine dünne goldene Kette in seiner Weste, aber es gab schließlich viele andere Männer, die das auch taten. Mein eben erst wiedergewonnenes Selbstvertrauen schwand dahin, und schließlich überwältigte mich ein Gefühl heller Verzweiflung.

Wer würde überhaupt bemerken, daß ich verschwunden war, und ahnen, daß ich gegen meinen Willen irgendwo festgehalten wurde? Murdo Beaton würde den Leuten erzählen, ich sei zum Angeln gegangen unten auf den Felsen und nicht wieder nach Hause gekommen. Jedermann würde glauben, ich sei ertrunken, und Duncan Mor würde nicht wagen, sein Versteck in den Bergen zu verlassen, weil die Polizei hinter ihm her war. Ich konnte also auf keinerlei Hilfe von außen zählen.

Meine Verzweiflung wuchs. Was würde meine Mutter ohne mich tun? Und die arme Tante Evelyn, sie würde

wahre Gewissensqualen leiden, denn sie würde sich ewig vorwerfen, daß sie allein schuld war an diesen Ferien auf Skye. Das würde sie sich nie verzeihen. Nie mehr würde sie eines meiner Bücher in die Hand nehmen oder ein Foto von mir betrachten können, ohne denken zu müssen, daß sie es war, die mich in den Tod geschickt hatte.

Ich verging fast vor Selbstmitleid. Es war Tante Evelyns Schuld; wider bessere Einsicht hatte sie meine Mutter dazu überredet, mich nach Skye zu schicken. Es war die Schuld des Mannes mit der Narbe, er hätte mich niemals in eine solche Gefahr bringen dürfen, indem er mir diese Botschaft in die Hand drückte. Es war schließlich Duncan Mors Schuld; wenn er gegen Major Cassell einen Verdacht hatte, dann hätte er mich warnen müssen. Alle hatten sie schuld - bloß ich nicht. Ich wollte lediglich frei sein; ich hatte nicht die Absicht, irgend jemandem zu schaden, dachte ich, dem Weinen nahe. Und auch Dr. Reuter konnte gehen, wohin er wollte, wenn man mich nur hier herausließ.

Wenn ich noch viel länger so weiterlamentiert hätte, hätte ich bestimmt die Nerven völlig verloren und geplärrt wie ein Wickelkind; meine Selbstachtung zwang mich

dann einzugestehen, daß ich ganz allein an meiner schlimmen Lage schuld war. Die schmählichen Gedanken, die mir eben durch den Kopf gegangen waren, trieben mir die Schamröte ins Gesicht. Wie hoffnungslos meine Lage auch sein mochte, ich würde versuchen, auf irgendeine Weise aus diesem Zimmer hier herauszukommen. Jede noch so nutzlose Aktivität war besser, als Trübsal blasend herumzusitzen und über meine Lage zu Grübeln.

Ich stand auf und untersuchte die Tür. Sie hing auf Angeln, die nicht zu sehen waren, und bestand aus massivem Holz. Das Schloß war auf der anderen Seite. Ich packte die Klinke mit beiden Händen und zog mit aller Kraft daran, aber das Schloß gab nicht nach. Um diese Tür aufzubrechen, war ein Vorschlaghammer nötig.

Ich schob den Stuhl vor das Fenster und stieg hinauf. Das Fenster saß in einer Mauernische, und vor der Scheibe war ein Gitter aus schweren Eisenstäben, die in Abständen von etwa zwanzig Zentimetern in die Mauer eingelassen waren. Selbst wenn ich eine Feile hätte und es obendrein schaffte, die Scheibe unbemerkt einzudrücken, dann wäre es immer noch die Arbeit von Wochen gewesen, einen einzigen dieser Gitterstäbe durchzufeilen!

Das Garagentor war offen, in der Garage sah ich einen Landrover stehen, die schwarze Limousine jedoch war verschwunden. Jemand mußte mit ihr ganz geräuschlos weggefahren sein. Der hintere Teil der Garage stieß an die Mauer, die das ganze Grundstück umschloß, und links neben der Garage entdeckte ich eine kleine, grün angestrichene Pforte. Wenn es mir gelänge, mich aus dem Haus zu schleichen und durch diese Pforte zu schlüpfen, dann läge nur noch das Moor vor mir.

Ich zog den Stuhl vom Fenster weg und setzte mich wieder auf das Bett. Ich war entschlossen, eine Fluchtmöglichkeit zu finden. Irgendwie mußte ich hier herauskommen und Duncan Mor wiederfinden. Aber wie ich es auch drehte und wendete, alle meine Überlegungen endeten stets bei dem Problem der verschlossenen Tür und des vergitterten Fensters.

Es war kurz vor ein Uhr, als ich draußen auf dem nackten Boden des Flurs Schritte hörte, die sich meiner Tür näherten. Ich wich zurück bis zur Wand und hielt die Augen voller Angst auf die Tür gerichtet. Das Schloß mußte vorzüglich geölt sein, denn ich hörte nicht, wie sich der Schlüssel im Schloß drehte. Die Tür ging plötzlich auf,

und Slater kam mit einem Tablett herein. Ich fragte mich, wie ich je über seine Ähnlichkeit mit Humpty-Dumpty hatte lachen können. Ich konnte jetzt nichts Komisches mehr an ihm entdecken. Er hatte kleine, kalte Augen, und um seinen Mund lag ein harter, bösartiger Zug.

Er stellte das Tablett vorsichtig auf den Tisch und sagte: »Der Major meint, es wäre klug von dir, wenn du dich ausruhen würdest. Ich nehme also an, du hast nichts dagegen, dein Mittagessen hier oben in deinem Zimmer einzunehmen.«

Er sprach in derselben unterwürfigen Art wie am Morgen, ging rückwärts aus dem Zimmer und schloß die Tür hinter sich. Einen Augenblick später hörte ich wieder Schritte, die sich durch den Flur entfernten. Erst jetzt merkte ich, daß mir die Knie zitterten, und ich setzte mich mit wackligen Beinen aufs Bett. Sie spielten mit mir wie eine Katze, die eine Maus gefangen hat, und das war viel furchtbarer als die offene Brutalität, die ich erwartet hatte.

Nach einer Weile ging ich hinüber zum Tisch und versuchte, etwas zu essen. Mein Mund war völlig ausgetrocknet, und ich konnte kaum schlucken. Ich wehrte mich gegen die Ängste, die mich mit aller Macht

bedrängten, und begann verzweifelt nachzudenken.

Wenn ich alle Mahlzeiten in diesem Zimmer einnehmen mußte, dann war jedenfalls die Tür nicht dauernd abgeschlossen. In dem kurzen Augenblick, wo sie offenstand, lag meine einzige Chance. Slater mußte den Schlüssel fast zwangsläufig im Schloß steckenlassen, wenn er das Zimmer betrat, und es war dann eine Kleinigkeit, an ihm vorbei zu entwischen. Ich konnte die Tür zuschlagen und ihn einschließen, während er noch das Tablett in den Händen hielt. Vermutlich würde man seine Schreie nicht einmal hören, weil das Zimmer im zweiten Stock und dazu noch im hinteren Teil des Hauses lag. Aber selbst wenn ich den Flur erreichte, gab es noch eine ganze Reihe von Hindernissen zu überwinden, ehe ich die Sicherheit des Moores erreichte. Trotzdem war es besser, etwas zu tun, als untätig mein Schicksal zu erwarten.

Ich beschloß, den Versuch zu wagen, sobald er wiederkam, um das Tablett zu holen, aber es war bereits fünf Uhr, als ich wieder das Geräusch von Schritten im Flur hörte.

Ich saß sprungbereit am Fußende des Bettes in der Nähe der Tür. Slater öffnete die Tür und trat ins Zimmer. Ich

warf einen kurzen Blick über seine Schultern, bereit, loszurennen, sobald er an mir vorbei war. Mir sank der Mut. Ein großer, breitschultriger Mann stand vor der Tür und blockierte meinen Fluchtweg. Niedergeschlagen überlegte ich, daß er wahrscheinlich schon zur Mittagszeit mitgekommen war und vor der Tür gewartet hatte. Ich hatte ihn lediglich nicht bemerkt, weil ich in meinem panischen Schrecken nur auf das Gesicht des Dieners gestarrt hatte.

Slater stellte das Tablett mit dem Tee auf den Tisch und räumte das Geschirr vom Mittagessen ab. »Dinner gibt es um sieben Uhr, Sir«, sagte er mit falscher Freundlichkeit.

Mit einer ironischen Verbeugung verließ er das Zimmer, und die Tür schloß sich hinter ihm. Ich hörte diesmal das leise Klicken des Schlosses, und in diesem Geräusch lag für mich etwas furchtbar Endgültiges: es bedeutete, daß alle meine Hoffnungen zerstört waren.

Ich aß ein winziges Lachsbrötchen und ein Stück Kuchen und trank eine Tasse Tee dazu. Es blieb mir nichts weiter übrig, als zu warten; ich stellte mich also ans Fenster und sah hinunter in den Hof. Der Wind wurde immer stärker. Ich hörte ihn um das Haus pfeifen; eine Öltrommel vor der

Garage fiel plötzlich um und rollte scheppernd quer über den Hof. Als sie gegen die Mauer prallte, sprang der Deckel auf, und das Öl rann in einem dünnen Strahl auf den Boden.

Dann kam der Regen. Er prasselte in sintflutartigen Güssen herab, und in wenigen Minuten hatten sich auf dem Pflaster des Hofes große Pfützen gebildet. Ich hörte, wie das Wasser durch die Regenrohre vor dem Fenster rann und auf das Asbestdach der Garage platschte.

Das Geräusch der schwarzen Limousine war in dem Rauschen des Windes und dem Plattern des Regens völlig untergegangen. Sie bog jetzt lautlos in den Hof ein, machte einen weiten Kreis und fuhr dann rückwärts in die Garage. Ich glaube, es war Blauauge, der hinter dem Steuer hervorkam. Aus dem Fond des Wagens stiegen vier Männer. Sie rannten über den Hof zum Haus und ließen die Garagentür offenstehen. Die beiden Flügel waren links und rechts an der Garagenmauer festgehakt, sonst hätte sie die Gewalt des Windes aus den Angeln gerissen.

Pünktlich um sieben Uhr hörte ich die inzwischen fast schon vertrauten Schritte im Flur, und Slater trat mit dem Abendessen auf dem Tablett ein. Der breitschultrige

Wächter lehnte am Türpfosten; Slater nahm das andere Tablett und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen.

Mir war überhaupt nicht nach Essen zumute, so daß ich das Tablett nicht anrührte. Ich überlegte, ob der andere Mann wohl noch draußen im Flur Wache stand, und schlich auf Zehenspitzen zur Tür. Ich versuchte durchs Schlüsselloch zu spähen und begriff nicht, warum ich überhaupt nichts sehen konnte. Erst als ich mich wieder von der Tür entfernen wollte, bemerkte ich das glänzende Metall der Schlüsselkuppe. Der Schlüssel steckte im Schloß!

Wenn im Flur draußen keiner aufpaßte und wenn es mir gelang, an den Schlüssel heranzukommen, dann war mein Fluchtweg frei. Ich schöpfte wieder Hoffnung, ließ sie aber gleich wieder sinken. Zwischen mir und dem Schlüssel lag die Tür aus massivem Holz, und ich besaß nicht einmal ein Messer, mit dem ich hätte versuchen können, den Schlüssel hinauszudrücken.

Resigniert und ohne Hoffnung legte ich mich auf das Bett und schloß die Augen. Wie schön wäre es, wenn ich jetzt einschliefe und beim Aufwachen feststellte, daß alles nur ein böser Traum gewesen war. Ich rollte mich auf die

Seite und schob meinen Arm unter den Kopf. Etwas Hartes piekste mich in die Rippen; ich setzte mich auf und befühlte das Bett mit der Hand. Ich konnte nichts entdecken. Dann fiel mir die Kaninchenschlinge in meiner Tasche ein. Ich holte sie heraus und hantierte geistesabwesend damit herum; ohne zu überlegen, schob ich den Holzpflock durch die Drahtöse der Schlinge.

Es dauerte sicherlich eine ganze Zeit, bis es bei mir funkte; aber als es dann soweit war, verschwendete ich keine Zeit. Ich sprang auf und rannte zur Tür. Ich konnte das Zittern meiner Hände kaum unterdrücken, als ich die Messingöse der Schlinge gerade bog und zusammendrückte, so daß ich ein doppeltes Stück Draht bekam. Ich nahm die beiden Enden der Drähte zwischen Daumen und Zeigefinger und drehte sie zu einem etwa fünf Zentimeter langen dünnen Stäbchen zusammen.

Mein Herz hämmerte wie wild, als ich mich über das Schloß beugte und den Draht in das Schlüsselloch schob. Ich drückte versuchsweise ganz leicht gegen den Schlüssel und stellte fest, daß er nachgab. Ich zog den Draht wieder heraus und schaute in das Schlüsselloch. Der Schlüssel war gut und gern einen halben Zentimeter weiter

vorgerutscht.

Nun kniete ich mich auf den Boden und untersuchte den unteren Teil der Tür. Das Schlafzimmer hatte einen einfachen, blankpolierten Holzfußboden, und zwischen dem unteren Rand der Tür und dem Boden war ein kleiner Spalt, breit genug für einen Fußbodenbelag und breit genug, so konnte ich nur beten, um einen Schlüssel hindurchzuziehen.

Ich bog den Draht der Schlinge noch einmal um, so daß ich nun die vierfache Stärke hatte, und schob ihn unter der Tür durch. Es war etwas knapp, aber ich konnte ihn vorwärts und rückwärts bewegen; auch war ich sicher, daß der Draht, so wie er war, stärker war als der Schlüssel.

Nun konnte mich nichts mehr daran hindern, den Schlüssel aus dem Schloß zu drücken, und wenn es mir dann gelang, ihn unter der Tür hindurch zu mir herüberzuholen, dann brauchte ich nur noch die Tür aufzuschließen und in den Flur hinauszutreten. Die Versuchung, sofort ans Werk zu gehen, war fast zu groß, um ihr zu widerstehen, doch ich bezwang mich und ging zum Bett zurück.

Für einen Fluchtversuch war es noch zu früh am Abend.

Angenommen, Slater kam noch einmal herauf, um das Tablett zu holen, und ich begegnete ihm und dem Wächter im Flur? Angenommen, im Flur stand die ganze Zeit jemand und paßte auf? Das letztere war ohnehin ein Risiko, das ich in Kauf nehmen mußte, aber es war jedenfalls sicherer, abzuwarten, ob Slater noch einmal käme, um den Schlüssel abzuziehen, bevor ich meinen Fluchtversuch wagte. Ich beschloß, ihm bis elf Uhr Zeit zu lassen, ehe ich etwas unternahm. Ich streckte mich auf dem Bett aus und schloß die Augen.

An Schlaf war natürlich nicht zu denken, aber mit geschlossenen Augen konnte ich wenigstens die Tür nicht sehen und war viel weniger der Versuchung ausgesetzt, mich umgehend ans Werk zu machen. Der Wind hatte inzwischen beinahe Orkanstärke erreicht, und ich hörte das Rasseln der Dachziegel, während der Sturmwind wutentbrannt über das Haus herfiel. Trotz des Tosens und Tobens war im Hintergrund das stetige Gurgeln und Plätschern des Wassers zu hören, das vom Dach herunter in die Regenrinnen schoß.

Ich versuchte, bis tausend zu zählen und alle Geschichtszahlen zu wiederholen, an die ich mich,

angefangen bei der Schlacht von Hastings, erinnern konnte; ich versuchte, das Alphabet rückwärts aufzusagen, und wiederholte das Einmaleins; ich redete mir gut zu und sagte mir, wenn ich jetzt auf die Uhr schaue, ist es zehn; wenn ich das nächste mal wieder auf die Uhr sehe, ist es Viertel nach zehn. Doch alle Tricks, die ich versuchte, halfen nicht, die Zeit zu beschleunigen.

Um elf Uhr war von Slater noch immer nichts zu hören, doch ich hatte plötzlich das Gefühl, daß er gerade auf dem Weg zu mir sein mußte. Ich wartete bis halb zwölf - im Zimmer war es jetzt fast völlig dunkel -, bevor ich leise zur Tür schllich.

Ich steckte meinen Draht in das Schlüsselloch und begann, den Schlüssel aus dem Loch zu drücken. Dann kam mir plötzlich ein Gedanke; ich tappte zum Tisch hinüber und suchte mit den Händen nach einem Buch. In der Eile stieß ich den Stapel Bücher um, den Slater ganz an den Rand geschoben hatte, um Platz für das Tablett zu machen, und zwei dicke Bände aus dem Stapel landeten mit einem Knall auf dem Boden. Der Krach war so gewaltig, daß ich dachte, jedermann im Haus müsse ihn gehört haben.

Ich blieb mucksmäuschenstill stehen und hatte die schlimmsten Befürchtungen, aber nichts geschah. Wenn im Flur draußen tatsächlich jemand gestanden hätte, wäre er jetzt sicher ins Zimmer gestürzt gekommen, um festzustellen, was das für ein Geräusch war. Ich horchte angespannt, aber das einzige, was ich hörte, war das Heulen des Windes und das unaufhörliche Trommeln des Regens. Meine tastenden Hände schlössen sich um eines der Bücher; ich schlug es auf und riß eine Seite heraus.

Ich schob das Papier unter die Tür, und zwar genau unter das Schlüsselloch, und langte wieder nach meinem Draht. Ich steckte ihn ins Schlüsselloch und gab dem Schlüssel einen Stoß; er fiel mit einem dumpfen Klirren auf den Boden. In fieberhafter Erregung ließ ich mich auf die Knie fallen und packte das Blatt Papier an den beiden Ecken auf meiner Seite. Ich zog es ganz vorsichtig zu mir herüber und tastete mit der Hand den Boden ab. Der Schlüssel ragte ein bißchen unter der Tür hervor, und ich zerrte das Stück Papier mit einem Ruck vollends unter der Tür durch. Es gab ohne weiteres nach, doch der Schlüssel blieb unter der Tür stecken.

Ich zwängte meine Finger in den Spalt und versuchte,

den Schlüssel zu mir herüberzuangeln. In meiner wahnsinnigen Erregung brach ich mir bei dem Gegrabbel einen Fingernagel ab, ehe ich mich wieder an die Kaninchenschlinge erinnerte. Ich bog den Draht zu einem Haken, schob ihn unter der Tür durch und zog den Schlüssel damit auf meine Seite. Ich packte ihn mit zitternden Händen und dachte einen Augenblick, daß ich ihn verbogen hatte, weil es mir nicht gelingen wollte, ihn ins Schlüsselloch zu stecken. Beim dritten Versuch klappte es dann jedoch, und ich schloß die Tür auf.

Jetzt, wo der Augenblick gekommen war, verspürte ich ein merkwürdiges Widerstreben, das Zimmer zu verlassen. Alle möglichen Zweifel und Befürchtungen bedrängten mich. Was war beispielsweise, wenn mir nun doch ein Wachposten in der Finsternis des Treppenhauses auflauerte und darauf wartete, daß ich ihm in die Arme lief? Wie konnte ich hoffen, mich aus dem Haus zu schleichen, ohne gesehen zu werden? Würden sie mich kaltblütig niederknallen, wenn sie mich bei meinem Fluchtversuch erwischen? Ich biß die Zähne zusammen. Duncan Mor an meiner Stelle wäre inzwischen schon an der Treppe gewesen.

Ich wagte kaum zu atmen, während ich die Klinke niedergedrückte und die Tür öffnete.



us dem dunklen Flur drang kein Laut und keine Bewegung, und so rannte ich, ohne noch länger zu überlegen, los. Ich hätte natürlich geradewegs einem wartenden Wachposten in die Arme laufen

können und war bereits auf halbem Weg zur Treppe, als mir klarwurde, wie leichtsinnig ich gewesen war. Ich blieb jäh stehen und horchte ängstlich in die Dunkelheit. Das einzige Geräusch, das ich hören konnte, war mein eigenes Herz, das wie wild pochte. Ich setzte mich wieder in Bewegung, jetzt aber vorsichtig und auf Zehenspitzen, und stieg vorsichtig die dunkle Treppe hinab.

Ich begegnete niemandem. Die Diele lag direkt vor mir, schwach beleuchtet vom Schein einer Hängelampe, und ich wollte schon losrennen, als ich einen Gang bemerkte, der rechts abging. Durch den Türspalt eines Zimmers etwa in der Mitte des Ganges drang spärliches Licht. Ich zögerte einen Augenblick, hin und her gerissen zwischen dem Wunsch, mich so schnell wie möglich in Sicherheit zu bringen, und dem Drang, soviel wie möglich zu erfahren, bevor ich das Haus verließ. Mein Instinkt

drängte mich, wegzurennen, aber ein hartnäckiger Hang zur Tollkühnheit, von dem ich gar nicht gewußt hatte, daß ich ihn besaß, veranlaßte mich dann doch, durch den Flur bis zur Tür zu schleichen. Ich blieb vor der Tür stehen, bereit, bei der ersten Bewegung im Zimmer das Weite zu suchen.

Ich hörte die Stimme Major Cassells. Ich bückte mich und spähte durchs Schlüsselloch. Der Schreibtisch des Majors stand genau gegenüber der Tür, und Dr. Reuter saß in einem Drehstuhl hinter dem Tisch.

Major Cassell stand zu ihm herabgebeugt da und war mit dem Gesicht ganz nahe an das des Wissenschaftlers herangekommen. Dr. Reuter war totenblaß und rutschte unbehaglich auf dem Stuhl hin und her. Er sah aus, als habe er eine fürchterliche Angst. Als ich das Gesicht Major Cassells sah, wußte ich, weshalb.

Der Major trug noch immer denselben weiten Tweedanzug, den er am Morgen getragen hatte, und sein Gesicht glänzte rosafarben wie eh und je. Aber es war nicht dasselbe Gesicht. Das verbindliche Lächeln war daraus verschwunden, und sein Mund war nur noch ein schmaler Strich. Alle Leutseligkeit oder Herzlichkeit war

von ihm abgefallen, und seine schnarrende Stimme bebte vor Zorn, als er jetzt zu sprechen begann.

»Ob es Ihnen gefällt oder nicht, Reuter«, sagte er kalt, »morgen um Mitternacht verlassen Sie Skye.«

Dr. Reuter beugte sich vornüber, und seine schlaffen Hände schlössen sich um die mit Schnitzereien verzierten Lehnen des Stuhls.

»Die Sache gefällt mir nicht, Cassell«, sagte er beunruhigt. »Radiodurchsagen alle zwei Stunden. Jeder kleine Wichtigtuer im Land weiß Bescheid. Eine Großjagd im ganzen Land. Was glauben Sie, wie lange es dauert, bis sie meine Spur auf Skye entdeckt haben?«

Er sprach in kurzen, abgehackten Sätzen und sog ununterbrochen an einer Zigarette.

»Wenn sie Ihre Spur tatsächlich bis hierher verfolgen, was recht unwahrscheinlich ist, dann ist es bereits zu spät«, sagte der Major etwas freundlicher. »Sie werden bis dahin bereits verschwunden sein. Sie suchen immer noch nach Hunt, und Sie wissen ja, wo er jetzt ist.«

»Trotzdem, mir gefällt die Sache nicht«, wiederholte Dr. Reuter. »Ransome konnte ohne Schwierigkeiten verschwinden, aber Hunt hätten sie schon beinahe

erwischt. Denken Sie doch an den Mann, der ihm auf den Fersen war.«

»Tote reden nicht«, sagte der Major lächelnd und fuhr in einem strengerem Ton fort: »Ich habe Maßnahmen getroffen, um sicherzugehen, daß Ihre Flucht ohne Zwischenfälle verläuft. Der ursprüngliche Termin für Ihre Ausreise war Samstag um Mitternacht, aber ich habe an den Kommandanten gefunkt, daß wir das Datum um vierundzwanzig Stunden vorverlegen. Das U-Boot wird also morgen um Mitternacht im Sund sein.«

»Trotzdem gefällt mir die Sache nicht«, sagte der Wissenschaftler hartnäckig. »Es ist noch nicht zu spät, wenn wir unseren Plan ändern wollen. Wenn ich morgen in Portree auftauchte, würde sich meine Abwesenheit leicht als Mißverständnis erklären lassen. Ich könnte erzählen, daß ich mich kurzerhand entschlossen hatte, ein paar Tage Urlaub auf Skye zu machen. Ich könnte sagen, daß ich einfach überarbeitet war und mich ein bißchen erholen wollte. Ein Nervenzusammenbruch, wenn Sie wollen. Ich bin in aller Eile aus Marwell weggefahren, ohne jemanden zu verständigen. Man könnte mir überhaupt nichts nachweisen. Die Behörden wären

blamiert. Später, wenn sich die Dinge etwas beruhigt hätten, wäre es dann viel leichter für Sie, mich mit Ransome und Hunt zusammenzubringen.«

Major Cassell hörte ihm schweigend mit einem halb belustigten Lächeln auf den Lippen zu, während er seine sorgfältig gepflegten Fingernägel betrachtete. Als der Wissenschaftler geendet hatte, sagte er leise: »Mein lieber Ernst, muß ich Sie wirklich daran erinnern, welche Strafe auf Hochverrat steht? « Er seufzte dabei, hatte aber noch immer dasselbe spöttische Lächeln im Gesicht.

Er drehte sich um, und einen schrecklichen Augenblick lang dachte ich, er wolle zur Tür gehen, aber er ging lediglich auf die andere Seite des Zimmers und verschwand aus meinem engen Blickfeld.

Ich hörte, wie er sagte: »Dieses Bild mag ich ganz besonders, Ernst. Das Schloß Duntulm, der Stammsitz der MacDonalds von den Inseln. Die Verliese des Schlosses waren nie leer, wie man sich erzählt. Wahrscheinlich würde sogar manches dunkle Geheimnis ans Licht kommen, wenn diese Mauern sprechen könnten, und der Gedanke, Ernst, daß dieses Gemälde ein Geheimnis verbirgt, amüsiert mich. Sehen Sie nur, wie leicht es sich

zur Seite klappen lässt.«

Dr. Reuter lachte nervös. »Aber natürlich«, sagte er. »das hätte ich wissen können. Es verdeckt einen Wandsafe.«

»Genau«, sagte Major Cassell. »Und in dem Safe ist — das hier.«

Er trat jetzt wieder in mein Blickfeld. Ich sah, wie er eine kleine Urkundenschatulle aus Metall auf den Schreibtisch stellte. Er tippte mit dem Zeigefinger darauf.

»Das Material in dieser kleinen Schatulle reicht aus, um Sie zu erledigen«, fuhr er in demselben drohenden Ton fort. »Alles ist hier drin.« Und wieder tippte er mit dem Zeigefinger auf den Deckel der Schatulle. »Alle Geheimnisse unserer Organisation. Wie Sie beispielsweise Ransome und Hunt überredeten, zu uns überzulaufen. Und Ihre Frau, die vergessen Sie wohl ganz? Wir fanden sie in einem von Hitlers Konzentrationslagern, als Sie schon geglaubt hatten, sie sei tot. Wir haben uns all die Jahre um sie gekümmert, gut gekümmert. Aber sie ist bei uns, vergessen Sie das nicht, und es könnte für sie recht unangenehm werden, falls Sie die Dummheit besitzen sollten, nun doch nicht zu uns zu kommen.« Er schob die Schatulle beiseite. »Nein, nein, mein Freund, Sie sollten

sich die Sache noch einmal gut überlegen.«

Dr. Reuter bewegte sich unbehaglich hin und her. Sein Stuhl knarrte. »Aber was soll mit dem Jungen geschehen?« fragte er. »Er muß doch... muß doch ...«

Major Cassell lachte. Es war ein Lachen, das mir eine Gänsehaut verursachte. »Seien Sie bloß nicht sentimental, Reuter«, sagte er unbewegt. »Wir alle wissen doch, daß der Junge mundtot gemacht werden muß.«

Er zündete sich eine Zigarette an und sah auf die Uhr. Er tat einen langen, genüßlichen Zug, nahm dann die Zigarette aus dem Mund und rollte sie langsam zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen.

»Bis ich diese Zigarette zu Ende geraucht habe«, fuhr er fort, »wird Jung Cameron aufgehört haben, irgend jemandem Kopfzerbrechen zu bereiten.«

Mehr wollte ich nicht hören. Ich entfernte mich auf Zehenspitzen von der Tür und raste dann über die Diele dem Eingang zu. Ich erreichte die Haustür, riß sie auf und stürzte hinaus in die stockfinstere Nacht.

Der Wind schlug mir entgegen und peitschte mir den Regen ins Gesicht, als ich die Stufen vor dem Haus hinunterstolperte, doch ich nahm das Toben des Sturmes

kaum wahr. Die Worte des Majors hallten mir noch immer in den Ohren, und ich raste die Auffahrt hinunter, auf das schmiedeeiserne Tor zu, auf dessen anderer Seite die Freiheit lag.

Eine ganze Minute lang versuchte ich, das Tor zu öffnen, bis ich begriff, daß es abgeschlossen war. Als ich mich gerade anschickte, an dem Gitter hochzuklettern, leuchteten die Scheinwerfer eines Autos auf und tauchten, die Dunkelheit zerschneidend, jedes Blatt und jede Blume der Eisenverzierungen in gleißendes Licht. Ich hatte einen Fuß oben auf dem Tor und schaute zurück, während ich den anderen Fuß nachzog. Das Licht blendete; um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, faßte ich nach vorne, rutschte dabei aus und schlug mit Wucht auf der Straße auf.

Es war der Sturz, der mich rettete. Im Fallen noch hörte ich eine Kugel, die über meinen Kopf hinwegpfiff, und vom Haus kam das laute Knattern eines Gewehrs. Ich hatte mir auf dem Schotter der Straße die Hände aufgeschürft, aber ich spürte den Schmerz kaum. Ich duckte mich tief und huschte über die Straße, aus dem Lichtkegel der Scheinwerfer heraus, in die schützende

Dunkelheit der Nacht.

Um mich zu orientieren, blickte ich über die Schulter zurück zu den hell erleuchteten Fenstern der Lodge und machte mich dann in einem weiten Bogen in Richtung Landstraße davon. Ich wollte mich erst ein gutes Stück von der Lodge entfernen, ehe ich den Weg nach Achmore quer durchs Moor einschlug. Ich hörte eine Männerstimme, die Befehle erteilte, und schnappte die Worte »nach hinten« auf, und dann verlor sich die Stimme in dem immer wilder werdenden Toben des Sturmes.

Ich hatte den Wind im Rücken und rannte wie ein Besessener. Ich stolperte auf dem unebenen Boden, fiel hin und stand auch schon wieder. Jeden Augenblick erwartete ich, meine Verfolger hinter mir zu hören, und die Vorstellung verlieh mir Flügel. Ich lief durch Pfützen und alte Torfgruben, und einmal tappte ich gegen einen Torfstoß; aber ich lief verbissen weiter. Ich hatte meinen Regenmantel in der Lodge zurückgelassen und war von den Regengüssen, die der Wind vor sich hertrieb, bis auf die Haut durchnäßt, aber ich war dankbar, daß ich den Wind wenigstens im Rücken hatte.

Als ich ein gutes Stück von der Lodge entfernt war,

schlug ich den Weg in Richtung Achmore ein. Wenn ich erst einmal den Bach und den Wall am Fuß der Wiesen überquert hatte, würde ich direkt auf Hector MacLeods Haus zugehen. Nicht einmal Major Cassell und seine Killer würden es mit den Männern von Achmore aufnehmen können.

Ich rannte mit gesenktem Kopf und versuchte so, dem schlimmsten Ansturm von Wind und Regen zu entgehen. Ich mußte etwa zwanzig oder dreißig Meter gelaufen sein, ehe ich die Lichter sah. In einem weiten Bogen und in gleichmäßigen Abständen voneinander entfernt leuchteten sie mir aus dem Moor entgegen. Ich blieb stehen und dachte mit plötzlichem Grauen an all die Geschichten, die ich gehört hatte von gespenstischen Lichern, die nachts über dem Moor aufleuchteten, an Geschichten von Männern, die spurlos verschwunden waren, und von Kühen und Schafen, die sich einfach in der Dunkelheit in Nichts aufgelöst hatten.

Die Lichter flackerten auf und ab und bewegten sich auf mich zu. Allmählich dämmerte es mir, daß das, was ich vor mir sah, keine gespenstische Vision war: es handelte sich ganz einfach um die Lichtkegel von fünf

Taschenlampen. Jetzt war mir auch klar, warum mir niemand gefolgt war! Die Männer des Majors mußten die Lodge durch die Tür hinter der Garage verlassen und eine Sperrkette gebildet haben, um mich daran zu hindern, den Weg nach Achmore zu erreichen. Jetzt kämmten sie langsam das Moor nach mir durch, und sie würden mich immer weiter zurückdrängen, bis an den Rand der Klippen, von wo es kein Entrinnen mehr gab.

Ich sah, wie die grellen Lampen näher kamen, und hörte die Rufe der Männer, die sich nur durch lautes Schreien in dem Sturm verständigen konnten. Ich machte kehrt und rannte blind durchs Moor davon. Ich stolperte und wäre fast in den Graben neben der Landstraße gefallen; schließlich gelangte ich jedoch auf die andere Straßenseite und rannte wie verrückt weiter. Bald würde ich die Klippen erreicht haben, und dann war es mit dem Davonlaufen vorbei. Teils aus Erschöpfung, teils aus einem Gefühl völliger Verzweiflung blieb ich stehen und warf mich in das nasse Heidekraut. Ich lag vor Kälte schlotternd auf dem Bauch und beobachtete, wie die Kette von Taschenlampen langsam vorrückte.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie mich erwischen.

Mich irgendwo im Heidekraut zu verstecken war völlig aussichtslos; dafür suchten sie das Gelände viel zu gründlich ab. Die beiden Männer an den äußeren Enden des Halbkreises waren jetzt fast auf gleicher Höhe mit mir. Wenn ich versuchte, nach Süden oder nach Norden auszubrechen, konnten sie mir mit Leichtigkeit den Weg abschneiden. Ich sah, wie der Strahl am südlichen Ende der Kette die Landstraße ableuchtete. Der Mann, der die Lampe hielt, mußte oberhalb der Schlucht Stellung bezogen haben. Wohin ich mich auch wandte, ich saß in der Falle. Das einzige, was ich tun konnte, um das Ende etwas hinauszuschieben, war zu den Klippen hin auszuweichen.

Ich rappelte mich wieder auf und rannte taumelnd weiter, weg von den Lichtern, die unerbittlich näher kamen. Meine völlig durchnäßte Hose klebte mir am Körper und rieb mir bei jedem Schritt die Schenkel wund. Es war so stockfinster, daß ich den Karren vor mir gar nicht sah. Ich rannte in vollem Lauf dagegen und schürzte mir dabei das Schienbein auf. Ich tastete mich vorbei an dem riesigen Holzrad und sah vor mir die verschwommenen Umrisse eines Zeltes. Es mußte das Zelt der Kesselflicker sein. Ich

blieb stehen und überlegte, in welche Richtung ich weiterlaufen sollte. Jemand näherte sich mir lautlos von hinten und packte mich am Arm. Ich war zu erschöpft, um mich zu wehren, und ließ mich vor den Eingang des Zeltes schieben. Der Mann bückte sich und schlug die Klappe des Zeltes zurück, ohne allerdings meinen Arm loszulassen. Im Zelt war eine Laterne, und in dem schwachen Licht, das durch die Öffnung des Zeltes nach draußen drang, sah ich, daß ich von einem alten Mann festgehalten wurde. Er war in Lumpen gekleidet, und sein Gesicht sah aus wie eine alte braune Nuß. Er rief leise etwas auf gälisch, worauf ein junger Mann aus dem Zelt kam.

Allmählich begann mein Kopf wieder zu funktionieren, und ich sagte keuchend: »Sie müssen mir helfen! Sie bringen mich um, wenn sie mich erwischen.«

Der alte Mann sagte: »Wir wollen keinen Ärger, Junge. Unsereins hat schon genug Schwierigkeiten, ohne daß wir uns mit denen von der Lodge anlegen.«

Sie hatten also den Schuß gehört und zweifellos die Lichter des Suchtrupps im Moor gesehen. Meine Hoffnung sank.

»Du verschwindest am besten«, sagte der junge Mann.
»Wir wollen nichts mit der Sache zu tun haben.«

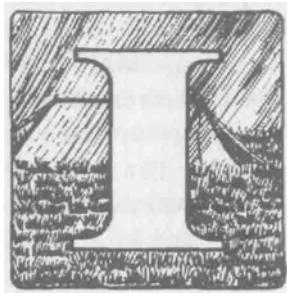
Ich blickte verzweifelt um mich und sah den Ring der Taschenlampen, der unaufhaltsam näher kam. Sie waren sicher schon bei der Landstraße und würden mich in ein paar Minuten haben. »Aber Sie müssen mir helfen!« schrie ich. Ein Windstoß schüttelte das Zelt, und der Regen prasselte unaufhörlich auf die straff gespannte Plane.

»Scher dich fort!« knurrte der junge Mann.

Die Lichter hatten die Landstraße überquert und näherten sich mit Unerbittlichkeit. Vielleicht war es die Todesangst, die mich packte und irgendeinen verborgenen Winkel meines Gedächtnisses aktivierte, vielleicht war es aber auch der frische Lachs, den ich halb von einem Sack verdeckt im Zelt liegen sah: ich erinnerte mich jedenfalls plötzlich an den dicken Mann im Zug, der ein Freund der Kesselflicker war. Und so sagte ich in höchster Verzweiflung: »Jamie Finlayson hat mich geschickt.«

Keiner sagte ein Wort. Dann schob mich eine Hand ins Zelt, und ich fiel der Länge nach über einen Stapel Decken. Der junge Mann nahm geistesgegenwärtig die

Laterne und blies sie aus. Ich hörte, wie die nasse Klappe der Zeltplane wieder zuklatschte, nachdem er hinausgegangen war.



ch lag noch immer auf dem Stapel grober Decken und horchte auf den Regen, der auf das Zelt nieder trommelte. Meine erste Reaktion war Erleichterung darüber, daß ich nicht länger dem rasenden Toben des Sturms ausgesetzt war. Ich war zu benommen, um ganz zu erfassen, welches Glück ich hatte. Alles, was ich jetzt wollte, war still liegenzubleiben und auszuruhen. Die Jagd durchs Moor hatte mich erschöpft, hatte mich körperlich wie seelisch gleichermaßen mitgenommen. Ich konnte es kaum fassen, daß es mir tatsächlich, wenigstens für den Augenblick, gelungen war, meinen Verfolgern zu entkommen.

Irgendwo draußen rief eine Männerstimme. Ich war im Nu auf den Beinen, zur Flucht bereit trotz meiner Erschöpfung. Aber eine Flucht war unmöglich. Ich war gefangen in diesem kleinen, engen Zelt; was mir zunächst als willkommener Unterschlupf erschienen war, erwies sich zugleich als Käfig. Deprimiert und hundeeelend setzte ich mich wieder und horchte angestrengt auf jeden Laut in der Dunkelheit.

Plötzlich rüttelte eine gewaltige Windbö an den dünnen Wänden des Zeltes; das ganze Zelt wackelte und ächzte unter dem Ansturm. Einen furchtbaren Augenblick lang dachte ich, es würde unter der Gewalt des Windes zusammenstürzen und mich schütz- und hilflos meinen Verfolgern preisgeben. Dann ließ der Wind wieder nach, und was blieb, war das unablässige Trommeln des Regens gegen die straffen Wände des Zeltes. Ich hörte mehrere Stimmen, die alle durcheinanderredeten. Dann mischte sich eine kalte Stimme, die ich nur allzugut kannte, in das Gespräch und brachte die anderen zum Schweigen. Es war Major Cassell.

»Was tut ihr um diese Zeit hier draußen?« fragte er schroff.

Es war der junge Kesselflicker, der ihm antwortete, obgleich ich seine Stimme fast nicht wiedererkannte. Er hatte jetzt überhaupt nichts feindselig Abweisendes mehr an sich, im Gegenteil, seine Stimme hatte einen so unterwürfigen und winselnden Ton, daß ich das bißchen Vertrauen, welches ich noch besaß, verlor, als ich ihn reden hörte. Ich wartete angespannt darauf, daß er mich verriet.

»Wir haben einen Schuß gehört, Sir«, winselte der Kesselflicker, »und dann sahen wir die Lichter im Moor und überlegten, was das wohl zu bedeuten hat.«

»Da war kein Schuß«, sagte der Major barsch. »Mein Auto hatte eine Fehlzündung, kapiert?«

»Ihr Auto hatte eine Fehlzündung, Sir«, wiederholte er folgsam.

»Versucht bloß nicht, mich reinzulegen«, sagte Major Cassell wütend. »Ihr Brüder seid ja nachts nie im Bett; ihr pennt tagsüber. Ich kenn euch doch. Nachts treibt ihr euch in der Gegend rum und seht zu, was ihr mitgehen lassen könnt. Ihr kriegt es mit der Polizei zu tun, wenn ihr euch nicht in acht nehmt, kapiert? Das gilt auch für den Alten.«

Ich hörte den winselnden, klagenden Ton in der Stimme des Kesselflickers, konnte aber nicht verstehen, was er sagte.

Der Major unterbrach ihn und sagte schroff: »Das reicht. Ich will wissen, ob du einen Jungen gesehen hast, der hier vorbeigerannt ist. Ich bin für ihn verantwortlich. Er ist etwas gestört da oben, verstehst du? Nicht ganz richtig im Kopf. Denkt, daß ihm jeder nach dem Leben trachtet. Es ist nicht das erstemal, daß er davonläuft, aber ich mach

mir trotzdem Sorgen um ihn. Wenn er eine Nacht wie diese hier draußen verbringt, holt er sich mit Sicherheit den Tod. Wenn du mir hilfst, ihn zu finden, will ich für dieses Mal von einer Anzeige bei der Polizei absehen.«

Das Schweigen, das folgte, erschien mir wie eine Ewigkeit.

»Also«, sagte Major Cassell ungeduldig, »hast du nun den Jungen gesehen? Komm, Mann, hier hast du fünf Pfund, wenn du mir hilfst.«

»Ja, ich hab ihn gesehen«, gestand der Kesselflicker.

Und wieder folgte ein langes, unheilträchtiges Schweigen. Ich konnte mir den Kesselflicker lebhaft vorstellen, wie er stumm seine fünf Pfund einschob und mit dem Finger auf das Zelt zeigte. Noch immer sprach niemand. Es war nichts zu hören außer dem Regen, der auf das Zelt herunterprasselte, und dem immer lauter werdenden Heulen des Windes.

»Wo ist er?« belferte der Major. »Nun red schon, Mann!«

Wenigstens hat er mich widerwillig verraten, dachte ich, und von welchem armen Hund von einem Kesselflicker konnte man schon erwarten, daß er der Verlockung eines

Fünfpfundscheines widerstand, vor allem, wenn damit zugleich die Drohung mit der Polizei verbunden war? Was jetzt auch geschah - und ich erwartete jedes Wort, das nun fallen mußte, wie das Beil des Henkers —, es war besser, als in dieser unerträglichen Spannung zu verharren. Ich verkroch mich in den hintersten Winkel des Zeltes und erwartete jeden Augenblick, daß die Klappe zurückgeworfen würde und die Männer des Majors hereingestürzt kämen, um mich zu packen.

»Ich wollte Sie nicht enttäuschen, Sir«, winselte jetzt der Kesselflicker. »Ich hab selbst versucht, ihn hier festzuhalten, aber er war auf und davon, bevor ich ihn recht zu fassen wußte. Rannte davon wie ein Kaninchen und direkt auf die Klippen zu. So wie der rannte, hatte er überhaupt keine Chance in dieser Finsternis. Und dann noch bei der Strömung vor der Küste. Wahrscheinlich wird man die Leiche des armen Jungen nie finden.«

»Und du bist sicher, daß er über die Klippen hinuntergestürzt ist?« fragte der Major begierig, und ich bemerkte, daß er seine Erleichterung nicht verhehlte.

»Absolut sicher. Sir«, bekräftigte der Kesselflicker. »Wenn ich ihn richtig erwischt hätte, hätte ich ihn

vielleicht festhalten können, aber ich konnte ja nicht wissen, daß der arme *truaghan* direkt auf die Klippe losrennen würde.«

Major Cassell räusperte sich. »Nun, mein Freund, ich glaub dir, daß du getan hast, was du konntest«, sagte er. »Hier, nimm!«

»Danke, Sir«, sagte der Kesselflicker. »Danke.«

Der Major sagte etwas, was ich nicht verstand, und dann trat wieder

Stille ein, in der nur das eintönige Trommeln des Regens auf dem Zelt zu hören war. Plötzlich fing ich an zu bibbern. Ich nahm eine der Decken, die auf dem Boden lagen, und wickelte sie mir um den Leib. Dann setzte ich mich auf den Boden und wartete.

Ich mußte eingedöst sein, denn als ich plötzlich mit einem Ruck den Kopf hob, stand der junge Kesselflicker in der Mitte des Zeltes und hielt ein brennendes Streichholz in der Hand. Er zündete die Laterne an und blies dann das Streichholz aus. Er blieb stehen, wo er war, und blickte nachdenklich auf die Silbermünze in seiner Hand. Schließlich steckte er sie in die Tasche.

»Die vornehmen Leute«, knurrte er und spuckte auf den

Boden. Die Worte klangen bei ihm wie ein Fluch.

»Sind sie weg?« fragte ich ängstlich. Ich konnte kaum glauben, daß er mir geholfen hatte.

»Ja, die meisten«, gab er zur Antwort. »Aber ein paar von ihnen suchen oben an den Klippen weiter, und einer streicht noch bei den Wiesen vor Achmore herum.« Er sah mich nachdenklich an und sagte langsam: »Die müssen ganz besonders scharf auf dich sein, Junge.«

Ich sah in sein dunkles, unrasiertes Gesicht und überlegte, wieweit ich ihm trauen konnte, schämte mich aber sofort dieses Gedankens. Hatte er mich nicht vor den Männern Major Cassells versteckt, nur weil ich den Namen von Jamie Finlayson kannte? Wenn doch bloß Duncan Mor bei mir wäre! Er wüßte, was zu tun war.

»Kennen Sie Duncan Mor MacDonald von Mealt?« sagte ich plötzlich.

»Ja, ich kenne den Großen«, sagte er vorsichtig.

»Er hat sich in den Bergen versteckt«, sagte ich. »Die Polizei ist hinter ihm her.«

Der Kesselflicker zeigte keinerlei Überraschung. »Ich weiß«, sagte er ruhig, »und da können sie nach ihm suchen, bis sie schwarz sind. Es gibt auf den Inseln

keinen, der sich besser in den Bergen auskennt als Duncan Mor. Ich weiß, was ich sage, und die Polizei wird es spätestens wissen, wenn sie ihn erwischt hat, falls sie ihn erwischt.«

Es konnte keinen Zweifel darüber geben, wo seine Sympathien lagen, und so fuhr ich eifrig fort: »Ich muß Duncan Mor vor morgen abend sehen. Ich...«

Ich verstummte. Die Klappe des Zeltes wurde beiseite geschoben, und ich sah das Gesicht des alten Kesselflickers in der Öffnung. Er zischte etwas auf gälisch und verschwand dann wieder. Die nasse Klappe fiel klatschend wieder vor die Öffnung.

»Die Männer kommen wieder von der Klippe zurück«, sagte der junge Kesselflicker leise.

Er schob mich in die äußerste Ecke des Zeltes. Ich legte mich flach auf den Grasboden, während er einige Decken über mich warf.

»Verhalt dich ruhig«, flüsterte er. »Hier kann dir nichts passieren.«

Natürlich spürte ich bald ein Kitzeln im Hals und mußte husten. Ich fühlte, wie der Hustenreiz immer stärker wurde, doch ich unterdrückte ihn, indem ich versuchte,

ganz ruhig durch die Nase zu atmen. Jetzt fing auch noch mein Rücken an zu jucken, und ich war sicher, daß mir irgendein Insekt am Bein hoch krabbelte. Ich ballte die Fäuste, bis sich mir die Fingernägel in die Handflächen gruben, und zwang mich, ganz still dazuliegen. Plötzlich wurde die Decke, die über meinem Kopf lag, weggezogen. Ich schrie überrascht auf und schnellte in die Höhe, aber es war nur der junge Kesselflicker.

»Sie sind jetzt fort«, sagte er ruhig, »aber unterhalb von Achmore lauert immer noch einer von den Brüdern, und wahrscheinlich schleichen die anderen auch noch irgendwo im Dunkeln herum. Aber du, mein Junge, bleibst die ganze Nacht über hier, und wenn nötig auch noch länger, so wahr der Sohn meines Vaters Seumas Stewart heißt.«

»Aber ich muß zu Duncan Mor«, protestierte ich. »Sie verstehen das nicht. Es ist wichtig. Ich muß mit ihm sprechen. Ich sag Ihnen, Sie verstehen das nicht.«

»Das versteh ich sehr wohl«, erwiderte er. »Aber du würdest es in einer Nacht wie heute nie schaffen, in die Berge zu kommen, und was passiert, wenn du den Männern von der Lodge in die Arme läufst? Sie würden

dann sofort wissen, wer dich versteckt hat, und würden es umgehend dem Major erzählen. Ja, dem Major mit seinen eiskalten Augen und dem Blick einer hungrigen Katze. Nein, nein, Junge, wenn du dieses Zelt hier verläßt, dann nur auf eine Art: du wirst in Bettzeug eingerollt und liegst im Karren zu allerunterst. Und dabei bleibt es.«

»Aber ich muß zu Duncan Mor!« schrie ich außer mir. In meiner Erregung ging ich auf ihn zu und packte ihn an seiner zerlumpten Jacke.

Er sah mich mit neugieriger Verwunderung an und sagte langsam: »Für einen Freund von Jamie Finlayson würd ich so manches tun, aber wenn dich die Leute des Majors erwischen, bin ich dran, und der alte Mann auch. Wir sind armes fahrendes Volk und, ohne daß uns der Major auch noch die Polizei auf den Hals hetzt, schon schlimm genug dran.«

Ich wußte natürlich, daß er die Wahrheit sagte, aber mir fiel nichts weiter ein, als mit stumpfsinniger Hartnäckigkeit zu wiederholen, daß ich zu Duncan Mor mußte.

Der Kesselflicker nahm meine Hand von seiner Jacke und sagte ruhig: »Wenn du unbedingt mit dem Großen

reden mußt, dann werd ich ihm selbst die Nachricht bringen, aber dafür ist morgen bei Tag noch Zeit genug.« Ich wollte etwas darauf sagen, aber erfuhr schnell fort: »Du bist ja völlig blau vor Kälte, Junge, und zitterst wie Espenlaub. Du ziehst jetzt erst mal diese Kleider aus und trocknest dich ab.«

Ich hatte gar nicht bemerkt, wie kalt mir inzwischen geworden war. Ich hatte kein Gefühl mehr in den Beinen und konnte mein Zähneklappern kaum unterdrücken. Ich zog mich folgsam aus; der Kesselflicker gab mir ein zerrissenes Handtuch, mit dem ich meinen nassen Körper abrieb, bis die Haut prickelte und glühte.

In der Mitte des Zeltes stand ein alter, gußeiserner Ofen mit einem gebogenen Ofenrohr, das durch das gewölbte Zeltdach ins Freie führte. Der Kesselflicker spannte eine Leine von dem Ofenrohr zu einer der Haselruten, die die Zeltplane trugen, und hängte meine nassen Kleider darüber. Dann warf er trockenes Heu auf den Boden und faltete vier Decken so, daß sie einen provisorischen Schlafsack bildeten, und legte sie auf das Heu.

Ich wühlte mich unter die rauen Decken in der Überzeugung, daß ich nicht eine Sekunde würde schlafen

können, ehe ich nicht Duncan Mor gefunden und ihm alles, was ich wußte, erzählt hätte. Ich erinnere mich noch, daß ich sah, wie der Kesselflicker ein Torfscheit überm Knie brach und in den Ofen steckte; dann schienen mir die Augen von selber zuzufallen. Ich muß sofort eingeschlafen sein.

Ich wachte einmal in der Nacht auf, fuhr hoch und sah mich voller Angst um. Allmählich erinnerte ich mich wieder, wo ich war. Der alte Kesselflicker hockte neben dem Zelteingang mit einer kurzen Tonpfeife im Mund und rauchte vor sich hin. Seine wachende Gestalt hatte etwas Beruhigendes für mich. Ich drehte mich auf die Seite und machte die Augen wieder zu. Am Morgen würde Seumas Stewart mit einer Nachricht zu Duncan Mor gehen, und dann würde alles gut werden. Aber wie sollte er ihn in der zerklüfteten Felsenwildnis der Berge finden? Mit einem Seufzer der Erleichterung dachte ich an die Höhle in den Bergen, deren Eingang von zwei Ebereschen verdeckt wurde. Sicher war Duncan Mor dort oben in der alten Brennerei. Über diesem beruhigenden Gedanken versank ich wieder in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Als ich aufwachte, war die Klappe vor der Öffnung

zurückgeschlagen, und das Sonnenlicht flutete ins Zelt. Der Sturm mußte sich in der Nacht ausgetobt haben, denn die Luft war jetzt ganz still. Ich richtete mich auf meinem Lager auf, rieb mir den Schlaf aus den Augen und gähnte. Der alte Mann stand über einen Topf gebeugt am Ofen. Ohne ein Wort nahm er meine Kleider von der provisorischen Wäscheleine und warf sie mir zu. Sie waren trocken und warm, und ich zog mich schnell an.

Ich wollte an dem alten Mann vorbei ins Freie gehen, aber er packte mich an der Schulter und zog mich ins Innere des Zeltes zurück. »Bleib, bleib hier!« sagte er aufgeregt. »Warte, bis Seumas wieder da ist. Hast du verstanden?«

Sein Englisch war stockend und schwer zu verstehen, aber die Eindringlichkeit seines Tones war unmißverständlich. Ich nickte, aber er wandte sich nicht eher wieder seinen Frühstücksvorbereitungen am Ofen zu, bis ich zu meinem Lager zurückgegangen war und mich auf die Decken gesetzt hatte.

Ich hörte den jungen Kesselflicker nicht kommen. Sein Schatten verdunkelte den Eingang, und als ich aufschaute, stand er auch schon im Zelt. Er hatte ein Paar schlecht

sitzender, dünn besohlter Schuhe, deren Oberleder an manchen Stellen brüchig war, an den Füßen, bewegte sich aber so sicher und flink wie eine Katze. Seine Jacke hing ihm in Fetzen um die Schultern, und seine Hose war so oft geflickt worden, daß es schwer war, ihr ursprüngliches Muster zu erkennen. Auf seinem Kopf saß eine keck nach hinten geschobene alte Tweedmütze, unter der sein schwarzer, krauser Schöpf in allen Richtungen hervorquoll. Sein Gesicht war hager und wachsam; er erinnerte mich an ein wildes Tier, das stets fluchtbereit ist.

»Es wird Zeit, daß wir essen, Junge«, sagte er, »und dann wollen wir uns um den Großen in den Bergen kümmern.«

Ich hatte gar nicht daran gedacht, auf die Uhr zu sehen, und als ich es dann tat, stellte ich fest, daß beide Zeiger auf zwölf standen. Am liebsten hätte ich die beiden Männer mit Vorwürfen überschüttet, ließ es aber bleiben. Schließlich war es meine eigene Schuld, daß ich so lange geschlafen hatte, und ich konnte dem Kesselflicker nicht verwehren, anständig zu essen, bevor er sich zu seinem langen Marsch in die Berge aufmachte.

Wir aßen den frischen Lachs mit den Fingern; dazu gab es dicke Scheiben Brot mit viel Butter und starken,

gezuckerten Tee. Keiner von uns verspürte Lust zu reden. Ich war froh über das Schweigen, weil ich solchen Hunger hatte, daß ich die Zeit nicht mit Reden vertun wollte, anstatt mich richtig satt zu essen.

Als wir fertig waren, musterte mich Seumas Stewart nachdenklich. »Was soll ich dem Großen von dir ausrichten?« fragte er.

»Sagen Sie ihm, er soll irgendwo Radio hören«, antwortete ich langsam. »Sagen Sie ihm, alle zwei Stunden wird eine Sondermeldung durchgegeben. Sagen Sie ihm, es war ein U-Boot, das wir in jener Samstagnacht im Sund hörten. Sagen Sie ihm, Major Cassell versucht heute nacht, Dr. Reuter von der Insel zu schmuggeln.«

Der Kesselflicker wiederholte die Worte immer wieder, bis er sie auswendig konnte, und ich empfahl ihm, auf dein Berg südlich des *Loch Cuithir* zu suchen, denn ich war überzeugt, daß Duncan Mor nicht weit von der alten Brennerei sein konnte.

»Ich werde mich südlich auf den Creag Langall zu halten müssen«, sagte er, »sonst können sie mich von der Lodge aus sehen. Ich komme also nicht vor Einbruch der Nacht zurück, aber wenn Duncan Mor oben in den Bergen ist,

dann finde ich ihn.«

Er sprach sehr schnell auf gälisch auf seinen Vater ein; der alte Mann sah mich an und nickte mehrmals mit dem Kopf. Schließlich sagte er etwas, was dem jungen Kesselflicker ein Lächeln entlockte.

»Mein Vater sagt, wenn du versuchst, das Zelt zu verlassen, dann haut er dich grün und blau«, erklärte er.

Ich sah den alten Mann an; er nickte bekräftigend und drohte mir mit erhobener Faust. Als ich mich wieder an Seumas Stewart wenden wollte, war er schon aus dem Zelt verschwunden.

Jener Tag im Zelt des Kesselflickers war wohl der längste Tag in meinem Leben. Der alte Mann saß draußen neben dem Zelteingang, reglos wie eine Bronzestatue, und rauchte seine kurze Tonpfeife. Von Zeit zu Zeit nahm er die Pfeife aus dem Mund und spuckte aus; das war jedoch die einzige Bewegung, die er während der ganzen Zeit machte. Im Laufe des Nachmittags kochte er Tee; wir aßen Käsebrote und Lachs. Dann bezog er wieder Stellung vor dem Zelt. Einmal dachte ich, er sei eingeschlafen, aber als ich mich dem Zelteingang näherte, warf er mit einem Ruck den Kopf herum und bedeutete mir, mich wieder in

meine Ecke zurückzuziehen.

Ich dachte, die Stunden würden überhaupt nie vergehen, doch dann, als die Helligkeit im Innern des Zeltes allmählich verblaßte und der Dämmerung wich, änderte sich das Tempo. Es war, als wären die Stunden des Nachmittags nur so langsam vergangen, um sich um so schneller in die Nacht zu stürzen. Meine Hoffnung sank. Bald würde es Mitternacht sein; und um Mitternacht sollte Dr. Reuter außer Landes geschmuggelt werden.

Meine Uhr zeigte halb elf. Der alte Mann hatte die Lampe angezündet und saß jetzt am Ofen, als Seumas Stewart lautlos wie eine Katze ins Zelt schlüpfte. Er machte die Klappe hinter sich zu und blieb mit dem Rücken zum Eingang stehen.

Ich sprang auf. »Haben Sie ihn gefunden?« rief ich.

»Ja, gefunden hab ich ihn schon«, sagte er, »nachdem ich mir auf dem Berg über dem Loch Cuithir beinahe die Füße wundgelaufen hatte.«

»Und wo war er?« fragte ich.

Seumas Stewart holte eine zerdrückte Zigarette aus der Tasche und zündete sie an. Er sog eine Zeitlang schweigend daran und sagte dann: »Duncan Mor kam mir

über den Bealach na Leacaich entgegen und hinter ihm alle Männer aus dem Langen Tal, und nicht einer, der nicht irgendein Schießeisen über der Schulter trug, und er selber sah aus wie das Jüngste Gericht. »Na«, sagte ich, »bist du hinter Kaninchchen her, Duncan Mor?« — »Nein, nicht hinter Kaninchens sagte er, »sondern hinter diesem Wiesel in der Lodge, und ich werd es ausweiden, ehe die Nacht vorbei ist. Er hatte gehört, daß du ertrunken seist, und sein Zorn war schrecklich. Ich hab ihm gesagt, du seiest wohllauf und sicher bei uns im Zelt.«

»Haben Sie ihm die Nachricht bestellt?« fragte ich, außerstande, noch länger an mich zu halten.

»Ja, ich hab ihm deine Nachricht bestellt«, fuhr der Kesselflicker fort, »und er hat zu mir gesagt: ›Bestell Alasdair Beag, daß ich die Meldung im Radio bereits gehört habe und daß heute nacht der Major selbst die Strafe des alten Gesetzes zu spüren bekommen wird!‹

»Ist das alles, was er gesagt hat?« wollte ich wissen. Ich konnte meine Enttäuschung darüber, daß Duncan Mor kein einziges Wort des Lobes für mich gefunden hatte, kaum verbergen.

»Nein, da war noch etwas«, antwortete der junge

Kesselflicker, und ich hatte das Gefühl, daß er mich jetzt mit einem gewissen Respekt ansah. »Duncan Mor hat mich am Arm gepackt, und zwar mit solcher Kraft, daß ich dachte, er würde ihn zu Brei zermalmen, und hat gesagt: ›Ich werde dir nie vergessen, was du für mich getan hast, Seumas Stewart, aber deine Arbeit ist für heute noch nicht beendet. Du wirst jetzt zu deinem Zelt zurückgehen und auf Alasdair Beag aufpassen, bis die Arbeit dieser Nacht getan ist. Er ist ein ziemlicher Dickschädel, und du wirst ihn hart anfassen müssen, aber du wirst auf ihn aufpassen, Seumas Stewart, wenn du nicht willst, daß dich mein Geist bis in alle Ewigkeit verfolgt!««

»Aber wo ist er denn?« rief ich. »Ich muß zu ihm!«

»Duncan Mor und die Männer aus dem Langen Tal haben sich mit den Männern von Achmore oberhalb von Dun Crianan vereinigt«, sagte der Kesselflicker. »Sie sind von dort weitermarschiert zur Schlucht. Bei der Schlucht stießen sie auf einen Wachposten des Majors, aber ehe der arme *truaghan* auf die Beine kam, hatte Duncan Mor ihn schon fast erwürgt. Sie haben das große Fischerboot und das Beiboot leckgeschlagen, und Ruairidh aus dem Langen Tal hat einen Sprengsatz an der Brücke

angebracht. Dann haben sie sich hinter den Felsen und im Farnkraut versteckt. Du würdest dort keine Menschenseele entdecken können, und doch wimmelt es in der Schlucht bloß so vor Männern, und ich hab so das Gefühl, daß heute nacht merkwürdige Dinge im Gange sind.«

Ich stürzte mich auf den Eingang, aber Seumas Stewart war schneller als ich. Er packte mich um die Mitte und zog mich wieder zurück ins Zelt.

»Du willst wohl meinen Tod?« fragte er. »Der Große reißt mich in Stücke, und das ist so sicher wie das Amen in der Kirche, wenn ich dich entwischen lasse.«

»Das ist mir egal, ich muß ...«

Weiter kam ich nicht. In der Ferne war eine leise, gedämpfte Explosion zu hören, auf die eine Salve von Schüssen folgte. Ich sah, wie dem alten Mann die Tonpfeife aus dem Mund rutschte und auf den Boden fiel, aber er machte keine Anstalten, sich zu bücken und sie wieder aufzuheben. Wir standen alle drei da und sahen einander an. Dann peitschte eine zweite Salve von Schüssen durch die Nacht. Als Seumas Stewart zum Eingang des Zeltes stürzte, war ich ihm dicht auf den Fersen.



Nach dem Lärm der Explosion und der Schießerei trat eine Stille ein, die etwas geradezu Unheimliches hatte, so als verberge sie noch viel schrecklichere Untaten. Seumas

Stewarts kräftige braune Finger hatten sich um meinen Arm geschlossen, und so standen wir Seite an Seite und warteten gespannt. Irgendwo in der Ferne begann ein Hund zu bellen, dann hörte ich das Muhen einer Kuh; aber diese freundlichen und vertrauten Geräusche schienen das Gefühl der Spannung nur zu verstärken.

Dann begann die Schießerei wieder, und ich spürte, wie sich die Hand des jungen Kesselflickers noch fester um meinen Arm schloß. Was ich hörte, klang wie das abgehackte, häßliche Knattern eines Maschinengewehrs; dazwischen fielen vereinzelte Schüsse aus einem Gewehr. Und wieder Stille, tiefe, undurchdringliche Stille, dann der Laut eines heulenden Hundes. Mir gerann fast das Blut in den Adern.

»Seit achtzehn Jahren fahre ich nun durch Skye«, sagte Seumas Stewart leise, »und noch nie hab ich so etwas

gehört. Stell dir vor, Alasdair Beag, was man sich später einmal für Geschichten erzählen wird von heute nacht! Wenn ich ein alter Mann bin, wird man noch immer von Sleat bis Trotternish davon sprechen. Und was soll ich dann sagen? Daß ich die Nacht in meinem Zelt verbracht habe wie eine alte Cailleach? *Seall*, Alasdair, das war doch eine Schande. Komm mit, wir wollen uns ein bißchen in der Schlucht umsehen, Duncan Mor hin, Duncan Mor her.«

Er marschierte fast stürmisch los und hielt mich dabei noch immer am Arm fest. Der alte Kesselflicker rief hinter uns her, und Seumas antwortete ihm auf gälisch, aber wir waren beinahe außer Hörweite, als die zornige Antwort des alten Mannes kam.

Wir folgten dem gewundenen Pfad oberhalb des stillgelegten Steinbruchs bis zur Schlucht. Über uns stand der Mond, eine dünne Scheibe, die zum Teil von Regenwolken verdeckt war. Vom Himmel fiel ein feiner Nieselregen. Ich stolperte andauernd und wäre sicher manches Mal hingefallen, wenn mich nicht Seumas Stewart am Arm festgehalten und gestützt hätte. Der Kesselflicker war so sicher auf den Füßen und so behend

wie eine Ziege.

»Keine faulen Tricks jetzt!« keuchte Seumas, als wir in die unmittelbare Nähe der Schlucht kamen. »Wir bleiben zusammen, vergiß das nicht. Duncan Mor würde mich in Stücke reißen, wenn dir heute nacht etwas passierte,« *bhalaich.*«

Ich wollte ihm antworten, als zwei Männer plötzlich aus dem dicken Farngestrüpp neben dem Pfad auftauchten. Ich spürte einen harten Gegenstand in den Rippen und hob instinktiv die Hände. Jemand strahlte mir mit einer hellen Taschenlampe ins Gesicht und blendete mich.

»So, so, Alasdair Beag«, rief eine vertraute Stimme, »du bist es also? Du kannst von Glück sagen, daß Duncan Mor unten in der Schlucht ist.«

Die Taschenlampe wurde ausgeknipst, und ich hatte Mühe, mich wieder an die Dunkelheit zu gewöhnen. Es dauerte einige Zeit, bis ich die kräftige Gestalt Hector MacLeods erkannte. Neben ihm stand ein zweiter Mann mit einer schußbereiten Flinte in der Hand und versperrte Seumas Stewart den Weg. Ich war ihm schon einmal bei einem meiner Streifzüge in den Bergen mit Duncan Mor begegnet. Er hieß Norman ROSS und kam aus dem Langen

Tal.

»Wir hörten eine Explosion!« rief ich. »Was ist denn hier los?«

»Eine ganze Menge ist hier los«, erwiderte Hector MacLeod trocken. »Die Jungs sind ins Magazin am Steinbruch eingebrochen und haben sich zwei Stäbe Dynamit und ein Stück Zündschnur geholt. Ruairidh hat einen Sprengsatz an der Brücke angebracht. Der kann nämlich mit Sprengstoff umgehen. Der Sprengsatz ist keine Sekunde zu früh losgegangen: die Brücke ist in die Luft geflogen, als Murdo Ruadh gerade drüberschlich.« Er machte eine Pause und fügte dann finster hinzu: »Nun hat's den Roten endlich erwischt, und mit ihm noch drei andere von derselben Sorte!«

Ich hörte, wie Seumas Stewart mit einem langen, staunenden Pfeifen die Luft ausstieß.

»Da war was los, kann ich euch sagen«, fuhr Hector MacLeod fort. »Die übrigen warfen ihre Gewehre fort und rannten hinunter zum Fluß. Die Jungs erwischten zwei von ihnen, bevor sie auf die andere Seite gelangen konnten, und Duncan Mor machte einen Sprung von gut und gern fünf Metern und schnappte sich diesen verdammten Hund

von einem Wissenschaftler. Da drüben liegt er.«

Er leuchtete mit seiner Taschenlampe in das Farngestrüpp, und ich zuckte zurück, als das Licht auf die leblose Gestalt Dr. Reuters fiel. Der Wissenschaftler lag auf dem Rücken, die Arme von sich gestreckt, die Handflächen nach oben. Sein Gesicht war totenblaß; aus einer tiefen Schnittwunde quer über die Stirn sickerte das Blut.

»Ist er tot?« fragte ich leise.

»Keine Angst«, sagte Norman ROSS, »aber es wird wohl eine Weile dauern, bis er wieder zu sich kommt. Er wollte gerade durch den Fluß waten, als Duncan Mor auf seinem Rücken landete. Ich sag euch, der Kerl hat seiner Lebtag nie einen solchen Puff bekommen.«

Kaum hatte er geendet, als das widerwärtige Knattern eines Schnellfeuergewehrs aus der Schlucht zu uns heraufdrang.

»Das ist keine Flinte«, stellte Seumas Stewart fest.

»Ganz recht. Das ist ein Maschinengewehr«, sagte Hector MacLeod. »Drei von ihnen haben es geschafft bis zur Hütte. Die müssen dort seit langem ein Maschinengewehr versteckt haben, und an Munition

scheint es ihnen auch nicht zu fehlen, so wie die in der Gegend herumballern.«

Seumas Stewart mit seinen besonders scharfen Ohren zischte uns eine Warnung zu. Er stieß mich hinunter in das Farnkraut und preßte sich selbst flach auf den Boden neben mich. Hector MacLeod und Norman ROSS glitten ins Dunkel zurück. Erst jetzt hörte ich die Schritte - schwere, schleppende Schritte, die langsam auf uns zukamen.

»*Co tha'n sud?*« bellte Nortnan Ross.

Es war Roderick MacPherson aus Achmore, der ihm antwortete.

»*Thigibh an so!*« rief er.

Norman ROSS und Hector rannten ihm entgegen, und Seumas Stewart und ich erhoben uns ebenfalls, um ihnen zu helfen. Hector knipste seine Taschenlampe an, und was wir sahen, war furchtbar. Roderick MacPherson stand wankend vor uns, die Kleider zerrissen. Schweiß troff ihm über das dreckverschmierte Gesicht, und über den Schultern trug er die lange Gestalt von lain Ban MacDonald. Erst als Seumas und Hector Lain Ban anfaßten und auf den Boden herunterließen, bemerkte ich die Wunde in Rodericks Bein. Auch Norman ROSS

bemerkte sie. In Rodericks linkem Bein unmittelbar unter dem Knie war eine klaffende Wunde, aus der das Blut noch immer reichlich quoll.

Aber Roderick schob uns weg. »Kümmert euch lieber um Lain Ban«, sagte er, »ihn hat's an der Schulter erwischt, und er hat eine Menge Blut verloren.«

»Ach, mir geht es gut«, murmelte Lain Ban zwischen den Zähnen, »ich bedaure bloß, daß ich nicht bis zum Schluß dabei bin.«

»Du hast mehr als genug getan«, sagte Roderick MacPherson. »Wenn...«

Das schnelle Stottern des Maschinengewehrs verschluckte den Rest, und Roderick wandte sich um, als wolle er wieder in die Schlucht zurückgehen.

Norman ROSS packte ihn an den Schultern. »Für dich ist es jetzt auch genug, Roderick!« rief er. »Deine Wunde am Bein geht bis auf den Knochen.«

Seumas Stewart trat mit seinem lautlosen, katzenartigen Gang zu ihm heran und riß Norman die Flinte aus den Händen.

»Paß auf den Jungen auf, Tormod«, rief er, »oder du bekommst es mit Duncan Mor zu tun«, und während er

sprach, lief er in Richtung Schlucht davon.

»Für einen Kesselflicker hat der Bursche Mumm«, sagte Norman ROSS.

Roderick MacPherson streckte sich neben Lain Ban im Farnkraut aus, und Hector, Norman und ich hockten neben den beiden und sahen sie an.

»Leisten die Banditen in der Hütte unten immer noch Widerstand?« fragte Hector.

Roderick nickte. »Sie haben ein Maschinengewehr im Fenster in Stellung gebracht«, sagte er, »und die Mauern der Hütte sind dick wie die einer Festung.«

»Das stimmt«, sagte Norman Ross bestätigend. »Ich glaube, die Mauern sind fast einen Meter dick und dazu aus massivem Stein.«

»Tja, da haben wir noch einiges zu tun«, seufzte Hector.
»Ich fürchte fast, wir werden auf die Polizei warten müssen.«

»Nicht, wenn es nach Duncan Mor geht«, erwiderte Roderick. »Der Große will sich von hinten an die Hütte heranschleichen. Er hat ein paar Lappen in Benzin getränkt, und wenn er es schafft, unbemerkt heranzukommen, dann will er das Dach der Hütte

anzünden und die Brüder ausräuchern.«

Während Roderick sprach, hörten wir die regelmäßigen Stöße von Gewehrfeuer, das von dem abgehackten Knattern des Maschinengewehrs erwiderst wurde.

»Die Jungs tun ihr möglichstes, um ihm Feuerschutz zu geben«, fuhr Roderick fort, »aber wenn ihn die Leute des Majors sehen, dann kann der Große sein Testament machen.«

Keiner von uns sagte etwas; ich glaube, wir hatten alle denselben Gedanken. Was, wenn sie Duncan Morris tatsächlich sahen und erschossen? Norman entdeckte als erster das Leuchten am Himmel, und dann sahen wir alle die dicke, schwarze Rauchsäule, die langsam aufstieg.

»Er hat es geschafft!« rief Hector. »Das ist die Dachpappe, die so raucht!«

»Ja, wenn sie erst mal rausmüssen, dann sind sie erledigt«, sagte Roderick mit grimmiger Genugtuung.

Wie zur Bestätigung seiner Worte verstummte das Maschinengewehr. Es waren nur noch ein paar verspätete Gewehrschüsse zu hören.

»Na ja«, meinte Hector, »das ist wohl eine Nacht gewesen. Ich kann es kaum glauben, daß der Major hinter

all dem stecken soll. So ein netter, freundlicher Mann, der sich doch bloß für Vögel interessiert.«

»Ich glaube, die Polizei wird eine ganze Menge Beweise haben wollen«, fügte Norman ROSS hinzu.

»Aber die Beweise liegen in der Lodge!« rief ich aufgeregt. »Im Wandsafe im Arbeitszimmer des Majors.«

Ich dachte an die Blechschatulle, die ich ihn aus dem Wandsafe hatte nehmen sehen, und an die Äußerungen, die er Dr. Reuter gegenüber gemacht hatte, und wandte mich zum Gehen. Ich würde schon dafür sorgen, daß die nötigen Beweise zur Hand waren, wenn die Polizei hier eintraf.

»Wo willst du hin. Alasdair?« sagte Hector MacLeod scharf.

»Zur Lodge«, antwortete ich über die Schulter, »ich hole die Beweise.«

»Hiergeblieben«, rief Hector. »Duncan Mor hat gesagt...«

»Duncan Mor wird das verstehen«, rief ich zurück. »Er braucht Beweise für die Polizei.«

Hector rief mir etwas nach, aber ich verstand nicht, was es war.

Ich rannte den ganzen Weg bis zur Lodge. Die Haustür stand weit offen, vermutlich, weil sie alle große Eile gehabt hatten, zum Strand zu kommen. In der Diele brannte das Licht. Ich rannte den Flur entlang bis zum Arbeitszimmer des Majors. Die Tür war einen kleinen Spalt geöffnet, durch den das Licht in den Flur drang. Ich mußte lächeln, als ich mir das übereilte Verschwinden des Majors vorstellte, der sich nicht einmal mehr die Zeit genommen hatte, die Türen zu schließen und das Licht auszumachen. Lächelnd öffnete ich die Tür und trat in das Zimmer.

»Guten Abend, Master Cameron«, sagte Major Cassell. Auch er lächelte, aber sein Lächeln war alles andere als angenehm. »Komm ruhig herein und mach die Tür zu«, fuhr er fort. »Ich hoffe, du bist nicht so dumm und versuchst wegzulaufen, ich wäre sonst leider gezwungen, dich zu erschießen.«

Er lehnte sich in seinem Schreibtischstuhl zurück, und erst jetzt bemerkte ich den schwarzen Revolver in seiner rechten Hand. Ich machte die Tür langsam zu, indem ich mich mit dem Rücken dagegen lehnte, und ließ dabei den Revolver in seiner Hand nicht aus den Augen.

»Komm hierher und setz dich!« befahl er und deutete auf einen Holzstuhl mit einer hohen Rückenlehne direkt vor seinem Schreibtisch.

Ich ging wie ein Schlafwandler auf den Stuhl zu; dabei bewegte ich die Beine ganz steif und hielt die Hände schützend von mir weg, als sei ich auf diese Weise vor dem Revolver sicherer.

»Es ist ein großes Glück für mich, mein Bester«, fuhr der Major in demselben leisen Konversationston fort, »daß du nie nachdenkst, bevor du etwas tust. Nur ist diesmal kein Idiot da, der den Schlüssel im Schloß steckenläßt; diesmal, mein junger Freund, hast du's mit mir höchstpersönlich zu tun.«

»Ich dachte, Sie seien unten am Strand«, murmelte ich. Die Worte entfuhren mir unwillkürlich. Ich hatte wahrscheinlich laut gedacht.

Er suchte mit der linken Hand nach einer Zigarette, und als er den Deckel der Zigarettendose hob, erklang die Melodie *von Stille Nacht*. Er ahnte wohl, welche Gefühle dieses Lied in dieser Situation in mir erweckte, denn er sagte höhnisch: »Alles schläft, einsam wacht. Findest du nicht auch, Alasdair?«

Plötzlich klappte er den Deckel zu und zündete sich eine Zigarette an, alles mit der linken Hand. Der Revolver senkte sich nicht einen Augenblick. »Du dachtest also, ich sei am Strand«, sagte er langsam. »Nein, mein Freund, ich ahnte, daß es heute nacht Schwierigkeiten geben würde, und bin deshalb hiergeblieben. Meine Ärzte sagen mir, ich hätte ein schwaches Herz; zuviel Aufregung könnte mich umbringen.« Er lachte kurz. »Und leider Gottes ist mein Leben ziemlich aufregend.«

Als ich ihm nun in einer Entfernung von vielleicht anderthalb Metern gegenüberübersaß, konnte ich kaum glauben, daß ich mit diesem Mann einmal gelacht und geplaudert hatte. Das bereitwillige Lachen war aus seinem Gesicht verschwunden, und sein Mund war zu einem harten Strich zusammengekniffen. Er sprach nun nicht mehr in kurzen, abgehackten Sätzen, und obgleich sein Englisch keinerlei Akzent verriet, war es nicht das Englisch der genuschelten Konsonanten und langgezogenen Vokale, das für einen Offizier oder Gentleman so typisch ist.

Er sah, wie ich die Augen von seinem Gesicht zur Tür wandern ließ, und sagte: »Ich würde nichts Unüberlegtes

tun, wenn ich du wäre. Du hast es diesmal nicht mit einem schlappen Offizier der englischen Armee zu tun.«

Meine offenkundige Verwirrung schien ihn zu amüsieren, und er fuhr fort: »Meinst du nicht, daß ich meine Rolle gut gespielt habe? Major Cassell, der einfältige, gutmütige Offizier, der Trottel, der nächtelang in der Kälte draußen saß und Vögel beobachtete. Es war ein guter Witz, findest du nicht? Diese Idioten, die fanden das alle so komisch, daß ihnen nie der Gedanke gekommen ist, Major Cassell könnte etwas anderes als Vögel beobachten. Ich habe gute Arbeit für mein Land geleistet, Master Cameron. Reuter ist der dritte Atomphysiker, den ich aus England herausgeschmuggelt habe. Der dritte! Und es gab noch andere - keine Wissenschaftler—, aber für uns fast ebenso wertvoll. Aber natürlich sollte ich euren berühmten Geheimdienst bei der Sache nicht vergessen. Bloß, was hat der unternommen?« Er stieß ein unangenehmes Lachen aus. »Nichts, gar nichts. Der war nur ratlos.

Die einfachen Pläne sind es, mit denen du Erfolg hast, mein Freund. Einfach und gut geplant. Meine Wissenschaftler gingen mit einer Aktentasche unter dem

Arm zum Euston-Bahnhof, angezogen wie gewöhnliche Geschäftsleute, schlichter dunkler Anzug und Krawatte. Und dann verschwanden sie in einer Toilette. Heraus kamen sie als Jäger, Angler oder Bergsteiger, mit Tweedhosen, groben Strümpfen und Nagelschuhen. Im Zug war für sie ein Platz reserviert, und ihre Gepäck wartete bereits im Netz ihres Abteils. Das Gepäck eines Jägers oder Anglers, Gewehre und Angelruten und dergleichen mehr. Eine bessere Verkleidung als ein falscher Bart, meinst du nicht auch? Und sie fuhren nach Skye. Ransome war der erste Wissenschaftler. Dann kam Hunt und jetzt Reuter. Einfach, nicht? Lediglich einer von Major Cassells vielen Besuchern, einer, der zum Angeln oder zum Jagen hierherauf gekommen ist. Ein gastfreundlicher Herr, der Major.

Dann, eines Samstags um Mitternacht - immer an einem Samstag, mein junger Freund, wo all die braven Leute hier auf Skye schön zu Hause sind -, wurden meine Leute auf ein U-Boot gebracht. Eine wertvolle Fracht, nicht wahr? Und dabei war alles so einfach.«

Ich sah, wie sich seine Finger fester um den Revolver schlössen, und lehnte mich steif auf meinem Stuhl zurück.

»Wenn du nicht gewesen wärst, mein Freund«, sagte er leise, »dann hätte ich meine Mission hier unentdeckt beenden können. Und wenn Beaton dich aus dem Weg geschafft hätte, wie er den Auftrag hatte, dann hätte Reuter heute nacht keine bewaffnete Eskorte gebraucht. Nun haben sie halt ein paar von diesen einfältigen Crotern umlegen müssen, und leider werd nicht einmal ich eine plausible Erklärung für die Polizei parat haben.«

»Als ich Dr. Reuter das letztemal sah«, sagte ich triumphierend, »da lag er auf dem Rücken im Gras, und neben ihm saßen zwei Männer, die ihn bewachten.«

Eine Ader auf seiner Stirn begann zu zucken, aber er sprach in demselben leisen Tonfall weiter. »Deine Freunde haben Reuter also erwischt?« sagte er nachdenklich.

»Ja, und den ganzen Rest Ihrer Gangsterbande«, sagte ich mutig.

»In diesem Fall muß ich dir dankbar sein für die Möglichkeit, die du mir bietest, hier herauszukommen«, sagte er sarkastisch. »Deine Freunde würden mich gern erschießen, ja, aber dich werden sie nicht erschießen. Du und ich, wir werden zusammen einen Spaziergang zum Strand machen, und ich glaube nicht, daß wir

irgendwelchen Hindernissen auf unserem Weg begegnen werden.«

»Aber...« begann ich, als vom Flur her das Poltern von Schritten zu hören war und gleich darauf die Tür des Zimmers mit einem gewaltigen Stoß aufflog. In der Tür erschien die hünenhafte Gestalt Duncan Mors.

Erleichtert und voll Dankbarkeit lächelte ich ihm zu und war stolz, auf seiner Seite zu stehen. Seine riesige Gestalt füllte die Tür, und schon allein seine imponierende Größe flößte mir Mut und Zuversicht ein. Er mußte den ganzen Weg von der Schlucht bis zur Lodge gerannt sein, und obgleich sich sein Brustkorb in schnellen Bewegungen hob und senkte, ging sein Atem sehr regelmäßig. Seine Hose war bis an die Hüften durchnäßt und klebte ihm an den Beinen. Auf seinem Hemd waren Blutflecke, und ich sah jetzt auch, daß er im Gesicht eine lange, häßliche Wunde hatte. In der rechten Hand hielt er ein Gewehr.

Ich nahm diese Einzelheiten vermutlich im Bruchteil einer Sekunde wahr, denn der Major sagte, kaum daß Duncan Mor in der Tür erschienen war: »Lassen Sie das Gewehr fallen, sonst ist der Junge tot.«

Ich starnte in die Mündung des Revolvers und sah, wie er

den Finger am Abzug krümmte. Ich starre wie hypnotisiert auf den gebogenen Zeigefinger vor mir. Duncan Mor ließ sein Gewehr mit einem dumpfen Knall auf den Boden fallen, und erst jetzt gelang es mir, den Blick von dem Revolverlauf, den der Major mit sicherer Hand auf mich gerichtet hielt, loszureißen.

»Schieben Sie das Gewehr hier herüber«, befahl er, »und dann stellen Sie sich an die Wand!«

Duncan Mor gab dem Gewehr einen Stoß mit dem Fuß, so daß es durch den Raum schlitterte, und trat langsam ein paar Schritte bis zur Wand zurück. Unsere Blicke trafen sich, und seine weißen Zähne entblößten sich zu einem aufmunternden Lächeln. »Nun, Alasdair Beag, wir haben's geschafft«, sagte er ruhig. »Sie sind alle erledigt; ich wünschte nur, ich hätte den Roten in die Finger bekommen, bevor die Brücke in die Luft flog.«

»Nicht erledigt«, verbesserte ihn der Major sarkastisch, »nicht alle. Sie haben mich vergessen.«

»Keineswegs«, erwiderte Duncan Mor voller Verachtung. »Sie sind genauso erledigt wie der Rest Ihrer Gangsterbande. Mit diesem winzigen Pusterohr in Ihrer Hand werden Sie es nicht schaffen, sich den Weg

freizuschießen.«

»Ich denke doch«, sagte der Major gelassen. »Ich habe gut vorgesorgt für alle Eventualitäten. Ich habe mich mit dem Kommandanten des U-Boots, das Reuter aufnehmen sollte, verständigt. Das U-Boot wartet bis zwei Uhr früh draußen im Sund.« Er warf einen schnellen Blick auf die Uhr. »Jetzt ist es zehn nach eins. Wir haben noch eine Menge Zeit, meine Freunde.«

»Zeit wofür?« fragte Duncan Mor düster.

»Zeit für einen gemeinsamen Spaziergang zum Strand hinunter, von wo Sie mich dann zu dem U-Boot hinausrudern werden«, sagte der Major ruhig.

Duncan Mor warf den Kopf zurück und lachte sein gewaltiges, dröhndes Lachen. Das Groteske der Szene ließ mich zusammenzucken. Der Major beugte sich angespannt vornüber und hielt den Revolver fest umklammert. Ich war wie gelähmt vor Entsetzen und saß kerzengerade auf meinem Stuhl, während Duncan Mor sich vor Lachen bog. Er stand da mit zurückgeworfenem Kopf und beiden Händen in den Hüften, in einer Haltung, die entspannt und fast unbekümmert war.

Ich verstand zunächst nicht, warum er so lachte, bis ich

das nervöse Zucken um den Mund des falschen Majors und die bläbliche Röte in seinem Gesicht sah. Ohne eine Waffe in der Hand war es Duncan Mor gelungen, die Selbstsicherheit dieses Mannes zu erschüttern.

»Vielleicht werden Sie noch mehr lachen, wenn ich abdrücke und dem Jungen eine Kugel durch den Kopf jage!« schrie er heiser. »Genug mit dem Blödsinn, MacDonald. Ich hab jetzt keine Zeit mehr für so etwas. Sie führen mich hinunter zur Bucht. Der kleine Cameron wird ein paar Schritte hinter Ihnen gehen, und ich werde direkt hinter dem Jungen sein - mit diesem Revolver in seinem Rücken. Eine falsche Bewegung von Ihnen, und der Junge ist tot.«

»Schön«, sagte Duncan Mor ernüchtert. »Aber der Junge bleibt am Ufer zurück. Ich werde Sie selbst zu dem U-Boot hinausrudern.«

Der falsche Major lachte. Es war ein unangenehmes Lachen, das beredter war als Worte. »Der Junge kommt mit«, erklärte er.

»Und welche Garantie habe ich, daß er nicht erschossen wird, sobald Sie an Bord des U-Boots sind?« fragte Duncan Mor.

»Sie haben keine Garantie, und Sie sind auch nicht in einer Lage, um eine Garantie zu verlangen«, sagte der Major tonlos.

»Und wenn ich mich weigere?«

»Wenn Sie sich weigern — und ich geben Ihnen fünf Minuten für eine Entscheidung, ob Sie den Jungen zum Tode verurteilen wollen -, drücke ich ab. Master Cameron ist etwa zwei Meter von mir entfernt, und dieses Pusterohr, wie Sie es nennen, hat eine ganz schöne Durchschlagskraft.«

»Ihre Sorte kenn ich, Cassell!« bellte Duncan Mor. »Wir wären doch erledigt, sobald wir in dem Boot säßen.«

»Sie haben die Wahl«, sagte der falsche Major barsch.
»Sie haben noch vier Minuten.«

»Natürlich könnten Sie den Jungen erschießen«, fuhr Duncan Mor in einem ruhigeren Ton fort, »und vielleicht könnten Sie auch mich erschießen. Aber Sie haben nicht die geringste Chance, hier herauszukommen.«

»Ich weiß zu sterben«, sagte der Major schroff. »Aber ich hätte wenigstens die Genugtuung, diesen miesen, kleinen Idioten, der meine Pläne durchkreuzt hat, ins Jenseits befördert zu haben.« Der Blick, den er mir dabei

zuwarf, war von solchem Haß erfüllt, daß es mir eiskalt über den Rücken lief.

Ich hatte schon öfter große Angst gehabt, aber in diesem Augenblick wurde mir klar, was wirkliche Angst war. Dieser Mann würde mich niederschießen wie einen Hund, und er würde es mit Vergnügen tun.

In den kalten Augen, die mich unverwandt ansahen, lag kein Erbarmen.

»Und wenn nun zwanzig bewaffnete Männer in die Lodge eindrängen, was dann?« fuhr Duncan Mor unbeirrt fort. »Sie könnten sie nicht allesamt erschießen; Sie wären durchlöchert wie ein Sieb, bevor Sie zweimal abgedrückt hätten.«

»Wenn jemand versucht, mich zu erledigen, dann glaubt der Junge als erster dran. Aber Sie hätten Skrupel, ihn zu opfern. Deshalb sind eure Tage gezählt. Ihr legt zuviel Wert auf nutzloses Geschmeiß.« Er warf einen kurzen Blick auf seine Uhr. »Noch zwei Minuten.«

»Bevor wir gehen, möchte ich gern noch eins wissen«, sagte Duncan Mor leichthin. Während er sprach, machte er mehrere Schritte in die Mitte des Zimmers, bis ihn der Major durch eine drohende Bewegung

mit dem Revolver zum Stehenbleiben zwang. »Sagen Sie mir, wie das Geld in mein Haus kam. Waren Sie es, oder ist dieser rothaarige Halunke Beaton selber auf die Idee gekommen?«

»Beaton hat es auf meinen Befehl dort versteckt«, sagte der Major kalt.

»Wissen Sie«, sagte Duncan Mor und bewegte sich wie unabsichtlich ein kleines Stück auf ihn zu, »daß man mich wegen dieser Geschichte zum erstenmal in meinem Leben beschuldigt hat, etwas gestohlen zu haben?«

»Ihre Lebensgeschichte interessiert mich nicht«, erwiderte der Major. Während er wieder einen kurzen Blick auf seine Uhr warf, sah ich, wie Duncan Mor noch einen Schritt näher kam.

»Eine Minute.« Die Stimme war kalt und völlig ausdruckslos.

»Ich habe geschworen, daß ich den Kerl, der mir das angetan hat, in der Mitte durchbrechen würde«, fuhr Duncan Mor ungerührt fort. Ich bemerkte die Schweißperlen auf seiner Oberlippe. »Ich bin jemand, der sein Wort hält, Cassell oder wie Sie immer heißen.«

Ich meinte, draußen Stimmen vernommen zu haben, aber

die beiden Männer taten, als sei nichts. Die Mündung des Revolvers zielte noch immer unverwandt auf meine Brust, doch der Blick des Majors war auf Duncan Mors Gesicht geheftet. Duncan Mor seinerseits stand mit leicht nach vorne geneigtem Oberkörper sprungbereit auf den Fußspitzen. Er sah mich an und lächelte, hob die rechte Hand an den Kopf und ließ sie wieder fallen. Es war dieselbe Gebärde, die er immer machte, wenn wir uns voneinander verabschiedeten.

Der falsche Major atmete tief. »Sie haben noch genau dreißig Sekunden«, sagte er mit derselben unbewegten, beherrschten Stimme.

Ich war wie gelähmt vor Angst. Sie schnürte mir den Magen zusammen, so daß mir schlecht wurde, und meine Zunge fühlte sich wie ein trockener Lappen im Mund an.

»Dreißig Sekunden noch?« sagte Duncan Mor noch immer lächelnd. »Nun ja, mancher bessere Mann als ich hatte weniger Zeit.«

Ich weiß nicht genau, wie es geschah, aber plötzlich machte Duncan Mor einen schnellen Satz vorwärts, und noch im Sprung faßte er mit seinem langen rechten Arm nach meinem Stuhl und gab der Lehne einen Stoß. Ich

wurde aus dem Stuhl quer durchs Zimmer katapultiert. Im Fallen spürte ich den heißen Feuerstoß des Revolvers, dessen Knall mir fast das Trommelfell zerriß.

Ich schlug mit dem Kopf auf dem Boden auf und hatte fast das Bewußtsein verloren, aber ich versuchte, wieder aufzustehen. Als ich den Kopf hob, sah ich Duncan Mors breiten Rücken, der sich zwischen mich und den Major geschoben hatte. Der feuerte wieder, und das Zimmer war voll von einem beißenden Geruch. Duncan Mor schien in die Brust getroffen; sein Oberkörper machte eine halbe Drehung, als würde er in die Knie gehen und zusammenbrechen. Er ließ die Arme hängen, und ich beobachtete, wie sich seine Fäuste ballten und wieder öffneten. Dann machte er einen Schritt auf den Major zu und stürzte sich mit einem Sprung über den Schreibtisch auf ihn. Seine Hände suchten Cassells Kehle, und der Major sackte unter seinem Gewicht zusammen.

Ich wollte aufstehen, aber meine Beine schienen aus Gummi zu sein. Ein verschnörkeltes silbernes Tintenfaß auf dem Schreibtisch war bei dem Kampf umgestürzt, und nun tropfte die Tinte in einem dünnen Rinnensal auf den Teppich, wo sich bereits eine kleine schwarze Lache

gebildet hatte. Ich starre benommen auf die heruntertropfende Tinte und hatte das Gefühl, daß sich das Zimmer um mich herum drehte.

Wieder meinte ich, Stimmen zu hören, und irgendwie gelang es mir, mich aufzurichten. Die Stimmen schienen näher zu kommen, und ich war sicher, daß ich jetzt Schritte vernahm, die die steinerne Treppe zur Lodge heraufstürmten.

Unsicher tat ich einen Schritt in die Mitte des Zimmers und wunderte mich, daß die beiden Gestalten hinter dem Schreibtisch so ruhig waren. Der Fußboden schien sich auf mich zu zubewegen, vor meinen Augen explodierte etwas, und plötzlich sah ich tausend Sterne. Ich verlor das Bewußtsein.



ls ich die Augen wieder aufschlug, lag ich auf einem Sofa in einem fremden Zimmer. Das Licht tat mir weh, und so schloß ich die Augen schnell wieder. Meine Stirn brannte, und in meinem Kopf hämmerte es wie wild. Ich fühlte mich schwach und schwindlig und dachte, ich müßte mich gleich übergeben.

Ich schützte mich mit der Hand vor dem grellen Licht und machte die Augen wieder auf. Als ich mich in dem Zimmer umsah, entdeckte ich Hector MacLeod, der vor dem Kamin stand und sich den Rücken wärmte. Er kam sofort zu mir herüber und beugte sich über mich.

Ich bemerkte mit einem Schreck, daß er innerhalb weniger Stunden um Jahre gealtert war und wie ein Greis aussah. Sein Gesicht war grau vor Erschöpfung und gramgezeichnet. Zum erstenmal bemerkte ich jetzt die dicken Tränensäcke, die er unter den Augen hatte, und die tiefen Falten um seine Mundwinkel.

»Wie fühlst du dich, Alasdair Beag?« fragte er mit einem müden Lächeln.

»Prima«, sagte ich, »bis auf meinen Kopf. Er tut ein bißchen weh.« Ich schüttelte mich. »Es ist furchtbar kalt hier drin.«

Hector zog mir die Decken bis zum Kinn herauf. Man hatte sie mir über die Beine gelegt, aber ich hatte gar nicht gemerkt, daß sie dalagen. »Der Arzt von Staffln ist hier«, sagte Hector. »Er kommt gleich und sieht nach dir.«

Ich blinzelte und versuchte, die weißen Punkte zu verscheuchen, die mir vor den Augen tanzten. »Wo bin ich?« fragte ich.

Er sah mich nachdenklich an. »In der Lodge«, antwortete er schließlich.

Langsam kam mir wieder die Erinnerung an alles, was im Arbeitszimmer des Majors geschehen war, und ich rief: »Ist Duncan Mor etwas passiert? Und der Major, der ist doch nicht etwa entkommen?«

Hector MacLeod strich sich mit der Faust über sein stachliges Kinn. Es klang wie Sandpapier auf Holz. »Duncan Mor hat es dem Major gegeben«, sagte er schließlich. »Nein, nein, er ist uns nicht entwischt.«

»Und kümmert sich der Doktor jetzt um Duncan Mor?« wollte ich wissen.

Hector schluckte und sagte mit erstickter Stimme: »Ja, genau. Der Doktor kümmert sich um Duncan Mor.« Er tätschelte mir linkisch den Kopf. »Ruh dich jetzt aus, Alasdair Beag. Du brauchst Ruhe.«

Ich folgte ihm mit den Augen, während er wieder zum Feuer zurückging, und wieder fiel mir auf, wie alt und müde er aussah. Er holte seine Pfeife heraus und sah sie geistesabwesend an. dann steckte er sie wieder in die Tasche. Ich schloß dankbar die Augen und wäre wohl sofort eingeschlafen, wenn nicht in diesem Augenblick der Arzt hereingekommen wäre.

Der Arzt war ein kleines Männchen mit einem schrumpfligen Gesicht wie ein Gnom. Er setzte sich auf das Sofa und fühlte meinen Puls und redete derweil über meinen Vater, den er, wie er sagte, gut gekannt hatte. Er hatte eine freundliche, ungezwungene Art und tat überhaupt kein bißchen wie ein Arzt, auch dann nicht, als er mit den Fragen anfing, die einem Ärzte unweigerlich stellen.

Hector MacLeod begleitete ihn zur Tür, wo die beiden eine Zeitlang stehengeblieben und sich leise besprachen. Der Arzt drückte Hector etwas in die Hand. Dann

verabschiedeten sie sich mit einem Händedruck, und die Tür schloß sich hinter dem kleinen Mann.

Hector kam zum Sofa zurück. »Wir bringen dich jetzt nach Hause, Alasdair«, sagte er. »Der Doktor meint, du hast einen Schock und bist ziemlich erschöpft. Aber wenn du erst mal tüchtig geschlafen hast, bist du bald wieder in Ordnung.«

Er half mir auf die Beine und wickelte mir die Decken um die Schultern. Sobald ich stand, überkam mich die Übelkeit von neuem und würgte mich im Hals, und ich war dankbar, daß mich sein kräftiger Arm stützte, während wir zur Tür gingen.

Calum Stewart wartete vor der Tür, als habe er sie die ganze Zeit bewacht. Er lächelte mir zu und faßte mich auf der anderen Seite unter dem Arm. Auf dem Weg durch die Diele warf ich einen Blick in den Flur, wo das Arbeitszimmer des Majors lag, und sah, daß die Tür geschlossen war.

»Ich möchte Duncan Mor sehen, bevor wir gehen«, sagte ich flehend.

»Nicht jetzt«, sagten beide wie aus einem Munde und schoben mich hastig weiter in Richtung Tür.

Vor der Lodge parkten mehrere Autos, aber ich war zu müde, um zu fragen, weshalb. Wir stiegen in ein schwarzes Polizeiauto und setzten uns zu dritt auf den Rücksitz. Ich erkannte den Fahrer wieder: es war der Polizist, der versucht hatte, Duncan Mor zu verhaften. Er nickte mir zu, als ich einstieg, und ich hatte mehr denn je das Gefühl, daß ich im Schlaf wandelte, denn von dem Augenblick an, als ich in der Nacht meinen Fuß über die Schwelle der Lodge gesetzt hatte, waren mir alle Ereignisse so unwirklich vorgekommen, als handle es sich um einen Traum.

Wir fuhren schweigend nach Achmore. Ich war zu müde, um etwas zu sagen, und vermutlich ging es den Männern genauso.

Als wir ins Haus traten, war ich überrascht, daß Donald Alec MacDonald auf der Bank in der Küche saß und auf uns wartete. Main und die Cailleach waren noch auf. Mairis kleines Gesicht war blaß und spitz; sie hatte schwarze Ringe unter den Augen. Hector bat sie, ein Glas Milch warm zu machen. Sie warf mir einen besorgten Blick zu und ging dann folgsam hinaus. Die Cailleach saß bucklig auf dem grob geziimmerten Holzstuhl und hielt die

Hände über das Torffeuer im Kamin. Donald Alec MacDonald sagte etwas zu ihr auf gälisch, aber sie gab — wenn sie ihn überhaupt gehört hatte - keine Antwort. Sie wirkte völlig in sich gekehrt und in ihre eigenen grüblerischen Gedanken versunken.

Als ich mich ausgezogen hatte und im Bett lag, kam Hector MacLeod mit einem Glas warmer Milch herein. Er gab mir zwei weiße Tabletten.

»Der Doktor meint, danach könntest du schlafen«, sagte er; »und morgen früh heißt es im Bett geblieben, bis wir festgestellt haben, wie es dir geht.«

Ich schluckte die Tabletten und spülte sie mit der warmen Milch hinunter. Ein Dutzend Fragen drängten sich mir auf die Lippen, aber ich spürte, wie mir die Augen zufielen. Ich zwang mich, nicht auf der Stelle einzuschlafen.

»Weiß Mairi, was... was mit ihrem Vater geschehen ist?« fragte ich.

Hector MacLeod wollte sich leise aus dem Zimmer schleichen; als er meine Stimme hörte, drehte er sich noch einmal um. Er sah mich lange an, bevor er antwortete, und ich merkte, wie mir die Augen wieder zufielen.

»Ja, sie weiß alles«, sagte er ernst, »aber das Mädchen trägt es wie eine Erwachsene.«

Er schluckte, und ich dachte, er würde weitersprechen, aber dann drehte er sich um und ging unvermittelt hinaus.

Ich rollte mich auf die Seite. Ich glaube, ich war bereits eingeschlafen, ehe er die Küche erreicht hatte.

Es war genau zwei Uhr nachmittags, als ich aufwachte. Ich lag schlaftrunken und zufrieden auf dem Rücken und rieb einen Fuß gegen den anderen. Es war das leise Murmeln von Stimmen in der Küche, das mich schließlich vollends wach machte. Ich sprang mit einem Satz aus dem Bett, warf mich in meine Kleider und stürzte durch die Diele in die Küche.

In der Tür blieb ich stehen. Alle Männer von Achmore saßen zusammengedrängt in diesem kleinen Raum. Hector MacLeod, Calum Stewart, Lachlan MacLeod, Donald Alec MacDonald, Roderick MacPherson. Sie waren alle da. Selbst Lain Ban MacDonald, der den Arm in einer Schlinge trug.

Sie alle blickten mich an, aber Hector MacLeod war der einzige, der etwas sagte. Sein Gesicht sah noch immer grau und mitgenommen aus. »Warum bist du nicht im

Bett?« fragte er.

»Ich fühle mich doch völlig gesund«, verteidigte ich mich. »Ich... ich habe lediglich Hunger, das ist alles, was mir fehlt.«

Mairi saß in einer Ecke. Sie erhob sich wortlos und machte mir eine große Schüssel Haferbrei. Ich setzte mich an den Tisch und nahm die Schüssel, dann aß ich ein paar Girdle Scones und trank dazu zwei Tassen starken, süßen Tees.

Die ganze Zeit, während ich aß, saßen die Männer merkwürdig stumm da. Sie unterhielten sich auch nicht untereinander, und zunächst dachte ich, es sei wegen Mairi, die ihren Vater verloren hatte.

Nachdem ich mit dem Frühstück fertig war, blickte ich in die Runde von stummen Gesichtern, und jetzt beschlich mich allmählich ein erster, beunruhigender Verdacht.

»Wie geht es Duncan Mor?« fragte ich.

Niemand antwortete.

Hector MacLeod biß sich auf die Lippe. Calum Stewart schaute auf seine Stiefel. Lachlan MacLeod, dieser dunkle, schweigsame Mann, von dem ich keine Antwort erwartete, selbst er wich meinem Blick aus, als fürchte er, ich könnte

in seinen Augen eine schreckliche Wahrheit lesen. Donald Alec MacDonald stierte hartnäckig an die Decke, Roderick MacPherson kaute auf seinen Fingernägeln, und Lain Ban MacDonald nestelte an seiner Armschlinge herum.

Die sechs Männer von Achmore waren stumm.

»Wie geht es Duncan Mor?« wiederholte ich mit einem Zittern in der Stimme. Angst fraß sich in meine Eingeweide und schnürte mir fast die Kehle zu.

Und noch immer Schweigen.

Ich blickte vom einen zum anderen und versuchte, in ihren Gesichtern, die ich so gut kannte, zu lesen. Einige der Männer wie Calum Stewart und Donald Alec MacDonald waren groß und stämmig; alle aber waren stark. Wie Duncan Mor arbeiteten sie mit ihren Händen, wie Duncan Mor waren sie furchtlos und unerschrocken. Sie würden sich von niemandem einschüchtern lassen und jedem, ob Prinz, ob Bettler, ins Auge sehen, aber nicht ein einziger von ihnen wagte es, meinem Blick zu begegnen. Ich weiß heute, daß sie allesamt eher bereit gewesen wären, dem Teufel zu begegnen, als meine Frage zu beantworten.

Sie überließen es Mairi. Sie stand auf der anderen Seite des Tisches und war dabei, abzuräumen. Sie stellte die Tasse, die sie gerade vom Tisch genommen hatte, wieder hin. Ich sah, wie sie sich mit beiden Händen am Tisch festklammerte.

»Duncan Mor ist tot, Alasdair«, sagte sie mit kaum hörbarer Stimme.

»Nein!« schrie ich. Und wieder: »Nein!« Und noch einmal: »Nein!« Ich versuchte die Tränen, die mir in die Augen schössen, zu unterdrücken. »Das ist nicht wahr. Das ist« - meine Stimme überschlug sich - »einfach nicht wahr!«

Hector MacLeod holte tief Atem. »Doch. Duncan Mor ist nicht mehr«, sagte er feierlich, »und der Tod kommt zu uns allen, wenn uns die Stunde schlägt, aber solange noch einer von uns am Leben ist, wird der Große mit uns leben. Meinst du, ich könnte je nach Mealt hinüberschauen, ohne ihn dort zu sehen? Meinst du, ich könnte je wieder ein Ceilidh feiern, ohne sein gewaltiges Lachen zu hören? Nein, nein, Alasdair Beag, nur wer nichts weiter als einen Geldsack zurücklässt, ist tot und vergessen. Der Tod kann einen wie Duncan Mor niemals auslöschen, nicht hier

oben bei uns.«

»Aber wenn er doch bloß gewartet hätte«, sagte ich erschüttert. »Wenn er doch bloß gewartet hätte. Er muß doch gewußt haben, daß ihr ihm alle zur Lodge folgen würdet.«

»Duncan Mor hat es selbst so gewollt«, sagte Roderick MacPherson. »Wir sollten unten an der Straße auf ihn warten, während er alleine weiterging. Wenn er nicht in zehn Minuten wieder zurück wäre, sollten wir die Lodge stürmen.«

Ich saß reglos auf meinem Stuhl und sah keines der Gesichter um mich herum: vor meinen Augen stand das Bild des Majors, der seinen Revolver auf mein Herz gerichtet hielt. Ich hörte wieder die Stimme Duncan Mors.
Und wenn nun zwanzig bewaffnete Männer in die Lodge eindrängen, was dann? Ich sah den Major vor mir mit seinem zusammengekniffenen Mund und hörte seine eisige Antwort. *Wenn jemand versucht, mich zu erledigen, dann glaubt der Junge als erster dran.*

Jemand begann zu sprechen, und ich drehte den Kopf mit einem Ruck nach ihm um. Es war Lain Ban.

»Du kannst sicher sein, daß Duncan Mor genau wußte,

was er tat«, sagte er schlicht, »und ich glaube, daß er mit seiner Arbeit sehr zufrieden ist.«

»Ja«, pflichtete ihm Lachlan MacLeod, der große Schweiger, bei. »Der Große war keiner von denen, die etwas anfangen und es dann nie zu Ende bringen.«

Hector MacLeod stand auf. »Die Beerdigung ist übermorgen«, sagte er. »Wir müssen den Leuten Bescheid sagen.«

Ich wußte in dem Augenblick nicht, was »Bescheid sagen« bedeutete.

Ich weiß nicht, wie ich den Rest des Tages überstanden hätte, wenn das Haus nicht den ganzen Nachmittag über voller Leute gewesen wäre. Main, die Cailleach und ich waren nie länger als fünf Minuten allein, so daß mir keine Zeit zum Grübeln blieb.

Willie kam, um mir zu sagen, daß ein Telegramm von meiner Mutter gekommen sei. Meine Mutter würde noch am selben Abend in Achmore eintreffen. Sobald sie hier sei, würde er die Cailleach zu sich ins Haus nehmen, da sie und seine Mutter Basen seien, und er glaube, daß sie sich bei ihm wohler fühlen würde.

Als ich ihn fragte, was mit Mairi geschehen solle, sagte

er mir: »Och, deine Mutter wird sich um die Kleine kümmern wollen«, und ich hatte den Verdacht, daß in dem Telegramm mehr stand, als er mir verraten wollte.

Im Laufe des Nachmittags erschien auch die Polizei, ein Inspektor mit einer Menge silberner Litzen an der Mütze, und ein Sergeant. Der Sergeant machte Notizen, während mir der Inspektor Fragen stellte. Ich redete lange Zeit mit ihm und erzählte ihm alles, was sich seit meiner Ankunft auf Skye hier abgespielt hatte.

Als die beiden Polizisten fertig waren, räusperte sich der Inspektor voller Wichtigkeit und sagte: »Sir Reginald Gower, der Leiter des Nachrichtendienstes, kommt heute abend nach Portree. Er hat den Wunsch geäußert, sich mit dir zu unterhalten. Ich schicke also morgen früh gegen zehn einen Wagen, der dich abholt.« Er fingerte an seinem Kragen herum und fügte hinzu: »Ich möchte nicht, daß du deinen Freunden hier etwas davon erzählst. Sir Reginalds Besuch ist rein privater Natur und soll es auch bleiben. Die Anweisungen von London lauten: Kein Aufsehen!«

Daraufhin schien er ein bißchen aufzutauen und sein Polizistengehabe abzulegen. Er gab mir die Hand und wünschte mir Glück; mit einem breiten Lächeln meinte er,

ich solle an die Polizei denken, wenn ich die Schule hinter mir hätte und an einen Beruf dächte.

Es war kurz nach sieben Uhr, als meine Mutter ankam. Sie war in Begleitung von Willie, der ihr Gepäck trug. Willie blieb nur für ein paar Minuten, dann ging er mit der Cailleach und ließ meine Mutter, Mairi und mich allein in der Küche zurück.

»Wie um alles in der Welt hast du es geschafft, so schnell hierherzukommen?« fragte ich.

»Nun, du scheinst eine furchtbar wichtige Person geworden zu sein, seit du auf Skye bist«, antwortete meine Mutter mit einem Lächeln. »Ich hatte einen Besuch von Sir Reginald Gower, und er erzählte mir alles, was geschehen ist. Ich flog mit ihm nach Inverness und fuhr von dort mit dem Auto hierher. Sir Reginald sagte mir, er freue sich, dich morgen früh kennenzulernen. Ich bin ... ich bin sehr stolz auf dich, Alasdair.«

Ich hatte erwartet, daß sie völlig außer sich vor Besorgnis sein würde, und hatte mir bereits auf die Flut von Fragen, die sich über mich ergießen würde, passende Antworten zurechtgelegt, aber es kam nicht eine einzige. Sie wandte sich Mairi zu, und die beiden waren alsbald ins Gespräch

vertieft, als kennten sie sich schon seit eh und je. Die Welt schien völlig auf den Kopf gestellt. Meine Mutter benahm sich, als sei ein plötzlicher Flug von London nach Inverness und eine Autofahrt quer durch Schottland nach Skye etwas völlig Alltägliches für sie. Aber schließlich war in den letzten Tagen hier alles ziemlich durcheinandergeraten.

Als ich an dem Abend ins Bett ging, hörte ich Main und meine Mutter noch lange miteinander reden. Wir hatten ausgemacht, daß Mairi mit uns nach London kommen sollte und daß wir unmittelbar nach Duncan Mors Beerdigung abreisen würden.

Der Inspektor hielt sein Wort. Pünktlich um zehn Uhr am nächsten Morgen kam das Polizeiauto, um mich abzuholen. Ich hatte ein wenig Angst, als ich so alleine auf dem Rücksitz saß und nach Portree gefahren wurde. Das Auto hielt vor einem Hotel über der Bucht. Mein Fahrer ging hinein und sprach mit dem Geschäftsführer.

Dieser begleitete mich in den ersten Stock hinauf und klopfte leise an die Tür eines Zimmers am Ende eines langen Korridors. Als eine Stimme »Herein!« rief, machte er einen Schritt zur Seite und ließ mich eintreten.

Als ich im Zimmer stand, hörte ich, wie die Tür leise hinter mir geschlossen wurde. Ich machte ein paar zögernde Schritte. In einem tiefen Sessel saß ein Mann. Er hatte mir den Rücken zugewandt. Vor dem Sessel stand ein Kaffeetisch. Er schob ihn beiseite und sprang auf. Mit zwei schnellen Schritten stand er vor mir und schüttelte mir herzlich die Hand. Das erste, was mir auffiel, war, daß er eher wie ein Crofter als wie ein Peer aussah. Vielleicht war es sein offenes, sonnengebräuntes Gesicht, vielleicht aber auch die Tatsache, daß die meisten Crofter, die ich kannte, die natürliche, ungezwungene Würde hatten, die man irgendwie mit Titeln in Verbindung bringt. Jedenfalls mochte ich ihn auf Anhieb.

Er war nicht sehr groß; genaugenommen war er eher klein und schmächtig, aber die Ausstrahlung seiner Persönlichkeit ließ seine Statur viel größer erscheinen. Er hatte tiefliegende, graue Augen, einen breiten, humorvollen Mund, und er hielt den Kopf ein wenig zur Seite geneigt wie ein neugierig lauschender Vogel. Er trug eine alte Tweedjacke mit Lederflicken auf den Ellbogen, lederne Manschetten, ein flauschiges Hemd mit einer einfarbigen wollenen Krawatte. Nichts an ihm deutete

darauf hin, daß er so etwas wie ein Super-Polizist war, außer vielleicht die unmißverständliche Autorität, die von ihm ausging, und seine scharfen grauen Augen. Ich hatte das unangenehme Gefühl, daß er in mich hineinsah bis auf die Knochen.

»Nun, mein Junge, setz dich erst mal hin«, sagte er. Seine Stimme war überraschend tief für so einen kleinen Mann und ohne irgendeine Spur von Affektiertheit.

Als ich mich setzte, sah ich, daß auf dem Kaffeetisch Dutzende von Angelhaken und Fliegen herumlagen.

Sir Reginald folgte meinem Blick und sagte mit einem kleinen Lächeln: »Du und deine Freunde, ihr scheint mir alle Arbeit abgenommen zu haben, so daß ich ebensogut ein bißchen angeln kann, wenn ich schon auf Skye bin.«

Ich murmelte etwas, worauf er fragte: »Angelst du gern?«

Ich sagte ihm, daß mir Duncan Mor das Angeln beigebracht hätte.

»Duncan MacDonald, hm?« fragte er.

Ich nickte und spürte einen Kloß im Hals, als er seinen Namen wiederholte.

»Es wäre mir eine große Ehre gewesen, deinen Freund

MacDonald kennenzulernen», sagte er langsam. Er unterbrach sich und zündete sich eine Zigarette an. Mit den Augen an der Decke saß er in seinen Stuhl zurückgelehnt da und blies Ringe in die Luft. »Du weißt, daß er aus einer ganz kurzen Entfernung erschossen wurde«, fuhr er dann fort, den Blick noch immer zur Decke gerichtet. »Die Ärzte behaupten, daß jeder normale Mensch innerhalb von Sekunden tot gewesen wäre, aber Duncan MacDonald schaffte es noch, Cassell zu erledigen. Er muß das Herz eines Löwen gehabt haben.«

»Duncan Mor hatte vor nichts und vor niemandem Angst«, sagte ich. Ich schaute auf den Boden, vor Angst, ich könnte die Fassung verlieren und jeden Augenblick losheulen.

»Erzähl mir von ihm!« sagte Sir Reginald nur. »Wie du ihn kennengelernt hast. Wie du in diese Geschichte hineingeraten bist. Alles.«

Ich begann zunächst stockend, gewann dann aber allmählich immer mehr Selbstvertrauen und vertiefte mich so sehr in meine Geschichte, daß ich darüber beinahe vergaß, daß der Mann, der mir gegenüber saß, der Leiter von MI 5 war. Ich erzählte ihm meine Geschichte von

Anfang an, genauso, wie ich sie hier niedergeschrieben habe, und er hörte mir wortlos zu, aber seine lebendigen grauen Augen waren die ganze Zeit unverwandt auf mein Gesicht gerichtet.

Als ich geendet hatte, sagte er nachdenklich: »Das gibt eine gute Geschichte. Der angebliche Major Cassell war ein schlauer Fuchs. Er schaffte es, uns eine lange Zeit an der Nase herumzuführen. Freilich ist ihm nie in den Sinn gekommen, daß ein kleiner Junge und eine Handvoll von Crotern schlauer sein könnten als er. Es ist die uralte Geschichte vom Profi, der voller Verachtung auf den Amateur herabblickt. Wir sind immer ein Volk von Amateuren gewesen, mein Junge, und ich hoffe zu Gott, daß es auch in Zukunft so bleiben wird. Was ich jetzt sage, sollte ich eigentlich nicht sagen, aber es sind immer wieder die Amateure gewesen, die uns am Ende gerettet haben.

Natürlich haben wir nicht geschlafen. Nachdem Ransome spurlos verschwunden war, ließen wir Hunt und Reuter Tag und Nacht bewachen. Unserem Agenten gelang es, an Hunt dranzubleiben und ihn bis Lochailort zu verfolgen. Leider wurde unser Mann seinerseits beobachtet, und du

weißt ja, was ihm widerfahren ist. Er hatte keine Gelegenheit mehr, uns seine Geschichte zu erzählen.«

»Eines habe ich nie verstanden, Sir«, sagte ich zögernd: »Wieso hat mir Ihr Agent nicht einfach gesagt, daß Hunt nach Achmore Lodge fuhr, statt mir diese geheimnisvolle Botschaft mit dem Hinweis auf den Berg des Roten Fuchses in die Hand zu drücken?«

»Die Antwort darauf ist ganz einfach«, entgegnete Sir Reginald. »Unser Agent wußte nicht einmal, daß es Achmore Lodge gibt. Du darfst nicht vergessen, wir tappten völlig im dunkeln. Die Informationen, die wir besaßen, waren nur ganz vage. Wir wußten, daß Ransome und ein Mitglied des Außenministeriums für eine fremde Regierung arbeiteten und daß es Agenten dieses Landes gelungen war, sie aus England herauszuschmuggeln. Das einzige wirklich handfeste Stück Information, das wir aufstreiben konnten, war, daß der Leiter des Spionagerings unter dem Decknamen ›Roter Fuchs‹ arbeitete.

Um aber noch einmal auf unseren Agenten zurückzukommen, der Hunt auf den Fersen war: Er wußte, daß der Zug bis nach Mallaig fuhr. Es war logisch, daß Hunt auf dem Weg zu einem Treffpunkt war, von dem aus

er das Land verlassen würde, und welchen besseren Ort für einen solchen Treffpunkt konnte es wohl geben als die Insel Skye? Wenn es tatsächlich Skye war, dann würde Hunt vermutlich auf ein Schiff warten, das ihn außer Landes brachte. Denn Skye, mußt du wissen, hat, obgleich die Insel nur knappe dreißig Kilometer lang ist, eine Küstenlinie, die sich über Tausende von Kilometern erstreckt. Eine lange, einsame Küstenlinie.

Ich vermute, daß sich unser Agent von irgend jemandem im Zug eine Landkarte entliehen hat. Ein erheblicher Teil der Reisenden fuhr mit Sicherheit nach Skye, und unter denen waren zweifellos etliche Bergsteiger und Wanderer — Leute also, die gewöhnlich Landkarten bei sich haben. Sein nächster Schritt, wenn ich mich nicht gewaltig irre, war dann, die Landkarte — besonders die Küste — zu studieren und eine Stelle zu finden, die in Frage kam, um einen Mann unbemerkt aus dem Land zu schmuggeln. Meiner Meinung nach muß er dabei auf den Berg gestoßen sein, der auf der Karte als Berg des Roten Fuchses angegeben ist. Ein Berg, der nur wenige Kilometer entfernt war von einer Bucht in einem völlig abgelegenen Teil der Insel. Ich glaube, daß er die Stelle einfach wegen

der Namensgleichheit wählte. Er hätte natürlich auch völlig danebengreifen können. Daß er jedoch recht hatte, haben die Ereignisse inzwischen ja bewiesen.

Versetzt dich einmal in die Lage unseres Agenten, der plötzlich entdeckt, daß auch ihm jemand auf den Fersen ist. Er mußte seinen Verfolger um jeden Preis abschütteln, sonst war sein Leben keinen Pfifferling mehr wert. Zugleich mußte er versuchen, uns Nachricht zu geben über das, was er wußte, falls es ihn tatsächlich erwischte. Vermutlich wußte er, daß Hunt von mehreren Leuten bewacht wurde. Er konnte niemandem trauen. Also gab er die Botschaft dir - einem Schuljungen. Wer würde schon auf den Gedanken kommen, ein Schuljunge könnte eine Botschaft für MI 5 bei sich tragen? Niemand. Leider«, sprach er weiter, dabei zwinkerte er mit den Augen, »— oder sollte ich eher sagen glücklicherweise? - hast du, anstatt die Botschaft weiterzugeben, zu ziemlich eigenwilligen Methoden gegriffen.«

Die ganze Zeit hatte mir eine Frage auf der Zunge gelegen. Als er eine Pause machte, um sich eine Zigarette anzuzünden, nutzte ich die Gelegenheit und fragte.

»Aber wie kam denn Dr. Reuter nach Skye, ohne daß

man seiner Spur gefolgt war? Sie sagten doch, er sei Tag und Nacht bewacht worden.«

Sir Reginald verzog das Gesicht. »Sie haben uns mit einer sehr einfachen List reingelegt«, sagte er. »Reuter fuhr mit einem Taxi von Marwell nach London. In der Nähe des Euston-Bahnhofs bezahlte er den Fahrer und verschwand in einem Cafe. Unser Agent folgte ihm in das Cafe und setzte sich an einen Tisch in der Ecke, von wo aus er den ganzen Raum überblicken konnte. Reuter bestellte einen Kaffee und Kekse und ging dann zur Toilette. Wie du ja weißt, war es nicht schwer, Reuter im Auge zu behalten. Er geht mit einem sehr auffälligen Hinken, und damals trug er eine funkelnagelneue Aktentasche. Nun, aus der Toilette kam ein Hinkefuß mit derselben neuen Aktentasche unterm Arm wieder heraus, bezahlte die Rechnung und nahm ein Taxi zum Victoria-Bahnhof. Von Victoria fuhr er mit der Bahn nach Dover, und unser Mann blieb ihm dicht auf den Fersen.

Wahrscheinlich ahnst du bereits, daß der Mann im Zug nach Dover nicht Dr. Reuter war. Es war lediglich ein Double. Er war ausstaffiert wie Reuter, trug genau dieselben Kleider und ahmte Reuters hinkenden Gang

nach. Der Rollentausch erfolgte in der Toilette des Cafes. Zweifellos ging Reuter, nachdem die Luft rein war, wieder zum Euston-Bahnhof zurück, und dann spielte sich wohl alles genauso ab wie bei Ransome und Hunt. Du kannst mir glauben, dieser Major Cassell war ein außerordentlich gründlicher Organisator. Ich habe inzwischen die Unterlagen, die wir in Achmore Lodge fanden, genau gelesen: das ganze Unternehmen wurde mit militärischer Präzision geplant.«

»Haben Sie alle Beweise gefunden, die Sie brauchen, Sir?« fragte ich.

Sir Reginald nickte. »Zusätzlich zu den Unterlagen, die wir fanden, hat Dr. Reuter ein volles Geständnis abgelegt. Einer der drei Männer, die sich in der Fischerhütte in der Bucht verschanzt hatten, ist inzwischen an seinen Verletzungen gestorben, die anderen beiden haben ebenfalls ein volles Geständnis abgelegt. Der einzige Einheimische, der in die Sache verwickelt war, war Beaton. Er ruderte sie im Fischerboot hinaus zum U-Boot und bekam dafür ein hübsches Sümmchen Geld. Der Sund von Raasay ist ein recht gefährliches Gewässer, sie brauchten einen Einheimischen, der mit dem Boot

umgehen konnte. Und nicht nur deshalb. Sie sagten sich ganz richtig, wenn man sie bei ihrem Treiben gesehen hätte, dann hätte die Anwesenheit eines Einheimischen einen möglichen Verdacht zerstreut. Selbstverständlich hätten sie Beaton am Ende liquidiert. «

»Hat man ... hat man ihn schon gefunden?« Es fiel mir schwer, diese Frage zu stellen, denn ich hatte den Mann gekannt und immerhin einige Zeit unter demselben Dach mit ihm gelebt.

»Nein, man hat ihn nicht gefunden und wird ihn wahrscheinlich auch nicht finden«, sagte Sir Reginald. »Es steht außer Zweifel, daß er bei der Explosion auf der Brücke den Tod gefunden hat. Niemand hätte so etwas überlebt. Sein Leichnam wurde ins Meer hinausgeschwemmt, und wie man mir gesagt hat, ist die Strömung vor der Küste so gewaltig, daß die Wahrscheinlichkeit, ihn zu finden, sehr gering ist.«

Bei dem Gedanken, daß mir beinahe dasselbe Schicksal widerfahren wäre, konnte ich ein Schaudern nicht unterdrücken.

Sir Reginald erzählte mir noch eine ganze Menge mehr, was hier zu berichten mir allerdings nicht gestattet ist. Ich

mußte schwören, alles für mich zu behalten. Schließlich erhob er sich und blieb vor mir stehen.

»Du hast einen guten Freund verloren, Alasdair«, sagte er langsam, »und wenn ich mich nicht sehr täusche, kannst du dich glücklich schätzen, wenn du je wieder jemandem wie ihm begegnest. Ich kann natürlich nicht im Namen der Regierung Ihrer Majestät sprechen, aber das verspreche ich dir, wenn ich wieder in London bin, geht mein Bericht direkt an den Innenminister. Ich werde darin dringend empfehlen, Duncan MacDonald posthum das Georgskreuz zu verleihen.«

»Ich kann einfach nicht glauben, daß Duncan Mor tot ist«, sagte ich.

Ich glaube, daß weise Männer überall gleich denken, seien sie nun einfache Crofter oder Männer in den höchsten Regierungsämtern, denn Sir Reginald Gower gab mir fast die gleiche Antwort wie Hector MacLeod.

»Die Tapferen sterben nicht, Alasdair«, sagte er ernst. »Ihre Taten werden noch leben, wenn wir schon alle tot sind.«

Das waren seine letzten Worte zu mir, obgleich er mich durch das ganze Hotel zu dem wartenden Auto vor der Tür

begleitete. Ich war ihm für sein Schweigen dankbar. Ich wußte, daß er Duncan Mor ganz genau kannte, wenn er ihm auch nie im Leben begegnet war.



in eisiger Wind fegte vom Nordwesten her über die Insel und jagte die weißen Wolken im Sturm über den Himmel. Das Wasser des Sundes schwoll und hob seine schäumenden Kämme. Von der Höhe des Cnoc ant Sithein sah ich die gewaltigen Gischtwolken der Wellen, die sich an den Felsen vor Rubha nam Brathairean brachen. An diesem Morgen würde in Achmore kein Spatenstich getan werden; nicht ein einziges Torfscheit würde geschichtet und nicht ein Grashalm würde geschnitten werden. Und nicht nur in Achmore, sondern in allen Gemeinden im Umkreis von vielen Meilen.

Ich entdeckte Menschen auf der Landstraße. Einige gingen zu zweit, manche in kleinen Grüppchen von dreien oder vieren. Alle waren sie auf dem Weg zu dem Haus am Fluß in Mealt. Sie kamen von Norden und von Süden. Vor gut einer Stunde bereits hatte ich einige von ihnen vom Westen her kommen sehen, winzige schwarze Punkte auf dem Grün des Berghangs, die sich, langsam von dem Langen Tal kommend, durch den Bealach na Leacaich

bewegten.

Ich stieg hinunter vom Cnoc ant Sithein und rannte zum Haus zurück. Die Männer von Achmore warteten bereits auf mich. Sie sahen merkwürdig fremd aus in ihren guten blauen Anzügen und den steifen weißen Kragen.

Hector MacLeod zog eine große goldene Uhr aus seiner Westentasche und warf einen prüfenden Blick darauf.

»Es wird Zeit, daß wir aufbrechen«, sagte er ernst, und damit machten wir uns auf den Weg.

Nie werde ich den Anblick vergessen, der sich mir bot, als wir vor Mealt durch das Gatter schritten und von der anderen Seite des Walls auf den Fluß hinuntersahen. Vor dem Haus Duncan Mors hatten sich gewiß mehr als zweihundert Männer versammelt.

Hector MacLeod ging voran durch die Schar der wartenden Männer, schüttelte Hände, wo er bekannte Gesichter entdeckte, und betrat das Haus. Wir folgten ihm in die Küche. Ich setzte mich auf die Bank zwischen die Männer von Achmore, die links und rechts von mir bereits Platz genommen hatten, gegenüber dem Foto von der Mannschaft der *Empire Rose*, das über dem Kamin hing.

Jemand mußte das Zimmer aufgeräumt haben. Über der

Rückenlehne der Bank hingen keine alten Mäntel und Jacken mehr, der Schlingendraht und das Werkzeug waren von dem Tisch unterm Fenster verschwunden. Der Pfarrer, ein kleiner, weißhaariger Mann, stand da, auf den Tisch gestützt, und sah zum Fenster hinaus.

Immer mehr Männer strömten in die Küche und bildeten ein dichtes Gedränge. Durch die offene Tür sah ich, daß die Diele ebenfalls brechend voll war. Niemand sprach. Alles, was man hörte, war das Atmen der Männer, ein gelegentliches Räuspern oder Husten.

Der Pfarrer wandte sich den Männern in der Küche zu und faltete die Hände. Die Männer senkten die Häupter, während er ein Gebet auf gälisch sprach. Ich saß noch immer mit geschlossenen Augen da, als der Präzentor mit tiefer Baßstimme einen Psalm anstimmte. Alle Männer in der Küche und ebenso die Männer in der Diele und vor dem Haus fielen in den Psalm ein.

Darauf las der Pfarrer ein Kapitel aus der Bibel. Seine ruhige, sonore Stimme hob und senkte sich, hob und senkte sich wie das uralte Rauschen des Meeres. Er klappte die Bibel ehrfurchtvoll zu, und wieder begann der Präzentor mit seiner tiefen Stimme zu psalmodieren.

Die Stimmen verstummt allmählich; Hector MacLeod gab mir ein Zeichen, mich zu erheben, und ich folgte den Männern hinaus ins Freie. Der polierte Eichensarg wurde hinausgetragen und auf zwei Stühle gestellt. Die Männer von Achmore nahmen zu beiden Seiten des Sarges

Aufstellung. Alle übrigen stellten sich in Zweiergruppen auf und setzten sich in Bewegung. Nach etwa zwanzig Metern blieben die ersten sechs Männer stehen und ließen den Zug zwischen sich passieren. Sie standen sich im Abstand von ein paar Metern gegenüber, so daß sie ein Spalier bildeten. Dasselbe Manöver wiederholte sich alle zwanzig Meter, bis der Zug der Männer auf dem Pfad, der zur Landstraße führte, nicht mehr zu sehen war.

Hector MacLeod nahm die Kordel am Kopfende des Sarges und drückte sie mir in die Hand. »Der Sohn muß den Vater führen«, sagte er ruhig, »und Duncan Mor war dir ein zweiter Vater, Alasdair Beag. Es schickt sich, daß du ihn auf seiner letzten Reise geleitest.«

Daraufhin hoben die Männer von Achmore, drei auf jeder Seite, den Sarg in die Höhe. Die Kordel fest in der Hand, ging ich langsam und mit feierlichem Schritt voran auf dem Weg zu Duncan Mors letzter Ruhestätte.

Als wir die ersten sechs Männer erreichten, übernahmen sie den Sarg von den Trägern. Die Männer von Achmore nahmen jetzt in Zweierreihen Aufstellung und schritten vor mir her. Zwanzig Meter weiter übernahmen die nächsten sechs den Sarg, und auf diese Weise wurde jedem der Männer die Ehre zuteil, Duncan Mor zu tragen.

Als der kleine Friedhof oberhalb von Rubha nam Brathairean vor uns auftauchte, bildeten die Männer links und rechts des Weges ein langes Spalier. Ich sah keines der Gesichter, denn meine Augen waren blind von Tränen.

Ich stand am Grab und hatte die Menschen um mich herum vergessen. Tränen strömten mir über das Gesicht. Hector MacLeod faßte mich am Arm, und ich sah, daß seine Wangen feucht waren. Ich war stumm vor Schmerz. Die Männer standen mit gesenkten Häuptern da, bis alles vorbei war. Dann traten wir den Heimweg nach Achmore an. Unterwegs sagte keiner von uns ein Wort.

Ich trennte mich von Hector MacLeod vor seinem Haus. Er sagte: »Du wirst nie wieder einem Menschen wie ihm begegnen, Alasdair Beag, nicht auf der ganzen weiten Welt.«

Ich schlich mich ins Haus und zog mich um. Ich hörte,

wie sich meine Mutter und Main in der Küche unterhielten. Da ich nicht gesehen werden wollte, ging ich auf Zehenspitzen durch die Diele zur Tür. Ich rannte den ganzen Weg bis zum Cnoc ant Sithein, ohne stehenzubleiben.

Ich warf mich in das grüne Gras. Auf dem Rücken liegend, hielt ich mir die Hand vor die Augen und folgte den weißen Wolken, die über den Himmel zogen wie Segelschiffe im Wind. Wie oft hatte ich auf diesem grünen Hügel Zuflucht gefunden, wenn ich allein sein wollte mit meinen Gedanken!

Der Feenhügel! Wenn es nur wahr wäre! Wenn es doch so wäre, daß ich einem grünen Männlein meinen Wunsch nur zuzuflüstern brauchte, damit er in Erfüllung ginge. Was hätten wir an einem Tag wie diesem nicht alles getan, Duncan Mor und ich! Wir wären durch das Heidekraut gestreift, und wer noch nie durch das Heidekraut der Highlands gezogen ist, der weiß nicht, was es heißt zu leben.

Ich erhob mich und schlug den Weg durchs Moor nach Mealt ein. Ohne eine bewußte Absicht folgten meine Füße dem Pfad hinauf zum Berg. Ich blickte direkt vor mir in

das dunkle Antlitz des Sgurr a' Mhadaidh Ruaidh, über dessen Gipfel eine zarte weiße Wolkenkrone hing.

Ich überquerte den Fluß, bevor ich den Loch Liuravay erreichte, und begann an der Südseite des Sees meinen Aufstieg. Rings um mich ragte eine gewaltige Felswand auf, die hier und dort von grünen Simsen durchbrochen war, auf denen grasende Schafe wie kleine weiße Punkte hingen.

Ich stieg, dem Lauf eines Wildbaches folgend, über einen Bergrücken weiter und kam schließlich zum Schafspferch von Achmore. Ich setzte mich mit dem Rücken gegen die Mauer des Pferchs und schläng die Arme um die Knie. Vor mir lag das Moor. Ich blickte hinunter auf Achmore und hinüber zu der Insel Rona, und in der Ferne sah ich die Bergkette von Applecross. Dann hob ich die Augen, und mein Blick fiel auf die steile Nordwand des Sgurr a' Mhadaidh Ruaidh.

Und so geschah es. Einen Augenblick lang schaute ich übers Moor auf Achmore hinunter und wollte umkehren, und im nächsten Augenblick war ich bereits fest entschlossen, den Berg des Roten Fuchses zu besteigen. Vielleicht werden alle wirklich bedeutsamen

Entscheidungen im Leben auf diese Weise getroffen, im Bruchteil einer Sekunde, in dem winzigen Augenblick, den es dauert, den Kopf von links nach rechts zu drehen.

Ich stand auf und setzte meinen Aufstieg fort. Als das Gelände zu steil wurde, ging ich im Zickzack am Berghang weiter, wie Duncan Mor es mich gelehrt hatte. Meine Beine spürten auf diese Weise die Anstrengung weniger, und ich kam schneller voran.

Als ich etwas über die Hälfte der Entfernung geschafft hatte, machte ich eine Atempause und drehte mich um. Mein Blick reichte von hier bis zu der fruchtbaren Ebene um Staffln mit ihren grünen Wiesen und den zusammgedrängten weißen Häusern des Ortes. Vor der Küste konnte ich jetzt die Insel Flodigarry sehen. Auf der anderen Seite über dem Moor entdeckte ich den gewundenen Lauf des Staffin-Flusses, dem ich mit den Augen bis zur Bucht hinunter folgte. Im Norden sah ich den gezackten Kamm des Quiraing in seiner ganzen Ausdehnung vor mir, und der Loch Mealt, dieser winzige See, den nur eine schmale Landzunge vom Sund trennte, sah von hier oben aus wie ein schmaler Priel.

Und weiter ging es, hinauf über die steilen Flanken des

Berges. Es war, als kletterte ich die Innenwand eines riesigen Kessels hoch, denn der Berg wölbte sich wie eine gewaltige überhängende Mauer, die den Loch Liuravay umschloß.

Je höher ich kam, desto kahler wurde der Berghang, und ich mußte über Geröllhalden klettern. Einmal zögerte ich zu lange, um sicheren Halt unter den Füßen zu bekommen. Ich rutschte ab und löste einen kleinen Erdrutsch aus. Ich glaube, ich rutschte lediglich drei oder vier Meter abwärts, aber es jagte mir einen gewaltigen Schreck ein. Ich folgte einem Felsbrocken, der sich unter meinem Gewicht gelöst hatte, mit den Augen und sah, wie er Hunderte von Metern abwärts über den Hang kollerte, bis er auf einem massiven Felsblock aufprallte und in tausend Stücke zerbarst.

Ich ging weiter. Mit leichtem, schnellem Schritt stieg ich über die Geröllhänge, wie Duncan Mor es mich gelehrt hatte. Leicht mit der Fußspitze auftreten, so hatte er gesagt, und dann ein paar kurze, schnelle Schritte, ehe die Steine sich lösen und unter mir wegrutschen konnten. Ich stieg immer höher, bis es schien, als ginge es nicht mehr weiter, denn ich war unter einem nackten Felsvorsprung angelangt, der gut und gern seine sechs oder sieben Meter

hoch war.

Ich sah in die Tiefe, und mir wurde fast schwindlig. Ich konnte kaum fassen, daß ich in solche Höhe hinaufgeklettert war. Ich kam mir vor wie eine Fliege auf einer Fensterscheibe; wenn ich einen Fuß hob, würde ich mit Sicherheit in die Tiefe stürzen. Ich zwang mich, den Blick in die Höhe zu richten, und dabei sah ich die Vertiefung im Berggrat. Sie lag südlich von mir. und der einzige Weg, um zu ihr hinüber zu gelangen, führte unter der vorspringenden Felswand hindurch.

Ich hatte Angst, in die Tiefe zu blicken, aber ich kletterte entschlossen weiter. Hin und wieder ließ ich mich auf die Knie fallen, doch ich bewegte mich stetig vorwärts.

Trotz des kalten Windes, der mir um die Ohren pfiff, war ich in Schweiß gebadet, als ich schließlich mit weichen Knien aus der Mulde auftauchte. Ich war auf dem Gipfelgrat angelangt.

Trotz meiner Erschöpfung ging ich mit schnellem Schritt auf dem Grat entlang über das weiche Gras. Der Wind blies mir mit Eiseskälte durch die Knochen und ließ mich fast erstarren, und zugleich flößte er mir Kraft ein. Schafe grasten um mich herum und hoben die Köpfe, als sie mich

sahen, dann, als ich näher kam, wandten sie sich ab und hoppelten davon. Zwei schwarze Nebelkrähen kreisten über mir und drehten dann nach Süden ab. Der Grat wurde schmäler, als ich mich dem Gipfel des Sgurr a' Mhadaidh Ruaidh näherte, an dessen Nordseite eine riesige Felsspalte klaffte. Ich kroch auf allen vieren weiter und sah auf dem Bauch liegend hinunter in die Spalte. Es war, als habe jemand den Fels mit einer riesigen Axt gespalten. Ich starnte in einen jähnen Abgrund hinab und erblickte über dreihundert Meter unter mir den Loch Liuravay. Ich kroch zurück auf die Südseite des Grats, wo das Land sanft zum Moor hin abfiel, ehe ich weiterging.

Ich rannte die letzten paar Meter bis zum Gipfel des Berges des Roten Fuchses und warf mich bäuchlings in das kurze Gras. Unter mir lag ganz Trotternish ausgebreitet. Ich blickte auf den Mealt hinab, der sich durch das flache Land schlängelte, ehe er sich mit Macht dem Meer entgegenstürzte. Meilenweit sah ich die Dörfer unter mir liegen.

Wie lange ich so dalag, weiß ich nicht. Der Himmel war klar, als ich den Gipfel erreicht hatte; als ich mich an den Abstieg machte, begann sich der Storr in Nebel zu hüllen.

Mit Sicherheit weiß ich jedoch, daß mir nicht mehr traurig ums Herz war. Ich hatte den Berg des Roten Fuchses bestiegen, wie ich es mit Duncan Mor getan hätte, und fühlte eine wilde, unbändige Freude in mir aufsteigen.

Es geschah am Südhang des Grates auf meinem Weg nach unten. Die Leute hier im Norden erzählen, daß einem das Licht in den Bergen merkwürdige Streiche spielt, daß ein Schatten auf dem nackten Fels plötzlich die Gestalt eines Menschen annehmen kann. Vielleicht haben sie recht. Ich weiß nur, daß ich plötzlich den Blick hob. Und da sah ich ihn.

Er stand auf einem Sims, ein paar Meter über mir, sein graues Haar vom Wind zerzaust. Ich sah seine strahlenden Zähne, die er in einem Lächeln entblößte, und die weite Bewegung seines Armes, mit dem er mir zuwinkte. Ich rief seinen Namen und ging auf ihn zu. und dann brach die Sonne durch die Wolken: die Schatten verschwanden, und ich starrte auf den kahlen Fels über dem Sims.

Ich wußte jetzt: Wohin ich auch ging auf Skye, Duncan Mor würde stets an meiner Seite sein.

Nie hätte der zwölfjährige Alasdair gedacht, daß sein Urlaub auf der schottischen Insel Skye ihn in ein solches

Abenteuer verwickeln würde. Schon die Fahrt hatte rätselhaft begonnen. Eine Botschaft ist ihm heimlich zugesteckt worden und hat natürlich seine Neugier geweckt. Es folgten seltsame nächtliche Ausflüge seines Gastgebers, unerklärliche Besuche, dunkle Anspielungen

...

Wenn nicht Duncan Mor, sein großer Freund und Kamerad, gewesen wäre - nie hätte sich Alasdair aus den tödlichen Gefahren befreien können, in die er geraten war.